Harte Busse ū: Schreckliche Casteÿung der Fackirs in INDIEN.

Digitized by Google

Die

Heutige Historie

oder der

Gegenwärtige Staat

von

INDOSTAN

und

CEILON,

Oder

dem eigentlich so genannten

Indien,

Enthaltend eine ausführliche Beschreibung aller Reiche, Staaten und Länder

des Grossen Mogols,

und

der Europäischen Handels-Plätze auf denen See-Küsten

Malabar und Coromandel.

Nach dem Englischen und Holländischen

Herrn SALMONS und Herrn v. GOCH,

In Deutscher Sprache

nebst einer Land-Charte ausgefertiget.

364.27

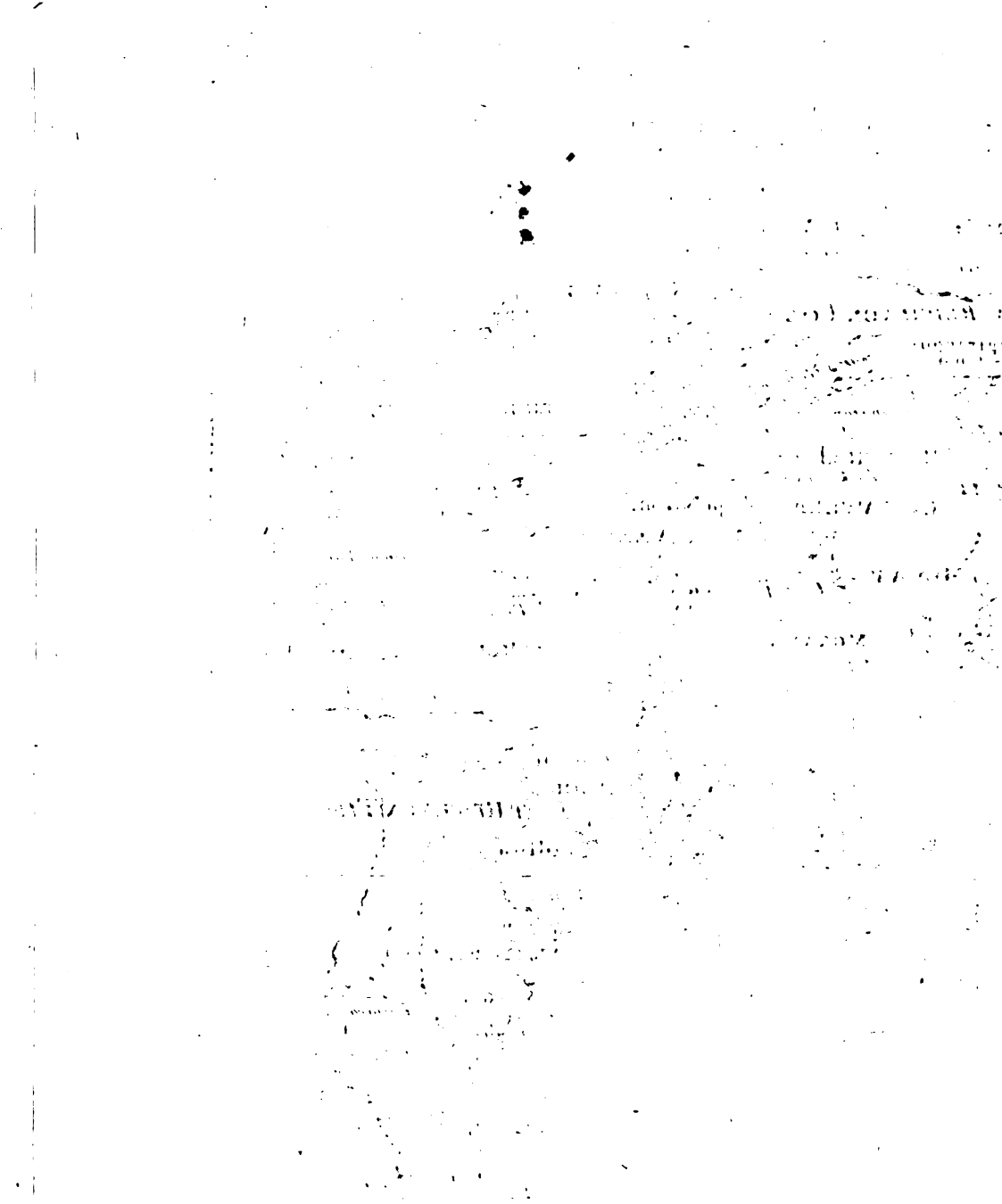
Altona und Flensburg,

Bey den Gebrüdern Korte. 1736.

Digitized by Google

Digitized by Google

NEUE KARTE
VON DEM
KEYSERTHUM
DES
GROSSEN MOGOLS
Zu finden in Altona
bey den Gebrüdern Korte.
Deutsche Meylen 15 in einen Grad
Englische Meylen
Frantzösische Meilen oder Stunden gehens.
TARTAREY
DAS REICH VON LADAC
GROS TIBET
DAS REICH VON COGUE
DAS REICH VON RUDOC
D. REICH ULSANG
DAS REICH MORIUL
DAS REICH LASSE
T REICH VON ACHAM
T REICH VON TIPORA
CORASA
CANDAHAR
SEGESTAN
PERSIE
MECRAN
SABLESTAN
HAIACAN
MOULTAN
INDIEN
BUCKOR
TATA oder SINDA
CACHEMIRE
PENCAB
DELLY
AGRA
ASMER
IESSELMERE
SORET
MALVA
GUALOER
NARVAR
PRUROP
BENGALE
Tropicus Cancer
GUSURA
CHITOR
DECAN
BALAGATE
BAGLANA
HAFEN VON CAMBAIA
CUNCAN
VIZIAPOER
GOLCONDA
CICOCOL
ORIXA
TALINGA
CARNATICA
MADURA
DER HAFEN VON BENGALE
ARRACAN
AVA
PEGU
DIE OST INDISCHE SEE
Banck Baniava
Baixos von Padua oder Roches von Pedra
Qualpena
Eilande von Mamale
Nigade
Maldivische Eilande
I. CEYLON
Colombo
Der Tenver
C Comoryn
Jaffanapatnam
Mazulipatam
Vizagapatam
Bimilipatam
Calicut
Goa
Bombay
Surratte
Diu
Andamans Eilande
Chiter Andaman
Cura Nicobar
I. Raze
I. Seguinte
I. Nicobar
I. SUMATRA
Atsjien
Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Erklärung des Kupfer-Blatts.

1. Ist der grosse Baum der Banianen.
2. Die Pagode des Abgotts Mamaniva, so, ihrem Vorgeben nach, die erste Frau gewesen, welche sie unter dieser ungeheuren Gestalt ehren. Auf der einen Seite empfängt ein Bramane die Reiß-Opfer u. dgl. m. welche von dem Volcke gebracht werden; und auf der andern gibt man den Walfahrtenden das gewöhnliche Zeichen mit der H. Kuh-Mist-Asche, das sie zwar allzeit tragen, hier aber es zu empfangen, wird für viel kräftiger und verdienstlicher gehalten.
3. Eine andere Pagode, an deren Thüre eine Kuh, und in welcher ein Bild des Gottes Ram ist.
4. Eine andere dem Ram gewidmete Pagode.
5. Eine andere Pagode, worinnen sich einige Faquirs, die Buß-Ubungen verrichten, aufhalten.
6. Ein gewisses Loch, worinnen sich vielmahls ein Faquir befindet, welcher darinnen kein Licht, ohne nur durch ein kleines Ritzgen, hat. Er bleibt darinn manchmahl 9 bis 10 Tage ohne Essen und Trincken, nachdem sein Eiffer und Andacht groß ist, das zwar unglaublich scheinet, dennoch aber durch Augenzeugen versichert wird.
7. Ein Faquir, welcher viel Jahre zubringet, ohne sich bey Nacht oder Tag niederzulegen, wenn er schlaffen will, lehnet er sich auf ein Seil, welches aufgehangen ist.
8. Faquirs, welche ihre gantze Lebens-Zeit hindurch bey Nacht und Tag, im Winter und Sommer, in dieser Positur bleiben, so, daß in denen Zusammen-Fügungen ihrer Glieder solche Härtigkeiten daraus entstehen, daß sie dieselbige nicht mehr gebrauchen können. Ihr Haar hängt bis mitten auf den Leib herunter, und die Nägel sind so lang, als ihre Finger. Was das Essen und Trincken anlanget, so wird ihnen dessen gnug um ihrer vermeynten Heiligkeit willen von Frauens-Personen zuge-

Digitized by Google

zugebracht. Dergleichen haben sie auch Faquirs von ihrer Gesellschafft, welche ihnen desfalls zu Dienste stehen.

9. Verschiedene Gestalten, in welchen sich manche Faquirs einige Stunden lang des Tages zeigen.

10. Gestalten, in welchen die Faquirs schlaffen, ohne ihre Arme jemahls fallen zu lassen.

11. Ein Bramane, welcher Nasen und Mund bedeckt hält, um kein kleines Ungeziefer zu tödten, wenn er etwa solches durch Athem-Holen in sich schluckte, um deßwillen feget er auch erst den Grund vor sich, um keinen Wurm, noch einig ander klein Thiergen todt zu treten.

12. Faquirs, welche aus Liebe Thiere füttern.

Digitized by Google

Der Gegenwärtige Staat von Indien, Oder: Dem Reiche des grossen Mogols.

Das erste Capitel.

Von der Lage und dem grossen Umfang dieses mächtigen Reichs. Dessen Stifftung durch Tamerlanem. Dessen und seiner Nachfolger kurtze Geschichte und Reichs-Folge, und wie die Reichs-Gräntzen offt verändert, und immer weiter ausgebreitet worden.

UNter dem Nahmen des eigentlich so genannten Indien, sind zu verstehen alle die Landschafften, welche zwischen dem Königreiche Aracan Ostwerts, dem Persischen Reiche nach Westen, zwischen dem Vor-Gebürge Comorin Südwerts, und der Usbeckischen Tartaren und Thibet nach Norden und Nord Osten zu liegen. Das Vor-Gebürge Comorin, als der Südlichste Theil von India, liegt auf 7. Grad

Digitized by Google

und 45. Minuten der Norder-Breite, der Nordlichſte Theil aber, nehmlich die Provinz Cachemire, in der Breite von 40. Graden und etlich wenigen Minuten; wenn man aber von der Weſtlichen Seite Indiens, ſo an Perſien ſtöſſet, und im 66. Grad lieget, biß an die Gräntzen des Königreichs Ava oder Arracan rechnet, welche biß an den 92. Grad ſich erſtrecken, ſo trägt es 26. Grad, daß alſo dieſes groſſe Reich nahe bey 500. Meilen lang und 400. breit iſt.

Die Gräntzen dieſer Reiche haben ſeid ihrer Stifftung durch Tamerlanem ſich ſtets verändert, und zwar haben ſie gegen Norden ſehr viel abgenommen, nach Weſten zu aber ſind ſie von Zeit zu Zeit ſo ſehr ausgebreitet worden, daß es dennoch nunmehro eines von denen gröſten Reichen in Aſia iſt, ob ſchon es das Land ſeines Urſprungs, nehmlich Samarcand und die Ußbeckiſche Tartarey, längſt verlohren. Hingegen die Königreiche Golconda und Bisnagar, die ſich biß an Cap. Comorin hinan erſtrecken, ſind bey nahe vor 100. Jahren von dem Käyſer Aurengzeb erobert worden. Deſſen ohngeachtet geben doch noch einige Schreibers, die man eben nicht unter die älteſten rechnen kan, und denen zu folge auch die Charten-Stecher, noch immer dieſe beyden Königreiche für Indiens Gräntzen gegen Süden aus. Woraus erhellet, daß wir in den letzten 50. und 60. Jahren nichts gethan, als die alten Geſchicht-Schreiber ausgeſchrieben, und die neueſten Staats-Veränderungen gar nicht angemercket. Welches den Europäern, ſonderlich denen Nationen, die dieſe Zeit über ſo ſtarck dahin gehandelt, kein Ruhm iſt. Was den Nahmen India oder Indoſtan betrifft, ſo hält man insgemein davor, daß ſelbiger von dem Fluſſe Indus herkömmt, und verſtehet man darunter eigentlich nur die Länder zwiſchen dem Fluſſe Indus und Ganges; Allein man hat ſchon vor ſehr langer Zeit alle Länder von Perſien biß an China hinan, zu Indien gerechnet, und zuſamt allen Inſeln, die im dortigen Meer liegen, insgemein Oſt-Indien genennet. Es nennen die Mogoller oder die Einwohner dieſes Land noch heutiges Tages Mogulſtan nach dem Titul ihres Käyſers, welcher der groſſe Mogul heiſſet. Von dem Urſprunge dieſes Nahmens lieſet man in der Hiſt. Generali von den Tartern, daß einer mit Nahmen Alanza-Chan ſein Reich unter ſeine 2. Söhne, Tattar und Mogul, vertheilet; daß von dem erſtern die Tattarn, von dem letztern aber die Mogoller ihren Nahmen hab n; daß ſo denn von dieſen Tamerlanes, und von ſelbigem die heutige groſſe Mogols herſtammen, und ſichs vor eine Ehre rechnen, den Nahmen Mogol, als den Ehren-Titul ihres Geſchlechts, zu führen. Tamerlan hieß ſonſt eigentlich Timur Bec, Deutſch ſo viel als Printz Timur, ſeine Feinde aber haben das Wort Bec in Lenc verwandelt, welches einen Krüppel bedeuten ſoll, daß ſie ihn alſo ſpöttiſch den lahmen Timur

Digitized by Google

mur genannt; die Europäer aber haben aus Timur Lenc Tamerlan gemacht. Es ist aber Mogulstan denen Ausländern viel bekannter unter dem Nahmen India, und dürfte der Nahme Magulstan auch vermuthlich wieder abgehen, wenn eine andere Familie auf den Thron kommen solte, gleichwie in China geschehen, woselbst jeglich neues Geschlecht dem Käyserthum auch einen neuen Nahmen gegeben. Es nennen es dahero die Ausländer noch immer mit demselben Nahmen, der ihnen zuerst davon bekannt worden.

Der grosse Tamerlan soll zu diesem Reiche ums Jahr Christi 1400. den Grund geleget, und alle diese Länder eingenommen haben. Wie er denn über diese Länder auch die gantze grosse und kleine Tattarey, Moscau, alle Länder zwischen den Schwartzen und Caspischen Meere, klein Asien, Syrien, Persien, Chaldæa, Palestina und das gantze Indien einnahm; Griechen-Land, Egypten und Europa, als in dessen Gräntzen er auch schon eingedrungen war, bebete für ihm. Aber es gieng diesen zweyten Alexander wie den ersten, daß nehmlich seine Generale, und wer nur kunte, nach seinem Tode zugriff, und an sich brachte, was ein jeder kunte. Denn das Testament, so er machte, halff nicht viel. Die Historien-Schreiber seiner Zeit sind in allen Dingen sehr ausschweiffend und uneinig, doch darinnen kommen sie fast noch am besten überein, daß Tamerlan seinem dritten Sohne, Miracha, den Nord-Östlichen Theil von Persien und seine neu-eroberten Länder in Indostan zugetheilet habe. Und solches wäre wol desto warscheinlicher und gewisser, wenn Tamerlan in Indien über der weitern Ausbreitung seiner Conqveten nach Süden zu gestorben wäre, wie einige Historirn-Schreiber wollen, da aber andere sagen, er sey zu Samarcand, seiner Geburts- und ersten Residentz-Stadt, gestorben, und habe alle seine Länder an Pir Mehammed vermacht, so ist solches ungewiß. Um so viel mehr, da in dem Verzeichnis der Mogollen vor diesen Pir Mehammed noch die beyden Brüder Mirza-Cha und Mirza-Charok stehen. Vielleicht findet sich bey Beschreibung der grossen Tartarey was deutlichers hiervon.

Miracha sahe es nicht vor gut an, den Sitz seines Reichs in Indien aufzurichten, sondern erwehlte Herat in Persien zu seiner Residentz, und kam insgemein alle Jahr einmahl mit einer ansehnlichen Armée dahin, die von seinem Vater denen Indianischen Fürsten auferlegte Schatzung einzufordern. Es waren aber viele darunter, die ihm wenig gute Worte geschweige Schatzung gaben. Wie denn einer von denselben einsmals in einer öffentlichen Feld-Schlacht Miracha gefangen bekam, ihm aber mit dieser Bedingung die Freyheit wieder schenckte, daß er inskünfftige dergleichen Forderungen in seinem Lande nicht mehr thun solte. Einige Zeit nachhero soll Miracha das Glück

Digitized by Google

gehabt haben, eben diesen Raja in einer andern Feld-Schlacht gefangen zu bekommen, da er ihm aber, anstatt gleiches mit gleichem zu vergelten, und ihm auch die Freyheit wieder zu schencken, beyde Augen ausstechen ließ.

Die Tattarn, welche sich sehr viel auf ihre Geschicklichkeit, mit Bogen und Pfeilen zu schiessen, einbildeten, und sich darinnen täglich vor Miracha, welcher an dieser Uebung eine besondere Lust hatte, exercirten, hatten gehöret, daß der Gefangene blinde Raja jedermann darinne überträfe, und, so blind als er wäre, dennoch ein ihm vorgestecktes Ziel treffen könte, wenn nur von dem Orte aus, da er hin schiessen solte, ein Laut oder Gethöne gemachet würde. Darauf ließ ihn der König heraus bringen, und befahl ihm einen Bogen und Pfeile zu geben. Darauf soll der Raja Seine Majestät ersuchet haben, daß Sie ihm selbst das Befehls-Wort ertheilen möchten, wenn er schiessen solte. Da nun Miracha solches gethan, kehrte sich der Raja geschwind nach dem Könige, der die Stimme hatte hören lassen, und schoß ihm durch den Leib. Dieser Geschichte traue man so viel Gewißheit zu als man will. Es ist doch bey weiten nicht der unwahrscheinlichste Umstand von denen, die wir in der Historien von der Mogolischen Familie antreffen.

Miracha soll im Jahr 1451. nachdem er 40. Jahr regieret, gestorben, und ihm sein Sohn Abouchaid gefolget seyn; auf dem grossen Siegel der Mogolischen Käyser aber, auf welchem rings umher alle Könige, von Tamerlane an, eingegraben stehen, finden wir zwischen Miracha und Abouchaid, noch einen, Nahmens Mahumed.

Abouchaid hinterließ, nach einer unglückseeligen Regierung von 28. Jahren, seine Herrschafften seinem Sohne Sec-Omor, welcher ein sehr friedliebender Herr war, und wiederum insgemein zu Samarcand residirete. Er starb an einem Fall bey Besichtigung der Wälle seiner Vestung im Jahr 1493. nachdem er 24. Jahr regieret hatte, und hatte zum Nachfolger seinen Sohn Babar, welcher, nachdem er aus Samarcand vertrieben worden, sich nach Indien retirirete, und nachgehends das Königreich Patan darzu eroberte, oder doch wenigstens die Einwohner desselben um das Jahr 1519. auf das Gebürge trieb, allwo sie sich annoch aufhalten, und bisweilen denen Mogols zinßbar sind, manchmahl aber auch in Feindseeligkeit gegen sie stehen.

Nachdem nun Babar die Pataner bezwungen hatte, so machte er Delly zum Sitz seines Reichs.

Diese Stadt war, nach einem Indianischen Bericht, die Haupt-Stadt in des Königes Pori Gebiethe, aus dessen Geschlechte Rana, welcher allhier von Tamerlane geschlagen worden, hergestammet haben soll. Nachdem nun Babar die Pataner unter sich gebracht, und den Käyserlichen Sitz nach

Delly

Delly verleget hatte, so kamen die Tartarn aus Norden, und insonderheit aus Samarcand, Hauffenweise zu ihm, ihr Glück unter ihm zu machen. Um selbige Zeit fiengen die Indianer zuerst an, alle Tartarn ohne Unterscheid Mogols zu nennen. Als hiernächst auch die Persianer von Babars glücklichen Unternehmungen Nachricht erhalten, kamen sie gleichfalls mit gantzen Troupen zu ihm, an seiner Beute Theil zu bekommen; Gestalt denn auch dieser Herr durch ihren Beystand in Indien und den neu-eroberten Landen sich fest setzte. Babar starb in vollem Frieden 1530, nachdem er ohngefehr 30 Jahr in Indien regieret hatte, und hinterließ seine Herrschafften seinem Sohne Humayum oder Homayum.

Ein junger Patanischer Herr, mit Namen Chira, welcher mit Humayum an seines Vaters Hofe auferzogen worden, setzte sich bey ihm in gar sonderbare Gnade, und wurde zu denen höchsten Regierungs-Stellen befördert. Es gewann dieser Printz ein so grosses Vertrauen zu ihm, daß er ihn zum Generalissimo, wie auch zum Obersten über seine Leib-Guarde, machte. Allein Chira, in dessen Gemüthe die Ehrsucht, oder eine vorgewandte Liebe zu seinem Vaterlande, einen weit grössern Einfluß hatte, als alle von Humayum ihm erwiesene Gnade, gerieth bald auf die Gedancken, wie er seinen gnädigsten Herrn absetzen, und denen Patanern ihre alte Ober-Herrschafft wieder zuwenden mögte.

(Die Patanes sind eine Mahometanische Nation, welche aus Egypten, oder von einigen andern Africanischen oder Arabischen Küsten hergekommen seyn, und in diesem Lande etwa 400 Jahr zuvor, ehe sie von denen Mogols unter das Joch gebracht worden, sich niedergelassen haben sollen.) Wohlgemeldter Patanischer Herr entdeckte, wie man sagt, seinen Ehrgeitz zuerst dadurch, daß er seinen Namen Chira, welcher so viel heißt, als ein junger Löwe, in Chircha, so der Königliche oder Käyserliche Löwe heißt, veränderte. Da er nun alle Persianische, Tartarische und Mogolische Troupen zu commandiren hatte, welche ihm durchgehends sehr gewogen waren; da hiernächst auch sein eigen Volck, die Patanier, sowol, als die Indianische Rajas, es sehr gerne sahen, daß sie eine Gelegenheit bekommen möchten, das Mogolische Joch von sich abzuschütteln, so schien alles in guter Bereitschafft zu stehen, ihn auf den Thron zu erheben.

Als nun Amayum wahrgenommen, daß durch die Veranlassung seines mehrbesagten Günstlings, alles ihm abgeneigt worden, so brachte er nichts desto weniger ein kleines Corpo von Tartarn und Persianern zusammen, mit welchem er Chira eine Schlacht lieferte; weil aber die Anzahl von beyden

Theilen einander sehr ungleich war, so wurde Amayum geschlagen, und flohe zum Sophy in Persien, um bey ihm Schutz zu suchen, nachdem er ohngefehr 11 Jahr in Delly regieret hatte.

Man erzehlet, daß, als er auf seiner Flucht nach Persien einstens um Mittag an einem offenen Platze unter freyem Himmel geschlaffen, ein Adler über seinem Haupte geschwebet, und mit seinen ausgespannten Flügeln sein Angesicht wider die sehr hefftige Sonnen-Hitze beschattet und beschirmet habe, welches denn seine Anhänger so fort als ein glückliches Zeichen angesehen, daß er in sein Reich wiederum eingesetzet werden würde. Es mag aber wol diese Geschicht mit den Complimenten und Reden, welche zwischen dem Sophy und Amayum bey ihrer ersten Zusammenkunfft sollen seyn gehalten worden, in eine Classe gesetzet, und mit den Reden, welche grosse Generale vor dem Anfange einer Schlacht gehalten haben, und die uns von den Geschichtschreibern von Wort zu Wort aufgezeichnet worden, gleichen Glauben verdienen.

Chira wurde nach neun-jähriger Regierung, durch ein zersprungenes Stück Geschütze, womit man ihn beschencket, und das er selbst losgebrennet, getödtet. Andere sagen auch, er habe die Regierung einem aus seiner Familie übergeben, und in Bengalen ein ruhig Leben geführet. Weil er aber keine Kinder hinterließ, so wurden die Patanер und Rajas mit einander uneinig, als sie einen andern an seine Stelle erwählen wolten, welches dann Amayum Gelegenheit gab, sein Reich wieder zu erobern, insonderheit, da er durch seinen mächtigen Freund, den Sophy, unterstützet wurde.

Sonst wird von den Indianern dem Patanischen Könige Chira die Erbauung derer Caravansern oder Ruhe-Häuser zugeschrieben, die man bey ihnen zur Bequemlichkeit derer Reisenden auf denen grossen Land-Strassen in einer gewissen Weite von einander antrifft. Desgleichen geben sie ihm auch die Ehre, daß er ihre Gewichte und Maasse, Waagen und Waag-Schalen in Ordnung gebracht, da man bißhin alles nach der Spanne oder mit dem Arme, Ellenbogen und Klaffter ausgemessen, wie in Siam noch heut zu Tage geschicht.

Amayum erwieß nach seiner Wieder-Einsetzung seine Danckbarkeit gegen den Faquir Chadu, welcher ihm die erste Nachricht von Chira's Tode brachte, dadurch, daß er ihm ein Stück Landes eingab, welches er und seine Nachkommen immer und ewig besitzen und geniessen solten; und das ist, wie man saget, die einzige Mahumedanische Familie in Indien, welche sich noch

bis auf diesen Tag des Eigenthums einer besondern Landschafft rühmen kan. Seine Nachkömmlinge gehen auch allen andern vor, und seinem Grabe wird noch immerzu eine grosse Ehrerbietigkeit erwiesen. Eine dergleichen Danckbarkeit aber hat Amayum, wie es scheinet, dem Sophy in Persien, welcher ihm wieder auf den Thron geholffen hatte, nicht erzeiget; allermassen er ihm weder den jährlichen Tribut abstattete, noch die Provintz Candahor übergab, wie er ihm doch gleichwohl versprochen hatte.

Amayum regierte nicht viel Jahre nach seiner Wieder-Einsetzung. In solcher Zeit kam ihm, wie man berichtet, in die Gedancken, nach Art der Mahometanischen Fürsten, ihme selbst eine stattliche Grab-Stäte aufzurichten. Als selbige bald vollendet war, und er einstens auf dem Gerüste umher gieng, und denen Arbeits-Leuten einige Befehle ertheilete, so fiel er herab, und wurde durch solchen Fall dermassen hefftig zerquetschet, daß er nachhero kein Wort mehr reden konte. Sein Nachfolger brachte solch Grabmahl vollends zu Ende, und jenes Leichnam wurde dahin geleget. Der inwendige Theil davon ist mit dem feinsten Marmor ausgesetzet, und oben darüber ist ein sehr prächtiges Gewölbe aufgeführet, welches dermassen schön ausgezieret und vergüldet ist, daß, wenn die Sonne scheinet, es sehr herrlich gläntzet. Die Moulas, oder Mahometanische Priester, welche zu diesem Gestiffte gehören, sind verpflichtet, diesen Bau in stetiger Besserung und Schmuck zu erhalten; derohalben streuen sie auch täglich frische Blumen auf das Grabmahl, und bedecken es mit denen köstlichsten Brocaden oder gestickten Zeugen. Es stehet diese Grab-Stätte unten an einer grossen Brücken, ausserhalb den Thoren der Stadt Delly, und ist eines von denen curieusesten Dingen, welche die Reisende, wenn sie dahin kommen, zu besehen pflegen.

Amayum starb im Jahr 1552. Ihm folgte nach sein Sohn Akebar, oder Akbar, welchem es an keinen Qualitäten fehlete, einen Thron zu zieren. Er hatte einen überaus scharffen Verstand, eine sehr grosse Erkänntniß und einen unerschrockenen Muth. Danebst war er auch großmüthig, liebreich und mitleidig. Er merckte bald, daß die Moguls oder Tattarn sich mit denen Patanern und Indianern, unter seinem Regiment nicht wohl zusammen schickten, und ersuchte daher die benachbarte Ußbeckers und Persianer, unter ihm zu dienen. Er beförderte sie auch zu denen wichtigsten Ehren-Stellen, und gab ihnen Weiber, auf daß sie mit der Zeit gleichsam das Gegen-Gewicht halten möchten, demjenigen Theil seiner Unterthanen, welche die Natur und der Eigen-Nutz anreitzete, seinem Regiment abgeneigt zu seyn. Der gröste Theil derer jenigen, welche noch biß diesen Tag Moguls genennet werden, sind gleichsam eine Vermischung weisser Völcker von unterschiedlichen

chen Nationen, welche sich zur Mahometanischen Religion bekennen. Nachdem man aber wahrgenommen, daß sie in kurtzer Zeit ihre Complexion verlieren und weichlich werden, wie die ursprüngliche Einwohner des Landes, so werden die Persianer und Tattarn immer von neuen angereitzet, sich in diesen Gegenden wohnhaft nieder zu lassen, werden auch gemeiniglich noch zu denen grössesten Ehren-Stellen in der Regierung erhaben.

Ausserdem nahm auch dieser Herr, um sich wieder die Pataner, als welche er sehr fürchtete, zu verstärcken, verschiedene Rajaputes oder Rasthboots (wie sie die Europäer nennen,) in seine Dienste. Diese sind das tapferste Volck unter denen natürlichen Indianern, welche von Waffen Profession machen, und, ihrer Religion nach, Heyden sind. Und damit sie ihm desto mehr verbunden wären, nahm er die Töchter ihrer vornehmsten Raja's unter die Zahl seiner Weiber, und ließ zu, daß die Raja's sich mit denen Mogolischen Printzeßinnen vermählen möchten.

Ob sie aber dieser Gnade sich sehr bedienet, kan man nicht sagen, weil kein Volck in der Welt so scrupulös ist, mit Personen von einer andern Religion, ja auch nur von einer unterschiedenen Secte oder Profession sich zu vermischen, als insgemein die Indianischen Heyden sind; wiewohl doch auch einige Secten unter ihnen, desfalls grosse Freyheiten zulassen.

Nachdem nun Akebar, alle kluge Mittel ergriffen hatte, seine Regierung daheim in Sicherheit zu setzen, so kamen ihm die Gedancken ein, seine Herrschafften, gegen die See-Küsten zu, auszubreiten, damit er hiedurch auch einen Theil von dem Handel und grossen Reichthum der See-Plätze bekommen möchte. Sein erstes dergleichen Unternehmen war gegen das Königreich Guzarate gerichtet, welches sich von dem Flusse Tapte, an welchem die Stadt Surat liegt, biß an den Ausfluß des Flusses Indus erstrecket. Dieser Theil Indiens hatte dazumahl eine sehr blühende und vortreffliche Handlung, da insonderheit die Portugiesen, welche verschiedene Colonien in diesem Theile des Landes angeleget hatten, jährlich unermeßliche Schätze aus Europa, gegen die Waaren der Indianischen Manufacturen hinein brachten.

Der Fürst, welcher dazumahl in Guzarate regierete, war Sultan Bahadar, oder Badar, ein Mahometaner. (Denn um eben die Zeit, als die Pataner nach Indien kamen, riß sich auch eine andere Arabische Colonie in Guzarate nieder, machte sich die Schwachheit der Indianischen Fürsten zu Nutze, trieb die natürliche Einwohner auf das Gebürge hinauf, nahm die See-Küsten und alle die vornehmsten Handels-Plätze in Besitz, und eignete sich also die Ober-Herrschafft darüber zu.) Sultan Badar hatte einen langen

Krieg

Krieg mit denen Portugiesen geführet, als welche täglich in sein Gebiethe Einfälle thaten, und sich leztlich der Stadt Diu bemeistert hatten, welche an einem Arme der See liegt, fast Surat gegen über; aber nachdem beydes Sultan Badar und die Portugiesen durch die vernommene Annäherung des Moguls in Schrecken gesetzt worden, so vereinigten sie sich mit einander gegen denselben.

Man sagt, daß Akebar viel Mühe gehabt, seine Trouppen dahin zu bewegen, daß sie gegen die Portugiesen angiengen; denn die waren ihnen beschrieben worden, als wenn sie etwas mehr, als gemeine sterbliche Menschen wären, und fürchteten, daß man die auf der See schwimmende und mit groben Geschütz bewaffnete grosse Machinen oder Schiffe, wovon sie gehöret, daß sie damit auf dem Wasser Krieg führeten, auch zu Lande gegen sie brauchen möchte. Daher sie stets auf dem Sprunge waren, zurück zu kehren, und das Unternehmen zu verlassen, biß daß Akebar, nachdem er sich erst selbst recht erkundiget, wie starck und mächtig die Feinde wären, und wie sie sich in denen Feld-Schlachten zu bezeigen pflegten, sich selbst vor seine Trouppen stellete, ihnen einen Muth einsprach, in einem hitzigen Angriff beydes die Guzarater und Portugieser gäntzlich darnieder legte. Sultan Badar salvirte sich mit der Flucht, seine Kinder aber wurden gefangen und getödtet.

Hierauf ergab sich das gantze Königreich seiner Macht, biß auf die Städte, welche die Portugiesen inne hatten. Denn weil selbige nach der heutigen Weise befestiget waren, so konnten sie seiner Macht den Kopf bieten, wie auch noch biß auf diesen Tag eine sehr geringe Fortification solches zu thun vermögend ist. Ihre Elephanten, worinnen ihre gröste Macht bestehet, sind in einer Belägerung sehr wenig nütze. Eine Batterie von grossem Geschütze, wo sie ja durch das Feuer oder Donnern der Canonen nicht in Unordnung gebracht werden, kan sie bald nieder schiessen.

Als nun Akebar Guzarate so leicht erobert hatte, so leuckte er seine Waffen nach Decan zu, welches Südwerts davon liegt. Dieses Reich war in verschiedene kleine Herrschafften zertheilet. Mustapha, ein Mahometanischer Printz, besaß denselbigen Theil des Landes, worinne die Städte Brampour und Acer liegen, dessen Unterthanen ihm den Titul eines Melec oder Königs gaben. Amadangar, und das darzu gehörige Gebiethe, war der Königin von Cande unterworffen, und Ambar beherrschte die Landschafft Doltabad. Diese Printzen, ohngeachtet sie sonst Feinde mit einander waren, vereinigten jetzt ihre Kräffte gegen Akebar, und lieferten ihm eine Schlacht, wurden aber ebenfalls geschlagen, und zwar mit sehr wenigem Verlust von seiner

Seiten. Die Städte Acer, Brampour und Amadangar, hielten nachgehends den Uberwinder einige Monate lang auf; endlich aber ergaben beydes Mustapha und die Printzeßin von Cande ihre Haupt-Städte mit gewissen Bedingungen, Ambar aber wurde in einem Treffen geödet, aber auf den March war Amadangar zu entsetzen.

Mustapha hielt sich nachgehends an des grossen Moguls Hofe auf, und war eine Zeitlang damit vergnügt, daß er in dem Range eines Indianischen Raja stehen bleiben solte; die Fürstin von Cande aber wurde in die Zahl derer Weiber des Ueberwinders mit aufgenommen, und als eine souveraine Königin tractiret, wie sie denn auch eine ziemliche Zeitlang die von dem Mogul am meisten geliebte Sultanelle verblieb; obschon ihre Feindschafft gegen Akebar, als der ihre Haupt-Stadt belagerte, so groß war, daß, als sie alle Hoffnung verlohren, länger aushalten zu können, sie ihren gantzen Schatz in Kugeln zerschmeltzen, und darauf die greulichsten Flüche schreiben, nachgehends aber selbige in die benachbarten Wälder verschiessen ließ, um dadurch zu verhindern, daß er davon nichts bekommen möchte. Manouchi versichert uns, daß einige von diesen güldenen und silbernen Kugeln noch zu seiner Zeit etwa vor 40. Jahren, gefunden worden, und daß er die Aufschrifften auf denselbigen mit sehr vieler Vergnügung gelesen habe; eine insonderheit davon, die von Gold gewesen, habe zum wenigsten 8. Pfund gewogen.

Nachdem nun Akebar Decan erobert hatte, verlegte er den Käyserlichen Sitz von Delly hinweg, welche Stadt er biß auf den Grund schleiffen ließ, und bauete ihm einen Pallast zu Fetipour; wie aber die Luft daselbst ungesund befunden wurde, so kehrete er an den Ort zurück, wo Delly gestanden, und bauete in selbiger Nachbarschafft eine andere herrliche Stadt. Allein seine Liebe zur Veränderung war so groß, daß er sich bald darauf von dort nach Agra machte, welches an dem Flusse Gemma, wie Delly, aber etwas weiter Südwerts liegt. Dieses nun ist in denen letztern Jahren die ordentliche Residentz derer Mogolischen Käyser gewesen, und zwar vermuthlich darum, weil sie etwas mehr in dem Mittel-Punct ihrer Herrschafften liegt, als die andere, nachdem sie nunmehro ihr Gebiethe so weit nach Süden zu ausgebreitet hatten. Gleichwie nun diese Stadt gröstentheils von Akebar gebauet worden, also nennet er sie auch nach seinem Nahmen Akebarabat; sobald er aber todt war, nahm sie den alten Nahmen Agra wieder an, den sie auch noch biß jetzund behält.

Nachdem nun Akebar mit Erbauung neuer Städte und Pallaste einige Zeit zugebracht hatte, so war er darauf bedacht, wie er die Gräntzen seiner Herrschafft

Herrschafft noch weiter ausbreiten möchte. Hierbey nun war Rama, einer von denen mächtigsten der Indianischen Rajàs, (von welchen man glaubte, daß er noch von Poro herstammete) dessen Herrschafften Ostwerts von Guzarate abliegen, der nächste Fürst, welcher die Macht seiner Waffen fühlen muste. Es stunden ihm verschiedene benachbarte Indianische Fürsten bey, er wolte aber doch nicht wagen dem Mogul im offenen Felde das Haupt zu bieten, und schloß sich dahero in die Stadt Chitor ein, welcher Ort dazumahl vor unüberwindlich gehalten wurde. Denn wie es scheinet, so liegt diese Stadt oben auf einer hohen und weiten Ebene, und unten am Berge läufft der Fluß Nug hin, welche diese Höhe fast umgiebet. Mitten in der Festung entspringet auch ein Bächlein sehr feines Wassers, und sind Felder gnug darinnen, auf welchem Reiß und anderer Proviant wächset, womit die Guarnison versehen werden kan.

Die Historien-Schreiber, welche von der Belägerung dieses Orts Nachricht geben, machen denselbigen fast nach allen Umständen zu einem andern Troja. Die Liebe gegen Padmani, der Gemahlin des Raja, stellen sie, als die vornehmste Ursache, vor, welche Akebar bewogen habe, solchen Ort zu belagern, ob selbige schon eine blosse Dulcinea für diesen Printzen seyn muß, indem sie zugleich bezeugen, daß er sie niemahls gesehen. Die Währung dieser Belägerung soll, nach einiger Bericht, gleichfalls der von Troja gleich seyn, worauf sie endlich ebener massen durch eine Krieges-List eingenommen worden. Alle Gewißheit aber, die man von dieser Sache noch zur Zeit finden kan, kömmt darauf an, daß Chitor ohngefehr 2. Jahr lang die Belägerung ausgehalten, und der Raja darinnen getödtet worden, worauf sich denn das gantze Land dem Uberwinder ergeben.

Nachdem nun Akebar diese Provintz unter sich gebracht, so übte er sich wieder eine Zeitlang in Friedens-Künsten, er erweiterte die Stadt Agra und zierete seine Palläste schön aus. Unter andern grossen Wercken legte er die Land-Strasse von Agra nach Lahor an, und machte selbige zu einem beständigen Spatzier-Wege, deren, da es schon 100. deutsche Meilen von einer Stadt zur andern ist, mit schattigten Bäumen besetzen ließ. Solches bleibt noch immer ein Denckmahl von dieses Käysers Herrlichkeit, und ist eine unvergleichliche angenehme Erfrischung für die Reisende in einer so heissen Gegend.

Er war auch ein grosser Liebhaber von allen solchen Ubungen, die Stärcke erfordern, und die gefährlichsten waren ihm die angenehmsten, als z. E. junge unbändige Pferde zahm zu machen, und zu Kriegs-Zeiten die Elephan-

ten

ten im Fechten zu regieren; welches ein so gefährlich Geschäfft ist, daß die Weiber derer jenigen, die solches Amts halber thun müssen, ihren Schmuck von Leibe, und die Ohrgehänge von ihren Ohren abreissen, wenn ihre Männer in solcher Gefahr stehen.

Ein Zeugniß solcher seiner Unerschrockenheit ist folgendes: Es entstand ein Krieg im Lande mit seinen Bauern und eigenen Unterthanen, der der Hefftigste soll gewesen seyn, in welchen er je verwickelt worden. Als er in selbem eine Stadt belagerte, und durch die Elephanten die Thore aufzubrechen befahl, die Führer aber sich für solche Gefahr scheueten, befahl er einen abzusteigen, zog ein gemein Soldaten-Kleid an, bestieg selbst den Elephanten, und regierte ihn mit solcher Geschicklichkeit, daß er unter einer grossen Menge auf ihn abgeschossener Pfeile, dennoch sein Vorhaben glücklich ausführte, das Thor aufsprengte, und unbeschädiget durchkam.

Dieser einheimische Krieg oder Empörung machte dem Kayser Akebar lange zu schaffen. Denn weil ihnen alle enge Pässe und unzugängliche Oerter, in Bergen und Wäldern, wohl bekannt waren, so hielt es aller Orten hart, sie aus ihren Schlupff-Löchern heraus zu treiben; dahet soll dieß Land-Volck noch auf den heutigen Tag so strenge gehalten werden, daß, wenn ein Bauer in Waffen angetroffen wird, er sogleich seinen Kopff verlieret, und ist nichts gemeiner, als daß man Köpffe von dergeeichen armen Tropffen auf denen Land-Strassen, andern zum Schrecken, aufgestecket siehet.

Als Akebar in diesem Krieg mit denen Bauern verwickelt war, so that sich sein ältester Sohn, Jehan Guire, mit einer Rebellion gegen ihn hervor, sein Anhang aber wurde bald geschlagen, und der Printz gefangen. Dessen ohngeachtet hatte sein Vater eine so zarte Liebe gegen ihn, daß er ihn nicht lange gefangen hielt; um ihn aber gleichwohl aufs künfftige von dergleichen Unternehmungen abzuschrecken, so muste er, als er wieder in Freyheit gestellet war, mit ihm in einen Wald gehen, woselbst er ihm die Köpffe seiner vornehmsten Mit-Conspiranten, die an den Aesten der Bäumen hiengen, zeigete. Welches traurige Spectacul, nebst Erwegung der ihm hierbey erwiesenen Gnade und recht väterlichen Güte, einen so tieffen Eindruck in dieses Printzen Hertz soll gehabt haben, daß er hernach in der Treue und Pflicht gegen seinen Vater fest und unbeweglich bestanden.

So bald dieser Aufstand gedämpfet war, so fiengen die Patanen an, welche Amayum auf das Gebürge getrieben hatte, in das offene Land Einfälle zu thun, und machten Mine, ihre alte Ober-Herrschafft im Königreiche

Delly

Digitized by Google

Delly wieder zu behaupten. Wider diese schickte Akebar eine Armee von 8000 Mann, welche zwar in das Patanische Land eindrungen, aber allda in Stücken zerhauen wurden, oder sonsten in den Wüsteneyen jämmerlich umkamen.

Akebar merckte endlich, daß sein Kriegs-Wesen durch gute Constabels und Ingenieurs auf viel bessern Fuß würde können gebracht werden; Dahero zog er Europäer an seinen Hof, wo er sie bekommen kunte. Und weil er vielleicht aus Erfahrung wuste, daß ihm mit der Portugiesen, und diesen mit seinen Diensten, nicht recht geholffen würde, waren andere Nationen desto willkommener. Unter welchen auch Engelländer müssen gewesen seyn, welche er doch nicht, wie einige Scribenten wollen, von Suratte kommen lassen kunte, weil zu seiner Zeit die Engelländer noch kein Comtoir weder zu Suratte noch sonst wo in Indien hatten. Denn von einem dieser Engelländer wird gemeldet, daß als er gesehen, daß die Einwohner keinen Wein trancken, und ihm auch keinen bieten wolten, da habe er ein Ziel, nach welchem er ins Käysers Gegenwart schiessen sollen, mit Fleiß weit verfehlet; da nun der Kayser sich verwundert, weil das Ziel nicht weit, und wol zu treffen war, auch er von dem Ingenieur wol schon gute Proben hatte, so gab dieser vor, er habe Mangel am Gesichte, weil er in langer Zeit keinen Wein getruncken. Da nun der Kayser habe Wein langen, und ihn mehr als einen guten Zug thun lassen, habe er hernach sehr accurat geschossen und wol getroffen. Manouchi, der da um diese Zeit viel Jahr in Indien sich aufgehalten, und diese Begebenheit mit angesehen haben soll, erzehlet, daß von derselben folgendes in die Indianische Reichs-Chronica sey eingetragen worden: Der Wein sey einem Europäer eben so natürlich, als das Wasser einem Fische, und wenn man ihm den Gebrauch desselbigen verbiethen wolle, so sey dieses eben so viel, als wenn man ihm das Leben nehme. Nachgehends soll der Kayser denen Ausländern Freyheit gegeben haben, um Agra herum Weinberge zu pflantzen, und Wein zu pressen, welches ihnen dann sehr wohl zu Paß gekommen.

Es ließ ferner auch Akebar allerhand Europäische Künstler von Goa und andern Portugiesischen Colonien nach Agra kommen, und gab ihnen Freyheit, sich allda wohnhafft niederzulassen. Dergleichen waren z. E. Gold-Schmiede, Steinmetzen, Medici, Wund-Aertzte, und andere mehr. Er ließ auch einige von den Portugiesischen Missionariis kommen, ihn in der Christlichen Religion zu unterrichten; ob er aber sol-

ches nur aus Curiosität gethan, oder weil er vernommen, daß sie gute Mathematici wären, oder endlich auch, daß er würcklich den Vorsatz gehabt, die Christliche Religion anzunehmen, ist nicht leicht zu entscheiden. Zwar berichten uns die Portugiesen, daß er sich in die Gottseelig- und Aufrichtigkeit, die er an einem der Portugiesischen Abgesandten wahrgenommen, verliebet habe, und dadurch zuerst bewogen worden sey, besagte Väter holen zu lassen; Allein er hatte so viele andere starcke Beweg-Ursachen, und er bezeigte sich auch nachgehends dergestalt, daß seine Gunst und Zuneigung gegen die Missionarios gar nicht aus einer Liebe zu ihrer Religion hergekommen zu seyn scheinet. Indessen wurden Pater Aquaviva und noch zween andere Missionarii, welche das Werck, diesen Monarchen zu bekehren, auf sich nahmen, sehr wohl empfangen. Er ließ ihnen auch alsofort bey ihrer Ankunfft eine Summe Geldes præsentiren, welches aber die Patres nicht annehmen wolten, mit dem Vorgeben, daß solches wieder ihr gethanes Gelübde der Armuth liesse, welches dann, wie der Historien-Schreiber meldet, dem Kayser eine sehr grosse Hochachtung gegen sie beygebracht habe.

Im Gegentheil beschenckten die Patres Seine Majestät mit einer Bibel in 4. Sprachen, eines feinen Drucks und mit denen Bildern unsers Heylandes und der Jungfrau Maria.

Hierbey soll Akebar die Bibel auf sein Haupt geleget, und seine Ehrerbietigkeit gegen dieselbe damit angezeiget haben; desgleichen wurden auch die Bilder sowohl von ihm selbst, als von seinen Kindern, geküsset. Die Patres melden ferner, daß es ihnen nicht schwer gewesen, denselben von der Schwachheit des Alcorans zu überzeugen, und wie weit die heilige Schrifft demselben vorgezogen werden müsse; nicht weniger, daß Seine Majestät selbst angemercket, wie die Christen ihre Lehre mit Vergiessung ihres eigenen Bluts fortgepflantzet, dahingegen die Mahometaner die Ihrige mit Vergiessung des Bluts anderer Menschen ausgebreitet hätten. Als aber hierauf ferner die Patres auf ihn drungen, sich vor JEsum oder Mahomet zu erklären, so gab er ihnen eine ungewisse Antwort, indem er sagte: eine so wichtige Veränderung müsse von GOtt selbst gewürcket werden, und den wolle er seinerseits um sein Licht und Beystand anflehen.

So viel ist gewiß, daß der Kayser derer Missionarien damahls benöthiget gewesen, um seine Kinder in denen gelehrten Sprachen unterrichten zu lassen, und die Künste und Wissenschafften an seinem Hofe zu befördern, weswegen er sich gehütet sie vor den Kopf zu stossen. Ja, er erwieß ihnen solche

Digitized by Google

che Ehre, dergleichen die Abgesandten und selbst auch einige gekrönte Häupter nicht von ihm bekamen, indem er sie in seiner Gegenwart nach Europäischer Weise sitzen ließ, und, damit er mit ihnen deſto vertrauter umgehen könnte, die Portugiesische Sprache erlernete. Seine Majestät gestund auch, daß die Wunderwercke unsers Heylandes von dem Alcoran bekräfftiget zu werden schienen; nichtweniger, daß die Sitten-Lehrer des Evangelii, und die Art und Weise, selbige durch die Leiden seiner Bekenner aufzurichten, genugsam erwiese, daß JEsus Christus ein von GOtt gesandter wahrhafftiger Prophet sey; die Geheimnisse aber von der heiligen Dreyeinigkeit und der Menschwerdung des Sohnes GOttes waren und blieben ihm unbegreiflich schwere Dinge. Die Missionarii antworteten ihm zwar darauf, daß, wenn er die Wunderwercke Christi, und, daß derselbe ein wahrer Prophet sey, glaubete, so müßte er nothwendig auch die Wahrheit alles dessen, was durch ihn offenbahret worden, erkennen. Hierauf versatzte der Käyser; Was? soll ich denn ein Christ werden, und die Religion meiner Väter ändern? Was vor eine gefährliche Sache ist dieses vor einen sonverainen Herrn? Wie schwer ist dieses demjenigen, welcher in der Gemächlichkeit und Freyheit des Alcorans auferzogen worden?

Ob nun die Iesuiter diese Unterredungen nach allen Stücken treulich vorgestellet haben, kan man wol eben nicht so gewiß versichert seyn, soviel aber erhellet wahrscheinlich gnug aus der uns bekannt gewordenen Gemüths-Eigenschafft dieses Herrn, daß er mit Vergnügen die ungereimten Dinge des Alcorans und die Unwissenheit der Mahometanischen Priester verlachet. Er erlaubte auch denen Missionarien das Evangelium an allen Orten seines Gebiethes zu predigen, und beschützte sie wieder den Grimm und Unwillen seiner Mahometanischen Unterthanen.

Indem nun Akebar also im Zweiffel stund, wozu er greiffen solte, so entstund, wie die Patres uns berichten, ein Aufstand in Patane, so, daß auch selbst des Käysers Bruder und die gantze Provintz Cabulstan sich zu denen Malcontenten schlug. Diese neue Rebellion schrieben die Mahometanischen Lehrer dem Zorn des Himmels zu, so dadurch erreget worden, daß der Mogol der Christlichen Religion favorisiret habe, ja sie setzten auch mit allem Fleiß solche Gedancken dem Volcke ins Gemüthe, also daß sich der Käyser einer allgemeinen Empörung besorgete, und sich genöthiget fand, einige Kaltsinnigkeit gegen die Patres zu bezeigen und nicht weiter mit ihnen umzugehen. Hierauf wandten sich alle ihre Indianische Neu-Bekehrte zu ihrem vorigen Mahometismo und die Missionarii behielten nichts mehr als eine kleine Versammlung von Europäischen Christen in Agra: Nunmehro schienen sie

Digitized by Google

überzeuget zu seyn, daß des Käysers der Christlichen Religion bezeugte Faveur nur aus Curiosität oder andern weltlichen Ursachen hergerühret habe.

Nach diesem gieng Akebar wieder die Pataner zu Felde, welche, nachdem des Käysers Bruder und ihre neue Bundsgenossen von ihnen abgesetzt, wiederum auf ihr Gebürge hinauf getrieben worden. Als nun dieses dem Mogol gelungen, wurde er so eitel daß er unternahm eine neue Religion von seiner eigenen Erfindung anzurichten, und einen Mischmasch von allen Religionen, von der Tauffe der Christen, der Beschneidung der Mahometaner, und dem Götzendienste der Indianer, einzuführen, und solcher gestalt hoffte er alle seine Unterthanen zu einem einförmigen Gottesdienste zu vereinigen; doch blieb er stets Willens, die Vielweiberey mit zu behalten, als eine ihm und seinem Volck höchstangenehme Sache.

Die Käyserliche Stadt Lahor, welche Nordwerts in Indien liegt, wurde als der bequemste Platz angesehen, eine Probe hievon zu machen, und die Neigungen seiner Unterthanen hierinne zu erforschen; doch hielt er nicht vor rathsam, eine so grosse Veränderung vorzunehmen, biß er eine mächtige Armee auf den Beinen hätte, als er nun solche beysammen und zu seinem Dienst hatte, machte er den Anfang, und befahl die Mahometanischen Moscheen zuzuschliessen, und verwandelte einige derselben gar zu andern Gebrauch. Er setzte neue Ceremonien ein, wovon er eine sehr genaue Beobachtung erforderte. Akebar selbst betete die Sonne des Tages dreymahl an, bey ihrem Aufgang, zu Mittag und bey deren Untergange. Hiernächst bestimmte er auch gewisse Stunden zur Anbetung des HErrn JEsu und der hochgelobten Jungfrau Maria, und trug ein Agnus Dei, und Bild der Jungfrau Maria, nebst andern Reliquien, welche ihm von denen Missionariis waren geschenckt worden, um seinen Hals. Von der Mahometanischen Religion behielt er die Beschneidung, und verwandelte die Lob-Gebethe zu GOtt in eine Art von Litaneyen.

Allein dasjenige, was von seinen Anordnungen am meisten anstößig war, bestund darinnen, daß er seinen Unterthanen befahl, ihn als einen Gott zu verehren, wenn er alle Morgen auf einem Ercker vor dem Volcke sich sehen lassen würde. Er nahm von ihnen Gelübde an, und hörete ihre Gebehter, ließ auch unter dem Volck kund thun, daß ihre Bitten gantz ohnfehlbar auf eine übernatürliche Weise würden erfüllet werden. Allein ob es schon wahrhafftig dergleichen Menschen gege-

Digitized by Google

gegeben, welche eine solche göttliche Verehrung erfordert haben, so scheinet doch Akebar nicht fähig gewesen zu seyn, dergleichen gantz abscheuliche Gottlosigkeiten zu verlangen. Es beruhet demnach, was jetzt erzehlet worden, auf den Credit des Herrn Manouchi, oder vielmehr seines Herausgebers Catrou, und der Päbstischen Missionarien, welche, wie gantz offenbar ist, mit diesem Printzen zuletzt sehr mißvergnügt gewesen, und also vermuthlich in denen Berichten, die sie uns von seiner Regierung ertheilen, nicht allzu günstig gegen ihn gehandelt haben.

Einige Zeit hernach gieng er mit seiner Armee in das Königreich Cachimire, welches sich ihm, ohne die geringste Gegenwehr, unterwarff. Dieses Glück aber machte den Kayser, wie es schiene, gar nicht stoltz, sondern er wurde vielmehr darauf melancholisch und niedergeschlagen, weil ihm das Gewissen wegen seiner letztern Ausschweiffung zu peinigen anfieng, wie die Missionarii vorgeben. Dahero schickte er nach Goa, und ließ einige von den Patribus zu sich ruffen, um ihm in seinen damahligen Umständen beyzustehen; nicht weniger ließ er auch eine grosse Summe Geldes unter die Armen zu Goa austheilen, als eine Versöhnung für seine Sünden. Sie berichten uns ferner, daß er auch sogar die Vielweiberey, den grossen Einwurff gegen das Christenthum, überwunden, seine Weiber abgeschaffet, und nur eine einige behalten habe. Gegen die Jungfrau Maria bewieß er grosse Andacht, und an dem Feste ihrer Himmelfahrt ließ er ihr Bildniß auf einen prächtigen Thron setzen, wovor er selbst mit seinen Kindern und Hof-Leuten niederfiel, und es verehrete. So daß die zween Missionarii, welche dießmahl von Goa zu ihm abgeschickt waren, sich flattirten, sie würden nun die Christliche Religion im gantzen Reiche bald aufgerichtet und floriren sehen; Allein es gieng allerdings wieder wie vorhin. Des Kaysers Gemüth, in welchem wol was nachdrückliches müste umgegangen seyn, erhohlte sich, überwand die Schwermuth, und wurde dagegen recht leichtsinnig. Denn ob er zwar bisweilen die Christlichen Fest-Täge noch mit feyerte, und dem öffentlichen Gottesdienste, auch wol auf den Knien beywohnete; so nahm doch die vorige Eitelkeit auch wieder so starck überhand, daß er, wie vorhin, sich selbst als eine Gottheit anbeten ließ, und hatte an nichts mehr Lust, als an solchen Bitten, die niemand, als nur der Himmel erhören konte. Er setzte auch ein Fest ein der Sonnen zu ehren, und ließ mitten auf einer grossen Ebene einen Altar, in der Form eines Thrones, aufrichten, für welchem alles Volck dieselbe anbeten solte.

An einem Oster-Sonntag 1597 geschahe es, als Akebar und seine Kinder, ihre Andacht gegen diesen herrlichen Planeten verrichteten, dessen mit kostbaren Edelgesteinen besetztes Bildniß von der in ihrer vollen Klarheit darauf

scheinenden Sonne einen ganz unerträglichen Glantz von sich warff, daß plötzlich der Himmel mit schwartzen Wolcken bedecket, der Altar durch ein Donner-Wetter übern Hauffen geworffen, und des Kayserl. Gezelt durch den Blitz angezündet wurde, so daß alsofort ein grosser Theil des Lagers in Flammen stund. Nicht weniger wurde auch des Kayserl. Pallast und die benachbarte Stadt angezündet, und fast gantz in die Asche geleget. Die grossen Schätze von Gold und Silber, welche durch die Mogols gesammlet worden, zerschmoltzen, und der Kayser wurde genöthiget, den Platz zu verlassen, und sich in das Königreich Cachimire zurück zu begeben. Diese Erzehlung aber muß der gütige Leser abermahls auf den Credit des Herrn Manouchi, oder Catrou, beruhen lassen; allermassen man sie in keinen andern Scribenten, als eifriger Mißionarien, findet, denen solch ungewöhnlich Blitz und Donner-Wetter ein groß Ansehen soll zuwege gebracht haben.

Wenn es auch mit dieses so genannten Wunder-Feuers Erzehlung seine Richtigkeit hat, so ist das übrige nicht unglaublich, was erzehlet wird: Daß zwar grosse Bewegungen im Gemüthe des Kayserl. und seines Volcks entstanden. Da aber gleichwohl keine rechte Bekehrung erfolget, seyen allerley Krieges- und andere Plagen eingebrochen.

Der vorhin bezwungene Decanische Fürst Mustapha, so bißher als ein Raja ruhig am Hofe gelebet, gieng davon, und fand Gelegenheit, sein Land wieder einzunehmen, und viele durch des Kayserl. Religions-Mengerey disgoustirte Mahometaner giengen zu ihm über.

Der Kayserliche Printz Morad, sonst Pihari genant, wurde mit einer vortrefflichen Armée abgeschickt, diesen Aufstand zu unterdrucken. Derselbe kam mit dem Raja in der Provintz Cambaga ins Gefechte, und war dem Feinde an Macht sehr weit überlegen; weil aber Mustapha ein erfahrner Kriegs-Held war, und hiernächst auch eine völlige Kundschafft von der Beschaffenheit des Landes hatte, so erhielt er einen vollkommenen Sieg über des Kayserl. Trouppen, und der junge Morad wurde auf der Wahlstatt unter den Todten gefunden. Dieser Unglücks-Fall soll Akebar sehr tieff zu Hertzen gegangen seyn, und so gerühret haben, daß er von seiner Abgötterey nachher gäntzlich abgelassen.

Bald nachhero kam der Kayser aus Cachemire über Lahor zurück gen Agra, woselbst von neuen sehr mächtige Zurüstungen wieder Mustapha gemacht wurden. Mittlerweile gerieth der Kayser in eine schwere Melancholey,

Digitized by Google

ſey, und ließ alle Arten der Ergötzlichkeiten fahren, auſſer das Jagen, dem er hauptſächlich nur um deßwillen noch oblag, damit er Gelegenheit hätte, ſich allein in die Wälder und an einſame Oerter zu begeben. Als er einſtens bey einer dergleichen Ausſchweiffung unter einem ſchattigten Baume ſaß, ſo ſahe er eine Raupe bey ſich kriechen, welche er mit der Spitze eines ſeiner Pfeile tödtete; Als er nun bald darauf eben dieſen Pfeil nach einem Antilope ſchoß, ſo ſtarb das Thier augenblicklich, ob es gleich an keinem tödtlichen Theile verwundet war. Hierauf ließ der Kayſer das Antilope öffen, da dann das Fleiſch gantz ſchwartz und verfaulet ausſahe, auch ſtarben die Hunde, die davon fraſſen, woraus Akebar wahrnahm welch ein hefftig Gifft dieſe Raupe haben müſſe. Er ließ daher einige Pillen damit anmachen, welche er hernach machen übelgeſinnten Herrn ſeines Reichs beybrachte.

Endlich wurde dieſe Erfindung dem Akebar ſelbſt tödlich. Er hatte nemlich eine Büchſe mit 3. Abtheilungen. In der einen davon führte er ſeine Betel-Blätter, in der andern Hertzſtärckende Pillen, und in der dritten ſeine Gifft-Pillen. Da geſchah es nun, daß er ſich einſtens verirrete und die ſchädliche Pillen, die er vor einen Feind zubereitet, ergrieff und einnahm. Ob nun ſchon hierbey ſo wohl ſeine eigene, als auch die Portugieſiſchen Medici allen Fleiß anwendeten, ſo friſteten ſie doch ſein Leben nur eine Zeitlang, er fiel in eine auszehrende Kranckheit und ſtarb als ein Muſelmann ob gleich die Patres Miſſionarii noch in ſeiner Kranckheit an ſeiner Bekehrung arbeiteten; auch einige vorgegeben haben er ſey als ein Chriſt geſtorben. Zu deſſen Beweiß ſie erzehlen Akebar habe ſich nach ſeiner Vorfahren Weiſe ein herrlich Begräbnis bauen und unter andern die Bildniſſe der Jungfrau Marià, Ignatii und ein Crucifix in die Höhlungen der Wände ſetzen laſſen. Welche Aurengzeb hernach mit Brocard behängen und damit die Bilder bedecken laſſen.

Die Hiſtorien-Schreiber eignen dieſem Printzen viele Tugenden und groſſe Qualitäten zu; Er ließ jeglichem, wie ſie ſagen, unpartheyiſche Gerechtigkeit wiederfahren, und war gantz unermüdet in Anhörung der vor ihn gebrachten Sachen, und gab zu dem Ende die meiſte Zeit zweymahl des Tages Audienz. Er war ſehr vorſichtig Blut zu vergieſſen. Und befahl daß man niemand tödten ſolte ohne ſeinen eigenen und zwar auf drey verſchiedene Tage wiederhohlten Befehl. Sein in den letzten Jahren ſeiner Regierung eingeführter Gebrauch des Hinrichtens durch Gifft wird von den Scribenten damit entſchuldiget, daß er ſich deſſen nur bedienet gegen die heimlichen Feinde des Staats, und die zu groß und mächtig geweſen, um öffentliche Juſtiz an ihnen auszuüben. Seine Mäſſigkeit

Digitized by Google

sigkeit war so groß, daß er selten das Gesetze Mahomets mit Wein trincken übertrat. Er aß auch niemahlen Fleisch, sondern vergnügte sich mehrentheils mit Reiß, Gebackens oder Löffel Kost. Die Fremden, insonderheit Kauffleute und Handwercker, lockete er mit allerley Douceurs an, und that ihnen Hülffe und Forderung. Er hatte grosse Neigung zu Wissenschafften, und bemühete sich den innern Grund aller Dinge und Religionen erkennen zu lernen, auch sich von denen Gründen der besondern Meynungen aller Völcker, mit denen er umgieng, belehren zu lassen. Eben dieser Curiosität hatten es die Patres hauptsächlich zu dancken, daß sie an seinem Hofe so freundlich aufgenommen und tractiret wurden. Die Historie seines Reichs wurde auf seine besondere Anordnung beschrieben, und wenn ihm die Theile derselben hernach vorgelesen, wurden sie von ihm selbst verbessert.

In Summa: Die grossen Vermehrungen des Reichs, welche durch diesen Printzen geschehen, die Künste, so er eingeführet, die Eröffnung eines Weges bis an die See-Küsten, der Handel und Wandel, welchen Akebar zuerst in seinen Herrschafften angerichtet, die schönen Städte und Palläste, welche er aufgebauet, und andere von ihm noch vorhandene edele Wercke mehr, sind offenbahre Merckmahle seiner grossen Qualitäten. Hingegen seine Abgötterey und Gifftmischerey, wo ihm damit nicht zu nahe geschehen, zeigen wol an, daß er den Namen Akebar, welcher so viel als Unnachahmlich heissen soll, mit Recht geführet.

Cha Selim, oder, wie wir es aussprechen, Scha Selim, (d. i. der friedfertige König) folgete seinem Vater Akebar auf dem Throne nach, im Jahr 1605, und nahm bey dem Antritt seiner Regierung den Nahmen Jehan Guire, oder eines souverainen Herrn der Welt, an. Man gibt insgemein vor, daß Akebar den Sultan Cosrou, ältesten Sohn des Cha Selim, zu seinem Nachfolger bestimmet habe; wenn aber dem so gewesen, so hat doch weder Sultan Cosrou, noch jemand seiner Anhänger, dem Vater Cha Selim die Regierung zweiffelhafft zu machen begehret.

Der Kayser Cha Selim, oder vielmehr Cha Jehan, wie wir ihn in den Verfolg dieser Historie nennen werden, war in seiner Religion eben so wenig eiffrig noch abergläubig, als sein Vater; Aber an statt eben so mäßig und ordentlich zu leben, wie Akebar rühmens werth gethan hatte, hieng er allerley ausschweiffenden Lüsten nach. Sonderlich liebte er die Freyheit Wein zu trincken, und allerley Speisen ohne

Unter-

Unterscheid zu essen; und als ihm anfänglich die Imans manchmahl des Mahometischen Gesetzes, mit welchem solches stritte, erinnerten, dagegen aber vorstelleten, wie er sich dadurch den Christen gleichstellete, als denen ihr Gesetz solche Freyheit erlaubete, sprach er: Ey! kommt denn, lasset uns alsofort unsere Kleider verändern, und unsere Tourbans in Hüte verwandeln; denn was für Gottesdienst kan darinnen stecken, wenn man diese oder jene Speise isset, oder sich davon enthält.

Dieses veranlassete seine Gesetz Lehrer bald stille zu schweigen, und da einige der Klügsten merckten, daß es ihm um die Freyheit mehr als um alle Religion zu thun wäre; so untersuchten sie in einer solennen Versammlung oder Synodo die Frage: Wie weit ihr Gesetz ein souverains Oberhaupt verbinde? und entschieden solche einstimmig dahin: Die Verbietung des Weins und anderer Dinge im Alcoran, erstrecke sich nicht biß auf die hohen Häupter, sondern diese hätten vollkommene Freyheit zu essen und zu trincken, was ihnen beliebte und gesund düncket. Dieses war eine so verbindliche Auflösung eines Gewissens-Scrupels für einen wollüstigen Printzen, daß man hernach von keinen weitern Versuchungen zu einigem Religions-Wechsel mehr von ihm höret. Wo sind auch die Lehrer, (fügt Herr Salmon hinzu) die nicht einem Regenten in seinen Lastern etwas nachgeben werden, wenn er ihnen ihre Einkünfte vermehret? Selbst die Heiligen zu Oliver Cromwells Zeiten waren dieser Meynung, daß die Gebote des Evangelii nicht gegeben wären vor dergleichen ausserordentliche Männer, wie er wäre, sondern nur die gemeinen Seelen dadurch im Zaum zu halten.

Als nun solcher Gestalt der Kayser allen Gewissens-Zwang vom Halse, und dagegen solche Freyheit von der Clerisey selbst hinweg hatte, befahl er, daß die Thore seines Pallastes denen Francken oder Europäern, von was vor einer Nation sie immer seyn mögten, offen stehen sollten, und tranck öffters mit ihnen bis an den Morgen, auch zur Zeit des Ramadams, oder Fasten-Zeit, welches die Missionarii wieder eine Neigung zum Christenthum nennten. Sie gedencken auch einer gewissen Begebenheit, welche der Christlichen Religion viel Ansehen zu wege gebracht habe. Nemlich, es habe der Kayser eine Disputation zwischen denen Patribus und denen Mahometanischen Lehrern in seiner Gegenwart angestellet, da nun ein Mahometanischer Priester sehr verächtlich von der heiligen Schrifft geredet, und vorgegeben, sie wäre verfälschet, und viele Geschichte darinnen hätten nicht die geringste Wahrscheinlichkeit in sich, da habe einer von denen Missionariis vorgeschlagen: er wolle die Bibel, der oberste Moula aber solle den Alcoran in seine Hände nehmen, und sie wolten beyde in ein gros-

Digitized by Google

ſes Feuer, ſo zu dem Ende angezündet werden ſolte, hinein gehen, welchem nun die Flamme keinen Schaden thun würde, deſſen Religion ſollte angenommen werden. Allein der Moula habe ſich geweigert, dieſe Probe mit anzutreten, und der Kayſer habe auch nicht darauf gedrungen. Dieſe Geſchichte wird zwar unter andern auch von Herrn Thomas Roe, dem Engliſchen Abgeſandten an Cha Jehan's Hofe erzehlet, aber mit ſehr wichtigen Veränderungen. So ſind auch die Schreiber nicht einig, ob ſie unter Akebar's, oder dieſes Printzens Regierung ſich zugetragen habe. Desgleichen ſtimmen auch die Catholiquen darinnen nicht mit einander überein, ob P. Aquaviva, oder P. Acoſta es geweſen, welcher den kühnen Vorſchlag gethan habe, die Wahrheit ihrer Religion durch die Feuer-Probe zu beweiſen. Alſo werden uns die Herren Miſſionarii leicht pardonniren, wenn wir ſowohl dieſer als der folgenden Geſchicht, wenigſt nicht nach allen Umſtänden, unterſchreiben. Denn ob ſie wol Herr Th. Roe auch erzehlet, der den Ruhm eines ſehr aufrichtigen und frommen Mannes erhalten, ſo hat doch die Leichtgläubigkeit der Leute und das Anſehen der Cleriſey der damaligen Zeit ſehr viel vermocht.

Nachdem der Jeſuiten Haus und Kirche einſtens abgebrannt war, ſo blieb das Crucifix darinnen gantz unberühret, welches dann vor ein Wunderwerck ausgegeben wurde, davon man ſehr vieles redete. Der Kayſer, welcher nicht verſäumete, von dieſer Begebenheit was gewiſſes zu erkundigen, ließ einen Jeſuiten zu ſich ruffen, und befragte ihn darüber. Der gab hierauf eine etwas zweydeutige Antwort, worauf der Kayſer von ihm zu wiſſen begehrete, ob er nicht ein Verlangen hätte, ihn zu bekehren. Als nun derſelbe mit Ja antwortete, ſo verſetzte er weiter: Ihr redet von euren groſſen Wunderwercken, und von vielen, welche in dem Namen eures groſſen Propheten geſchehen ſeyn ſollen; wenn ihr das Crucifix und Bildniß Chriſti in ein Feuer vor mir werffen wollet, und ſelbiges nicht verbrennet, ſo will ich ein Chriſt werden. Der Jeſuit weigerte ſich, dieſe Probe anzunehmen, weil es Sünde wäre, GOtt zu verſuchen, der thäte nur Wunder nach ſeinem Wolgefallen; jedoch erboth er ſich, daß er, ſeinen Glauben zu bewähren, ſich ſelbſt ins Feuer wolte werffen laſſen, welches aber der Kayſer auch nicht annahm. Es entſtund hierauf ein groß Diſpüt, und ſonderlich der Printz, ein Feind der Chriſten, drang auf die vom Kayſer vorgeſchlagene Probe, aber darbey fürnemlich darauf, daß, wenn das Crucifix verbrennete, der Jeſuit ſich beſchneiden zu laſſen verbunden ſeyn ſolte.

Er

Er führete Exempel an von Wunderwercken, welche um viel geringerer Ursachen willen geschehen wären, als wegen der Bekehrung eines so mächtigen Königes, und redete verächtlich von Christo. Der König fiel ihm aber ins Wort, und vertheidigte unsern Heyland, daß er ein wahrer Prophet gewesen wäre, und verglich seine Wercke gegen die Wercke ihrer eingereimten Heiligen, führete auch an, wie er Todten auferwecket, welches keiner von denen Ihrigen je gethan habe. Der Printz versetzte darauf, daß einem Blindgebohrnen das Gesicht zu schencken, eben solch ein gros Wunderwerck wäre. Hierüber disputirte man pro und contra, bis endlich einer, den Streit zu endigen, sagte, daß beydes Vater und Sohn Recht hätten; denn einen todten Leichnam wieder lebendig machen, müste allerdings vor das grösseste Wunderwerck, so je geschehen, erkannt werden, und einem natürlich-blinden Auge das Gesicht zu geben, wäre eben ein solch Werck, weil die Sehens-Krafft desselbigen Leben wäre; wer also ein blindes Auge sehend machte, erweckte dasselbige gleichsam vom Tode. Damit endigte sich dieser Discours.

Die andere Historie bestehet darinnen: Ein Gauckler von Bengala, dergleichen Leute es daselbst sehr viel giebt, die gar sonderbare Künste verstehen wollen, brachte vor den König einen grossen Affen, welcher, seinem Vorgeben nach, verborgene Dinge anzeigen und wahrsagen könte; wie denn auch einige Indianische Secten diesem Thiere insgemein was göttliches zuschreiben. Der König zog einen Ring von seinem Finger ab, und ließ ihn unter eines Knabens Gurtel verbergen, deren Zwölffe zugegen waren. Darauf befahl er dem Affen anzuzeigen, wo den Ring wäre, welcher sodann gleich zu dem rechten Kinde gieng, und den Ring hervor zog. Seine Majestät wurde hierauf noch curiöser, ließ die Nahmen der 12. Gesetzgeber, Christi, Mosis, Mahomets, Haly und anderer mehr auf 12. Zeddul in Persischer Sprachen schreiben, mischte selbige unter einander in einen Säcklein, und befahl dem Thiere anzuzeigen, welches das wahre Gesetz wäre. Dasselbige steckte sogleich seine Pfote hinein und nahm den Zeddel heraus, auf welchem der Nahme Christi geschrieben war. Hierüber erstaunte der König, gerieth aber in den Argwohn, das Affen-Herr könte Persisch lesen, und möchte ihm darinne Hülffe leisten, schrieb dahero die Nahmen von neuen auf mit Hof-Buchstaben, und hielte sie ihm zum andern mahl vor. Der Affe fand gleich den rechten Nahmen und küste ihn. Hierüber wurde ein vornehmer Bedienter zornig, sagte dem König, darunter steckte ein Betrug, und bath, ihm zu erlauben, von neuen Zeddel zu machen, und erbath sich, eine Straffe über sich zu nehmen, wenn der Affe ihn betrügen könte. Er schrieb sodann die Nah-

men von neuen auf, ſteckte aber deren nur 11. in einen Sack, und behielt den andern in ſeiner Hand. Der Affe ſuchte umher, wolte aber keinen von ſelbigen nehmen. Als nun der König ihm befahl, einen zu bringen, ſo zerriß er alle mit Grimm und gab dadurch ein Zeichen, daß der Nahme des wahren Geſetz-Gebers nicht darunter wäre. Der König fragte ihn weiter, wo er denn wäre, da dann der Affe auf den Edelmann zulieff, und ihn bey der Hand faſſete, worinne er den Zeddel hielt, auf welchem der Nahme Christi geſchrieben war. Der Kayſer wurde dadurch ziemlich bewegt, und behielt den Affen bey ſich. Dieſes geſchah öffentlich vor viel 1000. Menſchen, und iſt an der Wahrheit der Sache ſelbſt gar nicht zu zweiffeln. Biß hieher der Herr Th. Roe der ſelbſt gleichwol nicht gegenwärtig geweſen.

Dieſer Kayſer verlegte den Kayſerlichen Sitz von Agra nach Lahor, ſo von dar ein 120 Meilen Nordwerts lieget, in einer Gegend, die nicht allzuheiß iſt, ſondern eine angenehme Lufft hat. Der mit Bäumen beſetzte ſchöne Spatzier-Weg von einer Stadt zur andern, welchen Akebar zu machen anfieng, wurde durch dieſen Printzen vollendet. Er erweiterte auch die Stadt Lahor ſehr, und bauete für ſich einen ſchönen und bequemen Pallaſt, welcher doch bey weiten nicht ſo prächtig war, als der zu Agra. Allhier geſchahe es, daß der Kayſer in einen Liebes-Handel verwickelt wurde, welcher ihm unzählich viel Unruhe verurſachte in der gantzen übrigen Zeit ſeiner Regierung; und obſchon der Anfang dieſer Hiſtorie einem Roman ähnlich ſcheinet, ſo hat man doch ſehr wenig Urſache an der Haupt-Sache ſelbſt zu zweiffeln; geſtalt dann die in der Königlichen Familie dadurch entſtandene Verwirrungen, und die unter denen Printzen vom Geblüthe darauf erfolgte Kriege die Wahrheit davon gnugſam bezeugen.

Als der Kayſer einſt auf ſeinen Walle, unter welchem ein feiner Fluß vorbey läufft, ſpatzieren gieng, ſahe er ein Barsgen oder Indianiſch Boot vorbey fahren, in welchem eine Dame unter einem Himmel ſaß, von einer erſtaunens-würdigen Schönheit wie der Kayſer darfür hielt; Er ließ das Boot vorbey gehen, ſchickte aber alſofort hin, nach ihrem Nahmen zu fragen, wer ſie wäre, und wo ſie wohnete. Der Abgeſchickte berichtete ihm, daß die Dame Nour Mahal hieſſe, und an einen Officierer verheyrathet wäre, welcher 500. Mann in Seiner Majeſtät Dienſten commandirte; worauf der Kayſer befahl, reiche Geſchencke vor ſie zuzurichten, und ihr zu melden, wie ſehr er durch ihre Schönheit in ſeinem Hertzen gerühret, und mit Liebe gegen ſie entzündet worden wäre. Allein die Dame gelobte ihrem Ehemanne eine unverletzliche Treue, und wolte durchaus von keinen Vorſchlägen zu deſſen Verunehrung etwas hören. Als nun der Kayſer nicht vermögend war, etwas bey

ihr

ihr auszurichten, befahl er ihrem Manne, zu einem gewissen Generale zu stossen und ihm zu assistiren, dieser hatte indessen schon einen Winck bekommen, und liess den armen Prinz bald gemach nach seiner Ankunfft, aber nicht so heimlich tödten, daß seine Frau Nour Mahal davon nicht gehöret hätte, welche sich daher mit denen Nachrichten durchaus nicht abspeisen lassen wolte, so der Kayser ausgesprengen befohlen, ob wäre er durch einen gewissen Zufall ums Leben kommen.

Als dahero der Kayser sein Ansuchen erneuerte, brach sie zuerst in die bitterstrn Schelt-Wort aus, und warff ihm seine an ihrem Manne begangene Verrätherey vor. Nachdem aber ihre Trauer-Zeit aus war, und ihr der Kayser Freyheit und Musse gelassen hatte, theils ihrem Zorn, Gram und Leid Wesen auszulassen, theils auch denen ihr gethanen vortheilhafftigen Anerbiethungen nachzusinnen, so fand er sie hernach im Stande, ihm zu willfahren, Weswegen sie dann mit der Bedingung, daß sie die erste Königin, ihr Vater aber Premier Ministre seyn, und ihre Anverwandten zu den höchsten Ehren-Stellen erhaben werden möchten, sich in des Kayserś Arme warff. Als nun diese neue Königin in seinen Pallast ankam, stellete der Kayser ein Hochzeit-Festin an, welches gantzer 8. Tage währete. Ihren vorher geführten Namen Mour Mahal verwandelte er in Nour Jaham, welches so viel heisst als das Licht der Welt. Ob nun schon einer der grösten Morgenländischen Kayser durch ihre reitzende Schönheit gefangen genommen worden, und auch das Reich eine Zeitlang sich nach ihrem Winck richten muste, so war sie dennoch von gantz geringen Herkommen. Ihr Mann, als sie erst mit ihm aus Persien, allwo sie gebohren waren, kam, war ein Cameel-Treiber, welcher aber nachgehends in des Mogols Diensten sein Glück machte, und letztlich obgedachter Massen ein Commendant von 500. Mann wurde.

Das erste Jahr, als sie in den Haram, das Schloß des Kayserlichen Frauenzimmers, kam, war sie gleich beflissen, ihre Mitbuhlerinnen von der Seite zu schaffen. Fünff Königinnen, welche der Kayser am meisten liebte, starben in solcher Zeit, ihre Gewalt über den Kayser war so groß, daß sie auch einen nüchternen Mann aus ihn machte. Er schied würcklich eine Zeitlang von der Wein-Flasche und bey ihr an, wenigstens brachte sie es so weit, daß er sich auf ein mahl nur 9. Gläsern begnügen ließ, oder wenn er das Maaß überfüllete, so wußte sie ihn wieder vorsichtig und artig zu straffen; Nächst diesem trachtete sie dahin, ihr Geblüthe mit dem Kayserlichen zu vereinigen und ihre eigene Tochter, die sie von ihrem ersten Mann hatte, zu den vermuthlichen Cron-Erben zu verehlichen, weil sie selbst keine Kinder von dem Kayser bekam. Der Kayser hatte mit unterschiedlichen Gemahlinnen 4. Söhne gezeu-

Digitized by Google

get. Der älteste war noch zur Zeit seines Groß-Vaters Akebar gebohren, und hieß Sultan Cosrou; der andere Sultan Pervis, der dritte Sultan Chorrom, und der vierdte Sultan Scheriar. Sultan Cosrou war es, in welchen Nour Jahan ihre Tochter gerne verheyrathet hätte; aber dieser Prinz schien keine Neigung dazu zu haben, und zwar eben darum, weil sie allzu grosse Gewalt über seinen Vater hatte. Hiernächst auch deswegen, weil er sich bereits mit einer Tochter eines grossen Raja, die er gantz ungemein liebte, vermählet hatte; weswegen er dann den ihm deßfalls gethanen Antrag ausschlug. Hierauf both die Sultanin ihre Tochter dem jüngsten Sohne, Scheriar, an, weil Sultan Chorrom allbereit an ihre Baase, Asaph Cham's, ihres Bruders, Tochter, vermählet war. Dem Scheriar nun stund diese Heyrath gar wohl an, als das vermuthlich gewisseste Mittel, ihn nach seines Vaters Tode auf den Thron zu setzen. So bald demnach das Beylager vollzogen war, wurden die 3. dieseren Brüder zu weit entlegenen Gouvernements bestimmet. Sultan Chorrom wurde nach Decan geschickt, Sultan Pervis nach Bengal, und Sultan Cosrou, der Aelteste, war vor Guzarate bestimmet; allein an statt nach diesem Commando zu gehen, brachte er ein Corpo von Trouppen zusammen um seine Cron-Folge damit in Sicherheit zu setzen, welche ihm mit allzuviel Unrecht zweifelhafft gemacht werden wolte. Massen er von seinem Groß-Vater Akebar schon zur Regierung bestimmt gewesen, und der also nur aus Liebe zu seinem Vater sich der Crone biß zu dessen Tode begeben. Und da er nun seinen jüngsten Bruder, und dessen Schwieger-Mutter, der Sultanin, solche Dinge einfädeln sehen solte, welche ihn unfehlbar von der Nachfolge auf den Thron ausschliessen würden, das war ihm allzu unanständig. Der Kayser hatte um selbige Zeit zwey grosse Staats-Bediente, welchen er alle Reichs-Sachen anvertrauete. Der eine war Asaph Cham, der Sultanin Bruder, und der andere Mahomet Cham, ein sehr großmüthiger und unerschrockner Mann, der, wie man saget, gantz unfähig war von jemand bestochen zu werden. Der hielt es mit Cosrou, und Asaph Cham war, wie man leicht denken kan, auf seiner Schwester, der Sultanin, Seiten; Diese machten heimliche Anschläge sich des Mahomets zu bemächtigen, und ihn aus dem Wege zu räumen, wenn er vom Schlosse gehen würde. Allein Mahomet merckte die Stricke, so ihm gelegt waren, und brachte eine kleine Parthey Soldaten von seinem Regiment zusammen, umringete damit des Kaysers Zimmer, und nöthigte denselben, auf seinen Elephanten zu steigen; er selbst setzte sich ihm an die Seite unter eben demselben Himmel, hielt einen blossen Dolch in seiner Hand, und ließ die Sultanin wissen, daß, wenn sie ihn auf seinem Wege hindern würde, der Kayser nicht leben bleiben solte. Solcher Gestalt

Digitized by Google

nun brachte er den Kayser in sein Hauß, allwo er ein in Waffen stehendes Corpo Trouppen hatte, welches vermögend gnug war, ihm wieder das Unternehmen der Nour Jaham und seines Feindes Asaph Chams zu beschützen. Jedermann meinete nun Jehan Guire würde dethronisiret, und die Crone dem Sultan Cosrou aufgesetzt werden; allein Mahomet stellete den Kayser bald wieder auf freyen Fuß, und versicherte ihn, was er gethan, sey nur geschehen sein eigen Leben zu erhalten; Und damit er seine Treue gegen ihn noch mehr beweisen möchte, so wolte er alsofort gegen Sultan Cosrou zu Felde gehen, woferne derselbe sich weigern würde, die Waffen nieder zu legen, und zu seiner vorigen Pflicht wieder zu kehren. Cosrou, fürchtete der Nour Jaham Gewalt, und wolte durchaus das Feld nicht räumen, sondern ließ sich mit Mahomet in ein Treffen ein, wurde aber geschlagen, gefangen nach Hofe gebracht, und nachgehends nebst seinen Weibern und Kindern in dem Schlosse Guallore eingeschlossen.

Als der Printz nun in dieser Gefangenschafft sich befand, that ihm Nour Jaham den Vorschlag, daß er nicht allein seine Freyheit wieder bekommen, sondern auch der Nachfolge auf dem Throne versichert werden solte, wenn er ihre Tochter noch heyrathen würde, als welche sie von seinem jüngern Bruder Scheriar wieder scheiden lassen wolte, weil der ein träger und fauler Printz war, von welchem sie nicht hoffen kunte, daß er sich würde auf den Thron erhalten können, wenn sie ihn gleich darauf hülffe. Allein Sultan Cosrou, wol mehr aus Haß gegen Nour Jahams Familie, als, wie andere sagen aus besonderer Liebe gegen eine seiner Gemahlinnen, wolte durchaus nicht, in wie elenden Umständen er auch steckete. Asaph Cham, der Sultanin Bruder, verstärckte den unglückseeligen Cosrou gleichfalls in dieser seiner Resolution, weil er ein solch Interesse darbey hatte, welches seiner Schwester ihrem gerade entgegen lieff. Denn Sultan Chorrom, der dritte Sohn des Kaysers, hatte, wie bereits oben gesagt ist, seine Tochter zur Ehe; wenn nun Sultan Cosrou und Nour Jaham sich miteinander wiederum vertrügen, so sahe er wohl, daß sein Schwieger-Sohn keine Hoffnung zur Cron-Folge haben könte. Er brachte es bey dem Kayser dahin, daß er den Sultan Chorrom nach Hofe beruffen ließ, woselbst sie mit einander es ausmachten, daß Sultan Cosrou in seiner Gefangenschafft heimlich sterben müste. Sie versuchten es erst mit Gifft; aber der Printz wolte nichts essen, ohne was ihm seine besonders geliebte Gemahlin zugerichtet hatte; worauf sie endlich den Schluß faßten, den kürtzesten Weg zu ergreiffen, und gaben dem Hauptmanne von der Festung Befehl, ihn stranguliren zu lassen, welches auch wiewohl ohne des Kaysers Wissen, und mit dessen äusserstem Verdruß geschahe.

Digitized by Google

geschahe. Denn als dieser Mord endlich offenbar werden muste, waren zwar die Mörder solche Personen, daß der Kayser sie nicht so gleich nach Verdienst bestraffen kunte. Er beschloß aber doch ihnen ihr Ziel zu verrücken, und seinen Enckel Bolaqui, des Sultan Cosrou's Sohn zu seinem Nachfolger zu bestimmen, als welcher schien, ein Printz von sehr grosser Hoffnung zu seyn, und damahls ohngefehr 17. Jahr alt war.

Es wurde dahero dieser Printz nach Hofe gebracht, und, als der zukünfftige Cron-Erbe, tractiret, dahingegen Sultan Chorrom Befehl erhielt, wiederum nach seinem Gouvernement von Decan zu gehen. Allhier nun brachte er seine Zeit damit zu, daß er mit denen benachbarten Raja's Bündnisse machte, und durch Geschencke und versprochene Beförderungen die meisten und besten Officierer im Reiche zu seiner Parthey zog; dahingegen der alte Kayser im Haram, oder bey einer Flasche Wein wie vorhin mit seinen Freunden seinen Zeit-Vertreib suchte; allermassen die Sultanin ihn entweder darinn dazumahl etwas nachsahe, oder nicht mehr so viel Gewalt über ihn hatte, als um die Zeit, da ihre Lieb-Reitzungen noch in der ersten Blüthe stunden.

Kein Printz hat wol jemahlen, solche Lust gehabt, seinen Staat bißweilen bey Seite zu legen, um mit seinen Unterthanen gantz gemein umzugehen. Er verkleidete sich dahero zum öfftern, und kam auf öffentliche Sammel Plätze, da viel Volcks hinzulauffen pflegte, allwo er sich niedersetzte, und auch mit denen geringsten seiner Unterthanen in lustige Discourse einließ. Einsmals soll er mit einem feinen angesehenen Handwercks-Manne in einem Wirths-Hause (welche unter seiner und seines Vaters Akebars Regierung zugelassen waren) in Compagnie gekommen seyn. Dieser Mann war von lustigen humeur und sang gerne, woran der Kayser ein ungemeines Vergnügen hatte. Nachdem sie nun einen ziemlichen Tummel weg hatten, fiengen sie an von Staats-Sachen zu reden. Der Handwercks-Mann sagte, er müste sich sehr verwundern, daß eine Camel-Treibers Wittebe über den Kayser so grosse Gewalt hätte, und daß er den Todt seines ältester Sohns der so schändlich wäre ermordet worden, ohne gebührende Straffe liesse so hingehen. Jehan Guire, sein Camerade suchte des Kaysers Neigung damit zu entschuldigen, daß Nour Jaham von gar sonderbahrer Schönheit, wie auch grossem Verstande und überaus artigem Wesen wäre, daß sie zum Tode des Printzens nichts mit beygetragen, auch sonst keine Schuld an einigen andern üblen Handlungen in der Regierung hätte, obschon alles, wenn etwas nicht recht gienge, wie es gehen solte, ihrem Rath beygemessen würde; Hiernächst auch, daß die Personen, welche die Mordthat an Sultan Cosrou verübet, allzumächtig wären, daß man sie nicht allsofort nach Gebühr straffen

Digitized by Google

sun könte. Nachdem nun mit solchem Discourse ein grosser Theil der Nacht zugebracht war, so bezahlte der Königliche Zechbruder die ihnen gemachte Rechnung, der Handwercks-Mann aber lud zu einiger Wiedervergeltung vor diese Freygebigkeit seinen Camerader ein, des nächstfolgenden Tages mit ihm zu Mittag zu speisen, welches dieser auch annahm.

Des nächstfolgenden Morgens früh wurde im Käyserlichen Schloß se Ordre gegeben, die Elephanten zu recht zu machen. Nachdem nun selbige mit ihrer Kleidung von Carmoisin-rothen Sammet, so mit Golde ausgezieret, überaus prächtig geschmücket waren, so stieg der Kayser auf einen Thron, der von köstlichen Edelgesteinen glänzete, und ritte auf seinem Staats-Elephanten, mit seiner Guarde umgeben, gerade nach des Webers, Secanders, Hause zu, denn so hieß der ehrliche Camerade, welcher in der vorigen Nacht sich mit dem Kayser so tieff in politische Gespräche eingelassen hatte. Der Handwercks-Mann gerieth in das äusserste Schrecken, als er vernommen, daß die Käyserliche Leib-Guarde nach ihm fragte, da ihm denn gleich der Umgang, den er in letzterer Nacht mit jemanden gehabt, ins Gemüthe fiel. Der Käyser setzte ihn alsobald ausser Furcht, da er ihm sagte, die Freyheit, deren er sich gebrauchet, wäre von ihm sowohl aufgenommen worden, daß er gesonnen wäre, ihn zu einer wichtigen Ehren Stelle zu befördern; befahl demnach, daß er auf einen der Elephanten steigen und mit ihm nach seinem Käyserlichen Pallast kommen solte. Es werden noch andere Umstände zu dieser Historie gesetzet, worin vielleicht der gröste Theil nur mag ersonnen seyn, uns einen Begriff von der Freyheit und Herunterlassung dieses Printzens zu machen.

Herr Thomas Roe aber hat uns eine Nachricht ertheilet, von noch einen andern Streiche, den er beym Trunck vorgenommen, woraus aber nicht weniger Grausamkeit, als lustiger humeur, an diesem Printzen erhellet. Der Kayser war einstens in einer Nacht sehr trunken geweſen, mit dem Persianischen Abgesandten und verschiedenen seines Adels, welche auf seinem ausdrücklichen Befehl mit ihm trincken musten. Als nun einige Personen des folgenden Morgens entweder aus Bosheit, oder nur zufälliger Weise, hievon redeten, so fragte der Kayser, der seinen darzu gegebenen Befehl vergessen, wer diesen Edelleuten erlaubt hätte, Wein zu trincken? Worauf ihm geantwortet wurde, der Ruky; Denn niemand durfte sagen, der König habe es befohlen, da er es im Zweiffel zu ziehen schien. Die Gewohnheit ist diese, daß, wenn der König trincket, welches nur bisweilen geschicht, er dem Adel zu befehlen pflegt, ihm nachzutrincken. Wenn sie dieses nicht thun, so wird

es, als ein Verbrechen, angesehen; und also wird der Nahme eines jeglichen, welcher ein Glaß Wein von dem Diener annimmt, aufgeschrieben, welcher sie also anmercket, obschon der König selbst Achtung zu haben, ob seinem Befehl genau gefolgt werde, nicht im Stande wäre. Der König nun, welcher an seinem eigenen Befehl nicht gedacht, ließ den Buxy zu sich ruffen, und fragte ihn, ob er (der König) den Befehl gegeben, welches dieser aber auch fälschlich leugnete, und sich nicht unterstehen wolte zu bekennen, sondern sagte nur, sie hätten mit den Abgesandten getruncken. Hierauf straffte der König die, deren Nahmen auf der Liste stunden, einige um 1=2= biß 3000 Ropyen. Ja einige, die eben gegenwärtig waren, ließ er vor seinen Augen geissen, welche 130. Streiche empfiengen mit einem grausamen Instrument, welches an den Enden von 4. Stricken Eisen hatte, gleich denen Spohr-Rädlein, so daß jeglicher Streich 4. Wunden machte. Als sie nun, wie todt, auf der Erden lagen, befahl er denen, so darbey stunden, sie hinauszuwerffen, und hernach denen Pförtnern noch ihre Stäbe auf ihnen in Stücken zu zerschlagen. Solchergestalt wurden sie sehr grausam zerfetzt und verwundet, da denn einer von ihnen auf der Stelle starb. Einige wolten ihr Thun damit beschönigen, daß sie die Schuld auf den Gesandten schoben; der König aber gab zur Antwort, er habe nur befohlen, ihnen ein oder zwey Gläser zu geben. Obschon also die Trunckenheit ein gemeines Laster und Gewohnheit derer Könige ist, so wird sie doch so scharff verbothen, daß niemand in die Guzelcan, oder an den Ort, wo der König sitzt, hinein kommen kan, ohne daß die Pförtner seinen Athem anrieche. Woferne er nun auch nur etwas vom Weine gekostet hat, so wird er nicht hinein gelassen. Wird sodann die Ursache seiner Abwesenheit kund, so ist es schwer der Peitsche zu entgehen. Denn wenn der König einmahl aufgebracht ist, so wird sich auch ein Vater nicht unterstehen, ein Wort für seinen Sohn zu sprechen.

Es war aber dieser Kayser dem Wein-Trincken und den Umgang mit Frauen-Zimmer nicht so gar ergeben, daß er nicht auch ein Vergnügen an dem Land-Leben gehabt haben solte. Er begab sich daher im Sommer zum öfftern in das Königreich Cachemire, so der Nordlichste Theil seiner Herrschafften ist, welche Gegend in Indien als ein irrdisches Paradieß angesehen wird, indem es eine überaus gemäßigte und gesunde Lufft, wie auch einen Uberfluß an allen Dingen hat, die nur dem menschlichen Leben zur Erquickung dienen können.

Allhier bauete er sich einen schönen Pallast, legte angenehme Gärten an, machte Canäle und Wasser-Fälle, und zierete solchen Ort mit tausenderley

ley Schönheiten. Die Sultanin sumte darinnen ein sonderbahres Vergnügen, daß sie die Canäle mit zahmen Fischen besetzte. Nach vielen Jahren wurden daselbst Fische mit goldenen Ringen gefangen, womit diese Printzeßin einige gezieret hatte.

Als nun einstens der Käyser in dieser angenehmen Einsamkeit mit seiner geliebten Nour Mahal sich ergötzete, so lieff die Zeitung ein, daß der grosse Cha Abbas, König in Persien, einen Einfall in Indostan zu thun drohete, woferne ihm nicht Candahor eingeräumet würde, wie Amayum, des jetzigen Mogols Groß Vater versprochen hatte. Hierauf wurde Sian Cham, dem Vice-Rè in Multan, Ordre zugeschickt, nach denen Gräntzen zu marchiren, und den Fortgang der Persianischen Waffen zu hindern. Weil aber dieser General weder mit Kriegs-Vorrath, noch andern Dingen, welche zu einem Feld-Zug erfordert werden, versehen war, so muste er, so zu sagen, nur ein Zeuge seyn von der Einnehmung der Stadt Candahor, nach dem selbige eine 6. Monathliche Belägerung ausgehalten hatte. Ja, was den Käyser noch mehr verunruhigte, war dieses, daß sein Sohn Sultan Chorrom, mitten im Reiche einen Aufstand erregte.

Weil der Käyser vornehmlich in der Stadt Lahor residirete, so mochte er befohlen haben, den Reichs-Schatz von Agra dahin zu bringen, wovon Asaph Cham, welcher beordert war, die Convoy dahin zu commandiren, seinen Schwieger-Sohn, Sultan Chorrom, alsofort Nachricht ertheilte, und ihn zugleich wissen ließ, wie er sich solches Schatzes unterwegens am besten bemächtigen könte. Chorrom brachte alsofort eine Armée von 50000. Mann zusammen, und marchirete damit nach Agra zu. Als nun der Beschützer, welchem die Verwahrung des Schatzes anvertrauet war, hievon Nachricht bekommen, wolte er Asaph Cham denselben nicht übergeben, ob er ihm gleich deßfalls ausdrückliche Ordre vom Käyser vorzeigete. Er schickte dahero gleich einen Courier nach Hofe, um Seiner Majestät Vorstellung zu thun, in was vor Augenscheinliche Gefahr er gerathen würde, wenn er bey diesen Umständen den Schatz fortschaffete. Sultan Chorrom aber war in seinem Unternehmen schon so weit gekommen, daß sein Vorhaben zur Gnüge bekannt war. Er beschloß dahero den March nach Agra fortzusetzen, und des Schatzes in der Festung, worinnen er verwahrt wurde, sich zu bemächtigen. Allein der Vorschnittene defendirete seinen Posten so wohl, daß Chorrom mit Verlust weggeschlagen wurde. Damit aber derselbe wegen dieses Mißlingens sich doch einiger massen wiederum erhohlen möchte, so plünderte er die Pallästen der Omrah's, und zog sich nach Decan zurück.

Mittlerweile brachte der Käyser seine Truppen zusammen, und marchirete

chirete geschwind nach Agra zu, da er denn befand, wie sein Sohn grosse Verheerungen angerichtet, ob es ihm schon in seinen Haupt-Absehen mißlungen hatte. Jehan Guire verfolgte den Rebellen in eigener Person, zu welchem sein jüngster Sohn, Sultan Pervis, aus Bengal stieß; allein da Abdul Cham, einer von denen Käyserlichen Generalen, zu Sultan Chorrom übergieng, so verhinderte er, daß sein Vater sich nicht gnug an selbigem rächen kunte. Indessen erhielt der Käyser gleichwohl den Sieg und Chorrom wurde genöthiget, sich auf das Gebürge zu begeben. Der junge Printz Bolaqui belägerte nachgehends Amadabat, die Haupt Stadt in Guzarate, eroberte selbige mit Sturm, plünderte des Sultan Chorrom's Pallast, brach seinen göldenen Thron in Stücken, und theilete die Edelgesteine, womit er gezieret war, unter seine Officierer aus. Unterdessen brachte Abdul-Cham den zerstreueten Rest von Chorrom's Trouppen wieder zusammen, und ließ sich mit dem jungen Balaqui in ein Treffen ein, wurde aber wiederum geschlagen, und entrann mit genauer Noth nach Surate, von wannen er nachgehends Mittel fand, zu Sultan Chorrom bey Brampour zu stossen. Allhier brachten sie wieder ein ansehnliches Corpo von Trouppen zusammen, weil es aber meistens unabgerichtete und neu geworbene Leute waren, so wurden sie, als Sultan Pervis und Mahomet Cham mit der Käyserlichen Armée herzu naheten, wiederum zerstreuet. Auf diese wiederhohlte Unglücks-Fälle entspann sich ein Mißverständnis zwischen denen beyden vornehmsten Ministris des Sultan Chorroms, dem Cham Canna und Abdul Cham. Cham Canna hatte seines Herrn Sachen ganz allein unter Händen gehabt, biß Abdul Cham zu Chorrom übergieng; da er denn durch diesen ihm erwiesenen wichtigen Dienst dieses Printzens Hertz in seine Gewalt bekam; welches den vorigen Günstling, Cham Canna, dermassen erbitterte, daß er abtrünnig ward, und zu denen Käyserlichen übergieng, welchen er die Noth entdeckte, worein Sultan Chorrom in Brampone gebracht war, und den Rath gab, unverzüglich dahin zu marchiren, da sie dann denselben ohnfehlbar überrumpeln würden. Allein Abdul-Cham mochte sich dieser Visite verschen haben, und rieth daher dem Sultan Chorrom, Brampone zu verlassen, und sich in das Gebiethe eines benachbarten Raja, seines Bundes-Genossens, zu begeben. Diese Entschliessung wurde nur wenig Stunden vor der Ankunfft der Käyserlichen Völcker vollzogen. Als es ihnen nun fehl geschlagen hatte, Chorrom allda zu ertappen, faßten sie einen Verdacht gegen des Cham Canna Aufrichtigkeit, welches ein Mißverständnis zwischen ihm und dem Käyserlichen General Mahomet veranlassete, woraus gar leicht sehr schädliche Folgen hätten entstehen können. Mittlerweile fielen die Lübeckische Tartarn in die Provintz Cabulstan

ein;

ein; und plünderten nach ihrer gewöhnlichen Art das Land. Dieses zog den Kayser und einen grossen Theil seiner Trouppen Nordwärts, und gab dem Sultan Chorrom Gelegenheit, sich wiederum ins Feld zu machen. Er fiel also in die reiche Landschafft Bengale ein, und nachdem er die offene Städte geplündert hatte, so zog er sich mit seiner Beute wieder zurück, da dann Sultan Pervis, der Gouverneur dieser Provintz, mit dem Kayserlichen General, Mahomet Cham, seine Armée anfiel und sie gäntzlich schlug, so, daß Sultan Chorrom nur mit 3000. Mann davon kam. Als aber die Sultanin Nour Jaham erwägete, daß solches zu ihrem Intresse nicht dienete, wenn Sultan Chorrom gäntzlich unterdrücket würde, und daß, wenn Sultan Pervis und Mahomet Cham Häupter über des Kaysers Gegende Trouppen blieben, dieses ohnfehlbar zum Ruin ihrer Familie hinaus lauffen und den Sultan Pervis auf den Thron bringen würde, so überredete sie um der Macht des Mahomets ein Gegen-Gewicht zu verschaffen, den Kayser, daß er den Cham Canna, dessen Tod-Feind, nach Hofe beruffen ließ, und gab vor, daß Mahomet den Sultan Pervis noch bey seines Vaters Lebzeiten auf den Thron zu setzen Vorhabens wäre. Solcher Gestalt nun fand sich Cham Canna ein, und zwar, wie er vorhero darzu abgerichtet war, mit einer sehr schweren Klage wieder Mahomet. Er strich zuerst die Dienste heraus, welche er der Kayserlichen Familie dadurch erwiesen, daß er des Sultan Chorrom's Parthey verlassen, wofür er aber, anstatt einiger Vergeltung als ein Gefangener, in des Sultan Pervis Lager tractiret, und seine Kinder nach der Citadell zu Agra geschickt worden wären. In Summa, der Sultan und Mahomet handelten also, als wenn sie schon Herren des Reichs wären, und sähen gar nicht auf Seiner Majestät Interesse. Der Kayser ließ sich durch der Sultanin und des Cham Canna Kunst Griffe bewegen, den glücklichen General Mahomet von seinem bisherigen Commando zu beurlauben, und ihm anzubefehlen, daß er von seiner bisherigen Aufführung Rechenschafft geben solte.

Dem Mahomet nun that es sehr wehe, daß die Sultanin ihn zu ruiniren beschlossen hatte. Er sahe auch wohl, daß, so lange als der Kayser mit ihren Creaturen umgeben wäre, er mit allen Vorstellungen der von ihm bishero seinem Lande erwiesenen Dienste, wie auch mit allen Bezeugungen seiner Unschuld, nicht gehöret werden würde. Dahero nahm er wiederum Zuflucht zu seiner vorigen Krieges-List, und fassete abermahls den Schluß, den Kayser selbst in seine Gewalt zu bekommen, welches er auf folgende Weise bewerckstelligte: Der Kayser mochte dazumahl auf dem Wege seyn, sich von Agra nach seiner ihm so angenehmen Lust-Gegend in Cachemire zu begeben. Hierbey brachte Mahomet gleich 5000. Rashpotes, die ihm gantz ergeben waren, zu-

sammen und überfiel damit den Kayser einst früh Morgens in seinem Gezelte, da dessen Armée eben über dem Fluß Tziunab gieng. Der grösseste Theil von des Kayſers Trouppen war bereits auf der andern Seite des Flusses; die Garde aber gerieth alsofort bey Annäherung derer Rathboots in ein so grosses Schrecken, daß sie in der äussersten Furcht davon flohen. Auf solche Weise nun wurde Mahomet, ohne ein Schwerdt ausziehen zu dürffen, abermahl Meister von seinem souverainen Herrn, wie auch von dem Printzen Bolaqui, dem Sultan Scheriar, und seinen 2. grössesten Feinden, dem Asaph Cham und Cham Canna, mit einem Wort, vom gantzen Kayserlichen Hofe. Die Stadt Agra erklärete sich hierauf vor Mahomet Cham, und die Citadell ergab sich einem seiner Officierer. Allein Mahomet führte sich hierey abermahl so bescheiden auf, daß, ungeachtet es damahls in seinen Händen stund, wen er wolte von der Königlichen Familie, auf den Thron zu setzen, er dennoch dergleichen gar nicht unternahm, sondern vielmehr dem Kayser und der Nour Mahal völlige Freyheit ließ, ihre Reise nach Norden fortzusetzen, und sie, als Capitain von ihrem Guarden, dahin begleitete. Die Sultanin Bolaqui und Scheriar ließ er auf das Schloß zu Agra bringen, Asaph Cham aber und Cham Canna führete er in Fesseln mit sich gefangen.

Der Sultanin that das von Hertzen wehe, daß sie sich in Mahomets Gewalt sehen muste, welchen sie unter allen Menschen am meisten hassete. Sie ließ sich aber sein Exempel zur Lehre dienen und sann darauf, wie sie sich bey guter Gelegenheit seiner mit List wiederum bemächtigen, und also beydes sich selbst und den Kayser aus seiner Gewalt heraus reissen möchte. Sie unterhielt dahero ein heimliches Verständniß mit einigen der vornehmsten Officierer von der Armée, welche bey dem ersten Uberfall von einander zerstreuet worden waren, und stellte ihnen vor, daß Mahomet nur eine Hand-voll Leute bey sich hätte, auf die er sich verlassen könte; wenn sie also nur ein Corpo Trouppen zusammen ziehen, und sich an einen bequemen Ort an die Land-Strasse postiren wolten, so würde es ihnen nicht schwehr seyn, den kleinen Hauffen derer Rathboots zu schlagen, und den Mahomet gefangen zu bekommen. Allein dieser alte General mochte gar zeitig Nachricht von dieser ihm zubereiteten Nachstellung erhalten haben, und zog sich alsofort zurück nach Agra mit seinen beyden Gefangenen, Asaph Cham und Cham Canna, also, daß der Mogol und seine Sultanin ihre Reise nach Norden zu, immer hin vor sich selbst fortsetzen mochten. Bald hernach bewieß er ein gantz ungemeines Exempel sonderbarer Großmüthigkeit darinne, daß er Cham Canna auf freyen Fuß stellete, und ihm Freyheit gab, dem Käyserlichen Hofe zu folgen, jedoch also, daß er ihme zuerst auf den Alcoran

schweren

schweren muste, künfftighin die Waffen nicht weiter wieder ihn zu führen.

Allein die Sultanin beschloß fest, sich an Mahomet zu rächen, und brachte es bey dem Käyser dahin, daß er eine mächtige Armée wieder Mahomet zu Felde schickte, worüber Cham Canna, ohngeachtet seines Eydes, daß ihm aufgetragene Commando annahm. Ja sie brachte es auch durch Geschencke oder Versprechungen dahin, daß den Mahomet alle seine Freunde, und selbst sein eigener Sohn, verliessen. Als nun der alte General nicht wuste, wo er sich hinwenden solte, so both er seine Dienste dem Sultan Chorrom an, welcher ihn denn auch, weil er sahe, daß es mit seinem Vater, dem Käyser, auf die Neige gieng, und anbey auch wohl erwägte, daß Mahomet, woferne sich etwa bald ein Todtes-Fall zutragen möchte, viel beytragen könte, ihn auf den Thron zu setzen, sehr willig auf und annahm. Kurtz darauf kam auch ein Courier mit der Zeitung, daß der Käyser unterwegens von Cachemire nach Lahor, gestorben wäre, welches im Jahr 1627 geschahe. Nunmehro waren 3. Competenten zur Crone vorhanden. Sultan Scheriar, welcher der Sultanin Tochter zur Ehe hatte, wurde ihr zu Gefallen, in dem Käyserlichen Schlosse zum Kayser ausgerufen. Die Armée hieng an dem Printzen Bolaqui, des Jehan Guire, Enckel, welcher vor der Stadt Agra erkannt wurde, und eine Zeitlang den Käyserlichen Titul führete. Ihm wurde auch die Sultanin und ihr Schwieger-Sohn Scheriar in die Hände geliefert, die er gefangen setzen und dem letzteren die Augen ausstechen liß. Die zwey alten Staats-Ministri, Asaph Cham und Mahomet Cham, hatten dessen ohngeachtet ihre Augen auf Sultan Chorrom gerichtet; weil aber der Schatz und die gantze Macht des Reichs noch in Bolaqui Händen stund, so hielten sie es noch nicht Zeit zu seyn, sich vor ihn zu erklären. Zu dessen suchte Bolaqui, seines Vetters Chorroms Sinn zu erforschen, schickte daher zu ihm, und verlangte einen Tribut und die Huldigung wegen des Königreichs Decan und der andern Herrschafften, die er von dem Reiche inne hatte. Der Omrah, welcher bey dieser Gelegenheit an den Sultan Chorrom abgefertiget wurde, bekam zur Nachricht, daß derselbe in einem so üblen Zustande seiner Gesundheit sich befände, daß es ihm gantz unmöglich wäre, sich in ein Geschäffte einzulassen. Der Omrah aber drang doch darauf, daß er ihn wenigstens sehen müste, welches ihm endlich mit vieler Schwürigkeit verstattet wurde, er sahe den Sultan, dem Ansehen nach, in einem überaus schwachen Zustande, indem er Blut ausspeyete und zwar in solcher Menge, daß es schiene, er würde nicht viel Tage mehr leben. Hierauf fertigte der

Digitized by Google

Omrah alsofort einen Courier mit dieser Zeitung nach Agra ab, als wovon er wuste, daß sie dem Hofe sehr angenehm seyn würde. Allein es war mit dieser Kranckheit ein verstelltes Wesen, indem das Blut, welches er auszuspeyen schien, das Blut eines geschlachteten Böckleins war, wovon er etwas in seinen Mund genommen. Kurtz, die Sache wurde weiter getrieben, und Sultan Chorrom verschwand endlich, und wurde todt geschryen: es legte auch sein ganzer Hof die Trauer für ihn an. Der verschmitzte Mahomet brachte es auch bey dem Omrah des Bolaqui; dahin, daß er an seinen Herrn schrieb und um Erlaubniß bath, den Sultan in dem Königlichen Begräbniß zu Agra begraben zu dürffen, welches auch gleich verstattet wurde. Als nun der Courier von dar zurück kam, so wurde gleich ein sehr prächtiges Leichen-Begängniß veranstaltet nach Erforderung der Würde eines so grossen Printzens. Mahomet Cham begleitete mit 1000 Bedienten des Verstorbenen die Leichen-Kutsche, und Sultan Chorrom, der sich verkleidet hatte, folgte ihr selbst nach. Verschiedene Banden von denen Raschpotes, welche mit Sultan Chorrom in Bündniß stunden, stiessen unterwegens zur Procession, unter dem Vorwand, dem Verstorbenen ihre letzte Pflicht zu erweisen. Asaph Cham, der bißher gleichsam neutral, doch in Agra und des Bolaqui Conseil blieben war, reitzete den jungen Kayser an, der Leiche seines Vettern entgegen zu gehen, als sie nahe bey Agra waren, welcher sodann mit einer gewöhnlichen Guarde und solchen Equipage, als bey dergleichen Gelegenheit bräuchlich war, ausmarchirete. Er erschrack aber, als er sahe, daß so viel Trouppen den Leichen-Wagen begleiteten, faßte gleich den Argwohn, daß er verrathen wäre, wendete alsofort seitwärts, nahm die Flucht, und sahe sich nie nach Agra wieder um, wie er denn auch nicht eher stille hielt, als biß er sich in denen Persianischen Herrschafften befand. Er sahe den Abfall von ihm, als allgemein an, und wußte wohl, daß, wenn er seinen Feinden in die Hände fiele, er gantz ohnfehlbar, entweder sterben oder wenigstens seine Augen verlieren müsse. Mitterweile legte Sultan Chorrom seine Larve ab, und hielt mit seinen Trouppen seinen Einzug in die Stadt Agra, welche gleich die Thore öffnete, und ihn annahm. Hierauf wurde er alsofort, als Kayser, ausgeruffen, und nahm den Titul Cha Jehan, oder König der Welt, an. Der unglückliche Sultan Schariar hatte vorhero schon seine Augen verlohren, sein Bruder aber war damit noch nicht zu frieden, sondern liess ihn noch über dieses nebst seinen 2. Söhnen in ein besonders Zimmer des Kayserlichen Pallastes einschliessen und die Thüren zumauren, worinnen sie, allem Vermuthen nach, Hungers gestorben, weil man niemahlen etwas weiter von ihnen gehöret hat.

Cha Jehan hatte einen unauslöschlichen Haß gegen die Christen, oder vielmehr gegen die Portugiesen, weil sie ihm in seinen Kriegen gegen seinem Vater

Vater nicht beystehen wolten, und beschloß dahero, sie aus allen seinen Herrschafften auszurotten. Sie waren auch dazumahl nicht mehr ein so fürchterlicher Feind in Indien, als wie sie vor diesen gewesen, indem sie täglich zur See an denen Küsten von andern Europäern Schläge kriegten. Die Holländer hatten ihnen allbereit viele ihrer angebauten Städte und Vestungen entrissen. Es war dennoch sein erstes Unternehmen, so bald als er den Thron bestiegen, wieder die Portugiesische Festung Hugley gerichtet, so nicht weit von dem Ausflusse des Ganges liegt, welche Chassam Cham auf seinen Befehl förmlich belagern muste. Als dieser General erst vor diesen Platz kam, forderte er nur eine gewisse Summa Geldes, nach deren Erlegung er mit seinen Trouppen wiederum abzuziehen versprach; sobald er aber solch Geld empfangen, ließ er die Lauff-Gräben eröffnen und beschoß von seinen Batterien die Festung dermassen heftig, daß die Portugiesen sich bald auf Discretion ergaben, und alle zu Kriegs-Gefangenen gemacht wurden, ohngeachtet die Besatzung aus 6. oder 700. Mann bestund, welche meistens nach Agra geschafft, und Mahometanisch zu werden gezwungen wurden, bis auf etliche wenige, von denen uns die Missionarii versichern, daß sie, als Märtyrer gestorben.

Der letztere Kayser Jehan Guire, hatte obgedachter massen meistens Lahor zu seiner beständigen Residentz gemacht, gleichwie dessen Vater Akebar mit Agra gethan, wie denn auch jeglicher von beyden die ihm beliebte Stadt sehr erweitert, und ausgezieret hatte. Der gegenwärtige Mogol aber, Cha Jehan, verlegte den Kayserlichen Sitz nach Delly, welcher Ort zwischen jetzt bemeldten 2. Städten an der mit Bäumen besetzten schönen Strasse, deren schon offt gedacht worden, liegt. Er bauete daselbst fast eine gantz neue Stadt, welcher die Alte nur zur Vorstadt dienete, und hieß sie Cha Jehanabat, oder die Stadt Cha Jehans, welchen Namen sie aber nur bey seinen Lebens-Zeiten geführet haben mag, denn jetzt heisset sie wiederum insgemein nur Delly. Man erzehlet von dieser neuen Stadt, daß sie auf Blut gegründet worden, und daß Cha Jehan seinen Beamten anbefohlen, verschiedene Uebelthäter abzuschlachten, um mit ihrem Blute den Kalck und die Grundsteine desto fester an einander zubinden, welche Erzehlung sich doch noch ein wenig eher hören läßt, als die von Arracan da ein König den Grund zu einem Schlosse mit schwangern Weibern habe legen lassen.

An denen Gärten bey seinen Pallaste spahrete er auch keine Mühe noch Kosten. Ein Venetianer machte ihm einen Abriß nach denen schönen Modellen, die er in Italien gesehen; und weil der Fluß Gemma, an welchem Delly liegt,

Digitized by Google

zu niedrig war, für die Fontainen und Wasser-Wercke die er anlegen wolte, so leitete er einen andern Fluß, etliche Meilen her in seine Gärten.

Allhier war nun Cha Jehan Willens, den übrigen Theil seines Lebens in Ruhe und Vergnügen zu zubringen, nachdem er seine Jugend in einem stetigen Streit und Kampf, mit seinem Vater und seiner Familie zugebracht hatte, um sich der Cron-Folge zu versichern. Er hatte, nach denen Maximen der Orientalischen Politic, alle diejenigen, welche einige Prætension auf die Crone machen konten, aus dem Wege geräumet oder verbannet, und schien nunmehro weit mehr, als einige seiner Vorfahren, einem wollüstigen und schwelgerischen Leben sich zu ergeben.

Spielen, Musiciren, Tantzen, Elephanten- und Tieger-Gefechte, u. d. g. hatte jedes seine bestimmte Zeit, und gleichwie er in denen Waffen auferzogen war, so hatte er auch ein gar sonderbahres Vergnügen an dem blutigen Gefechte derer Kampf-Ringer. Im Jagen suchte er gleichfalls seine Lust. Uber alles aber war er mit seiner Neigung auch erpicht auf schönes Frauen-Volck. Die hiete 100 ja 1000 Sclavinnen aber in seinem Haram, sie mochten so jung oder schön seyn, als sie wolten, verachtete er; nur die Weiber derer grösten Omrah's hielte er sein würdig, welche schändliche Lust den Grund zu den Unglücks-Fällen legte, die er nachgehends in seiner letztern Lebens-Zeit erfahren muste.

Es wurde dieser lasterhaffte Printz innerhalb wenig Jahren in den Augen seiner Unterthanen dermassen verächtlich, daß sie allen Respect gegen seine Person verlohren, und die grossen Raja's oder Zinßbahre Fürsten seinen Befehl nicht mehr gehorchen wolten. Diese pflegten wechselsweise die Guarden mit einigen 1000 ihrer Rashpouts zu versehen, und ihre Gezelte vor denen Thoren des Kayserlichen Pallasts aufzuschlagen. Als nun einstens der Raja Amarsin seine Pflicht hierinnen nicht beobachtet hatte, so wurde er von dem Vezier Cham, dem Obersten Staats-Secretario, in Gegenwart des Mogols reprimandiret. Der Raja aber zückte seinen Dolch, und stach dem Secretario nach dem Hertzen. Er wurde zwar selbst darüber in 1000 Stücken zerhauen; allein die Rajapouts massacrirten nicht weniger, um ihres Fürsten Todt zu rächen, einige 1000 Leute in der Stadt Delly, und insonderheit alle zum Kayserlichen Pallast gehörige, die ihnen nur in den Weg kamen. Und die Regierung war nicht im Stande, diese Leute zur gebührenden Straffe zu ziehen. Als nun solches einige andere Raja's merckten, entzogen sie sich auch von ihrem Gehorsam, und erkannten den Kayser nicht mehr vor ihr Oberhaupt.

Als Cha Jehan an Jahren zunahm, wurde er auch immer höchst wollüstigen

stigen Fürsten der gröste Geitzhals, der jemahls auf einem Throne gesessen. Seinen Generals und Gouverneurs der Provintzien gab er keinen andern Unterhalt, als was sie durch die ihnen eingeschränckte Gewalt erpreßten, die er ihnen gab, das unter ihrem Commando stehende Volck zu pressen und zu schinden. Wenn nun einer unter ihnen durch dieses Mittel einen übermäßigen Reichthum zusammen gescharret hatte, sohatte er bald eine Ursache bey der Hand, ihnen die Geld-Säcke dermassen auszufegen, daß er alles in seine Schatz-Kammer zusammen brachte. Er hatte 2 grosse Gewölber unter seinem Pallast, in deren einem er sein Gold, und in dem andern sein Silber aufschüttete, welches beydes er in so grosse Stäbe hatte schmeltzen und giessen lassen, daß selbige nicht leicht von der Stelle weggebracht werden kunten. In diesen Gewölbern brachte er viel Zeit des Tages zu, und weidete seine Augen mit dem Anschauen des daselbst befindlichen unsäglich-grossen Reichthums, dergleichen wol damal in keinem Königreiche der Welt anzutreffen war. Seine Söhne selbst hatten keinen andern Unterhalt, als die übrigen seiner Beamten, nemlich nichts, als was sie von dem Volcke erpreßten, über welche sie nur deswegen gesetzt waren, damit der sonst durch sie bey Hofe zu verursachende Aufwand vermieden werden möchte.

Es hatte aber dieser Kayser 4 Söhne und 2 Töchter. Sultan Dara oder Darius war der älteste; Sultan Sujah, der bisweilen auch Cha Chuia, das ist, der kluge Printz, genennet wird, war der andere; Aureng-Zeb, oder die Zierde des Throns, der dritte; und Morad Back, oder das vollkommene Verlangen, der vierdte. Begom Saheb, welches so viel heisset, als eine Printzeßin des Geblüts, oder die Königliche Printzeßin, war die älteste Tochter; Roxanara Begum, welches heisset die Durchlauchtige Printzeßin, oder das Licht der Printzeßinnen, war die andere. Einige gedencken noch einer dritten Tochter, mit Nahmen Merinza Begum; solte aber ja noch eine Printzeßin gewesen seyn, so hat sie doch keine grosse Figur in diesem Reiche gemacht.

Weil der Kayser seinen ältesten Sohn Dara zu seinen Nachfolger bestimmet hatte, so muste derselbe allezeit nahe um ihn seyn. Er war auch ein Printz von trefflichen Qualitäten, welche durch eine edelmüthige Auferziehung weiter waren verbessert worden. Die Europäischen Missionarii, welche durch ihn viel Freyheit bekamen, hatten ihn in der Philosophie, Mathesi, und andern Wissenschafften unterrichtet. Er hatte auch Europäische Ingenieurs und verständige Handwercker in seinen Diensten. Ja, es mögen es wohl wenig Printzen jemahls so weit gebracht haben, als er es in demjenigen brachte, worauf er sich applicirte. Der einige Fehler, dessen man ihn beschuldiget, be-

Digitized by Google

ſtehet darinnen, daß er von ſeiner eigenen Geſchicklichkeit ſelbſt zu viel gehalten, und folglich ſeine Staats-Bedienten, allzu verächtlich angeſehen haben ſoll. Er war dem Chriſtenthum, oder doch denenjenigen, welche ſich zu dieſer Religion bekannten, gantz offenbahr gewogen. Ob nun ſchon dieſes von uns nicht unter ſeine Fehler gezehlet werden kan, ſo veranlaſſete doch ſolches ein allgemeines Vorurtheil gegen ihn unter denen Mahometaniſchen Omrah's, und trug vielleicht ſo viel, als je was anders gethan haben mag, dazu bey, daß er nicht zur Crone gelangete. Inzwiſchen war Dara von ſeinem Vater allbereit mit einer faſt ſouverainen Autorität verſehen worden. Es war ihm vergönnet, auf einem Sopha oder Staats-Stuhle, der nur ein klein wenig niedriger war, als des Kayſers ſeiner, auch ſelbſt in deſſen Gegenwart, zu ſitzen, welches vorhero noch keinem der Mogoliſchen Printzen erlaubet worden. Auswärts wurde er gleichſam ſchon von jedermann angebetet und verehret. Ja, auſſer denen Einkünfften des Reichs, fehlte es ſonſt an keinem einigen Merckmahle der Kayſerlichen Würde, welches nicht Cha Jehan dieſem ſeinen ſonders geliebten Sohne ſchon verliehen hatte, wofür auch derſelbe hinwiederum gegen ſeinen Herrn Vater ſich danckbar erzeigte, und ihm allen Kindlichen Gehorſam erwieß.

Das einige nur, welches ob-angeregter maſſen an Dara zu tadeln war, beſtund darinnen, daß er die groſſen Raja's und vornehmſte Staats-Bediente allzu verächtlich tractirte. Denn weil ihm das ſchmeichleriſche Bezeigen, ſeiner Höfflinge, worinn doch der meiſten ihre Verdienſte beſtunden, verhaßt war, ſo fand er nichts an ihnen ſeiner Æſtime werth, und ſahe ſie nicht darfür an, daß ſie ihn jemals ſeine gerechte Prætenſiones auf die Crone würden können unterſtützen oder zweiffelhafftig machen helffen. Allein indem Dara durch dieſes ſein hochmüthiges Bezeigen ſich Feinde am Hofe machte, ſo bedienten ſich deſſen ſeine andern Brüder in denen ihnen anvertrauten Provintzien zu ihrem Intereſſe, Aurengzebe allein ſchien ein ſeinen Affecten dermaſſen abgeſtorbener Printz und der Religion ſo gantz ergeben zu ſeyn, daß er alle weltliche Herrlichkeit verachtete. Er brachte den gröſten Theil ſeiner Zeit zu mit gebührender Handhabung der Gerechtigkeit in ſeiner Provintz Decan und mit ſeinen Andachts-Ubungen. Was er erſpahrete, das wandte er alles an auf Erbauung neuer Kirchen und milder Stifftungen, wie auch auf einen ſo genannten himmliſchen Umgang mit denen Faquirs, welche eine Art von Bettel-Mönchen ſind unter denen Mahometanern; wiewohl eine merckwürdige Hiſtorie von ihm erzehlet wird, davon man glauben ſolte, daß er damit allen ſeinen Credit bey ihnen verlohren haben müſte. Er befahl einſtens, daß alle in der Provintz befindliche Faquirs ſich an einem gewiſſen Tage verſammlen ſolten

Digitized by Google

ſolten, und gab vor, daß er ein Allmoſen unter ſie auszutheilen, und ein Mahl von Reiß und Kräutern mit ſo heiligen Männern zu genieſſen verlangete. Sie kamen dann in ſehr groſſer Menge zuſammen, und wurde für ſelbige eine gute, doch ihren Stifftungs-Reguln gemäſſe Mahlzeit zubereitet.

Nach derſelben ließ ihnen Aurengzebe kund thun, daß er für jeglichen ein neu Kleid habe machen laſſen, und verlangte dahero, daß ſie ihre alte Lumpen ablegen ſolten, indem er nicht länger zuſehen könte, daß ſo viel Diener ihres heiligen Prophetens durch die Liebloſigkeit des Volcks, unter welchem ſie wohnten, zerriſſene Kleider zu tragen genöthiget würden. Die Brüder geriethen hiedurch in die äuſſerſte Beſtürtzung, und wolten ſich mit ihrem Gelübde der Armuth entſchuldigen, daß ſie ſolch angebothenes Geſchencke nicht annehmen könten. Allein der durchtriebene Aureng-Zeb, welchem wohl bekannt war, daß ſie unter ihren alten Lumpen viel Gold und Edelgeſteine zu verbergen pflegten, wolte ihre Verweigerung durchaus nicht gelten laſſen. Sondern nachdem er ihnen ein beſſer Kleid anlegen laſſen, ließ er zugleich die alten Lumpen bey ſeyt bringen, und die darinnen verborgene Schätze gantz ſauber heraus ſuchen, wodurch er eine unermäßlich-groſſe Summa bekam, die hernach eins der beſten Hülffs-Mittel geweſen, womit er ſich, wie man ſaget, im Kriege wieder ſeinen Vater und Bruder geholffen habe. Ohngeachtet aber Aurengzebe die Heiligen auf ſolche Weiſe geplündert hatte, ſo fuhr er doch beſtändig fort, alle ſeine Händel mit einem Schein der Heiligkeit zu treiben. Die Religion war immerdar die vorgewandte Urſache aller ſeiner Unternehmungen. Sein Eifer für den rechten Glauben war es auch, der ihn zur Eroberung des Königreichs Golconda anreitzete. Der König daſelbſt mochte ein Ketzer von der Perſianiſchen Secte ſeyn, und war alſo nicht würdig, daß er regieren ſolte. Ein Recht-Gläubiger allein konte berechtiget ſeyn, die reichen Demant-Gruben dieſes Landes zu beſitzen; nicht daß wir dencken ſolten, der Welt-Abgeſtorbene Aurengzebe habe um ſeines eigenen Vortheils Willen ein Auge darauf gerichtet, ſondern es hieß vielmehr, daß es der geſammten Religion zum Nachtheil gereiche, wenn ein Ketzeriſcher Fürſt in dem Beſitz ſolcher Schätze bliebe. Es möchte wol jemand vieles dagegen einzuwenden gefunden haben. Aber gnug daß Aurengzeb Urſache fand; und da ſonderlich die folgende recht bequeme Gelegenheit darzu kam, ohne ferner Raiſoniren ſich der Golcondiſchen Herrſchafften und Demant Minen bemeiſterte.

Mirza Mula, ein Perſianer, welcher in dem Dienſt eines Kauffmanns nach Indien gekommen, war nachgehends in des Mogols Dienſte gangen, und nach und nach zu ſehr wichtigen Chargen bey der Armée befördert worden.

Digitized by Google

Als er aber wahrnahm, daß ihn Sultan Dara zu verächtlich hielt, gieng er zum Könige von Golconda über, welcher ihm ein sehr wichtiges Amt bey seiner Schatz-Kammer anvertrauete, und zugleich die Direction über den Handel seines gantzen Landes übergab. In diesem Amte wurde Mirza Mula sehr reich, führte sich hernach bey Hofe sehr prächtig auf, kauffte sehr kostbahre und curiöse Sachen, und beschenckte den König und die Königliche Familie damit. Unter andern wurde des Königs Mutter, die verwittbete Königin, durch die Galanterie dieses Persianers dermassen eingenommen, daß sie ihm keine Gunst-Gewogenheit versagte.

Als dem Könige dieses gesteckt worden, wolte er keine Untersuchung von der Königin unordentlichen Neigung anstellen, als deren er lieber schonte, schaffte aber Mirza Mula alsofort aus dem Wege, und gab ihm das Gouvernement von Carnate, woselbst die berühmte Demant-Gruben sich befinden. Das stund ihm an, und sammlete die kostbarestem Edelgesteine vor sich selbst, sonderlich einen, der seines gleichen weder an Grösse, noch Glantz, in gantz Indien nicht hatte, womit er nachgehends Aurengzebe beschenckte. Es war aber Mirza Mula damit nicht vergnügt, was er in denen Gruben fand, sondern zwang auch das unter seiner Bothmäßigkeit stehende Volck ihr Gold und Juweelen zu ihm zu bringen, unter dem Vorwand, daß die Regierung dessen benöthiget wäre. Ja, er plünderte auch die Kirchen, und riß die Edelgesteine ab, womit ihre Bilder gezieret waren. Als der König von Golconda hievon Nachricht erhalten, beschloß er, Mirza Mula wegen seiner verübten Raubereyen und Erpressungen zur Rechenschafft zu ziehen. Allein die gute Königin Wittbe ließ ihrem Günstlinge bald die Gefahr, die ihm bevorstünde, entdecken, worauf Mirza Mula unverzüglich einen Courier an Aurengzebe, dessen Gouvernement an Golconda stieß, abfertigte, und ließ ihm wissen, daß, wenn er mit seiner Armée in dieses Königreich marchiren wolte, er mit einem Corpo Trouppen aus Carnate zu ihm zu stossen bereit wäre; nichtweniger auch, daß seine Parthey bey Hofe so mächtig wäre, daß er sich versichern könte, solch Königreich bald erobern zu können. Um ihn nun von dem aus solchem Unternehmen zu hoffenden Vortheil zu überzeugen, beschenckte er ihn zugleich mit dem obbemeldten grossen Demant. Dieses nun war die angenehmste Bothschafft von der Welt, welche Aurengzebe erhalten konte, allermassen er nicht zweiffelte, daß, wenn er sich einmahl in den Besitz des Reichthums von Golconda gesetzt, er sodann auch bald vollends das Kayserthum von Indostan würde behaupten können. Er machte sich dahero ohne Verzug

auf

auf den March, und stieß zu dem verrätherischen Mirza Mula. Hierauf retirirte sich der König von Golconda in der grösten Bestürtzung aus seiner Haupt-Stadt Bagnagar, und schloß sich selbst in die Festung Golconda ein, welche etwa 3 Meilen davon entfernet ist. Die Bunds-Genossen plünderten Bagnagar und verennneten nachgehends auch die Festung, wovon Aurengzebe dem Kayser Nachricht ertheilen ließ.

Sultan Dara erschrack nicht wenig über diese Progressen von des Aurengzebe Waffen, und stellte Cha Jehan vor, daß, wenn sein Bruder einmahl Meister der Demant-Gruben wäre, sein nächstes Unternehmen hernach ohnfehlbar seyn würde, nach der Crone zu streben; worauf alsofort Ordre an Aurengzebe gestellet und abgefertiget wurde, daß er von seinem Vorhaben abstehen, und nach seinem Gouvernement von Decan sich zurück ziehen solte. Aurengzebe gehorchte der Ordre des Hofes, und schloß einen Friedens-Tractat mit dem Könige von Golconda, dessen vornehmste Articul darinne bestunden, daß dem Mogol die auf solchen Krieg gewandte Unkosten wieder erstattet, des Königs Tochter an Printzen Mahomet, des Aurengzebe's ältesten Sohn, vermählet werden, und dieser zur Crone von Golconda nach des Königes Ableben gelangen solte; nicht weniger auch, daß Mirza Mula und seiner gantzen Familie Freyheit gegeben würde, mit allem demjenigen, was sie besässen, aus dem Königreiche sich hinweg zu begeben. Solcher Gestalt nun wurde Golconda dismal von der Gefahr befreyet, so diesem Lande bevorstund; Aurengzebe aber kriegte eine so grosse Lust zu desselbigen Reichthum, daß er fest beschloß, es zu einer Provintz des Reichs Indostan zu machen, wann er dermahleinst zur Crone gelangen würde.

Als nun Aurengzebe sahe, daß es seinem Freunde Mirza weder an Hertzhafftigkeit, noch kluger Auffführung, fehlete, und daß er einen fest eingewurtzelten Haß gegen seinen Bruder, den Sultan Dara, hatte; insonderheit aber, daß er gottloß gnug war, alles auszurichten, was er ihm nur befehlen würde, ohne das geringste Gewissen sich darüber zu machen, so stahe er ihn, als ein sehr geschickes Werckzeug, an, sein gefaßtes ehrgeitziges Vorhaben befördern zu helffen. Er nahm ihn dahero in seine innigste Vertraulichkeit auf, und machte ihn zum General über die Trouppen wieder das Königreich Visapour; er selbst aber brachte seine Zeit inzwischen damit zu, daß er das Volck mit seinen gantz ausserordentlichen Andachts-Ubungen, mit Handhabung einer genauen Gerechtigkeit und einer ungemeinen Gütigkeit gegen die Armen, an sich zog, als wodurch er sich ihnen über alle Massen lieb und angenehm machte.

Mittlerweile fiel der Kayser Cha Jehan in eine gefährliche Krank-

heit, wie denn in Delly und selbst in denen weit entlegensten Provintzien des Reichs ausgesprenget wurde, daß er gestorben wäre. Hierauf fiengen die 3 jüngsten Sultane, seine Söhne, in ihren verschiedenen Provintzien an, Zurüstungen zu machen, daß ein jeglicher unter ihnen sich des Reichs bemächtigen möchte. Sultan Sujah, oder Chuja, Vice-Ré von Bengalen war der erste, welcher in Waffen erschien, und seinen March nach Delly richtete mit einer Armée von 40000 Reutern. Als er auszog, soll er seine Hand an seinen Säbel gelegt und gesagt haben: Nun gehet es entweder auf einen Thron, oder auf ein Grab loß.

Auf den March gab er vor, Sultan Dara hätte den Kayser mit Gifft vergeben, und er wolte nun hinziehen, seines Vaters Todt zu rächen. Nachdem aber Cha Jehan wieder gesund worden, schrieb er an diesen seinen Sohn mit eigener Hand, und berichtete ihm, daß er völlig wieder genesen wäre, und daß sein Bruder Dara zu seiner letztern Kranckheit, nicht das geringste beygetragen hätte; er würde dahero wohl thun, wenn er sich nach seinem Gouvernement von Bengal zurück begäbe, und die Fehler, deren Begehung sein übermäßiger Eifer veranlasset, durch einen genauern Gehorsam ins künfftige, verbesserte. Sultan Süja aber empfieng zu ebender Zeit noch andere Briefe von seinen Freunden, worinnen er versichert wurde, es sey gar keine Hoffnung zu seines Vaters Wiedergenesung vorhanden, und daß solchemnach sein Glück einig und allein davon abhienge, wenn er ohnverzüglich vor Delly erschiene, weswegen er es dann vor gut ansahe, seinen March fortzusetzen. Hierauf begab sich Cha Jehan mit seiner gantzen Hofstatt nach Agra, welcher Ort weit fester, als Delly, war. Dara folgte seines Vaters Hofstatt nach, beorderte aber seinen Sohn Soliman Chacu, und nebst demselben noch Raja Jasing und Dalil Cham, zwey erfahrne Generale, mit einer vortrefflichen Armée sich dem Sultan Sujah zu widersetzen. Weil nun dessen Trouppen in allen Stücken weit schwächer als jene waren, so würden sie leicht geschlagen, also daß der Sultan selbst mit genauer Noth nach Bengal entkam.

Mittlerweile hatten des Mogols 2 jüngsten Söhne ihre Trouppen auch versammlet, um ihrem Bruder Dara die Crone disputirlich zu machen. Aurengzebe zwar practicirte hiebey seine gewöhnliche Verstellungs-Künste, und gab vor, wie er nicht den geringsten Gedancken hätte, sich auf den Thron setzen zu lassen. Er schrieb an seinen Bruder Morad Back, den Vice-Ré in Guzarate, und stellete ihm vor, wie alle seiner Ehr-Begierde nur dahin giengen, daß der Gottesdienst und das

das Gesetz seines heiligen Propheten in seine erste Reinigkeit wiederum gesetzt werden möchte; er betrübte sich darüber nicht wenig, daß sein Bruder Dara dem Christenthum, und Sultan Sujah der Persianischen Ketzerey anhiengen; er wolte sich nur mit der Hülffe GOttes und seines heiligen Propheten bemühen zu verhindern, daß weder der abtrünnige, noch der Ketzer, den Tyron ihres Vaters besteigen möchte. Weil nun Morad allein noch einen wahren Eifer vor dem wahren Alcoran behielte, so wolte er ihm mit allem seinen Vermögen beystehen, um sich beyden wiedersetzen zu können, wobey er denn vor seine Dienste keine andere Belohnung verlangete als nur, daß er den Uber-Rest seines Lebens nahe bey dem Grabe Mahomets in Busse und Andachts-Ubungen zubringen möchte. Dem Sultan Morad gefiel dieses sehr gottseelig-scheinende Vorhaben seines Bruders über alle massen wohl, und verlangte dahero von ihm, daß er kommen und seine Kräffte mit ihm vereinigen solte, um in einem Corpo miteinander nach Delly zu marchiren. Hierauf brach Aurengzebe mit seinem Freunde Mirza Mula auf, und giengen nach Delly zu mit einer Armée von alten Trouppen, welche in denen Visapourischen und Golcondischen Kriegen gedienet hatten, wohl versehen mit allen Nothwendigkeiten und einem ungemein grossen Geld-Schatze, welchen er verschiedene Jahre lang zusammen gehäuffet hatte. Als die Armeen einander ins Gesichte kamen, stieg Aurengzebe ab, lieff seinem Bruder entgegen, und warff sich vor ihm, als seinem souverainen Herrn, auf sein Angesicht. Morad richtete ihn alsobald wieder auf und umarmete ihn, da sie denn beyderseits einander einer treuen und redlichen Freundschaft versicherten. Morad ließ sich durch diesen Meister in der Heucheley bewegen, den Kayserlichen Titul und Pracht anzunehmen, und sein Bruder vergnügte sich damit, daß er die Befehle von ihm annahm, die er ihm zuerst eingab.

So bald als Sultan Dara Nachricht davon bekommen, daß sich diese zwey Brüder miteinander vereinbaret hätten, fertigte er einen Trompeter mit einem Briefe vom Kayser an jeglichen von ihnen ab, worinnen sie versichert wurden, daß er wiederum gantz gesund wäre, und daß sie sich also zurück ziehen, und ihre Trouppen, bey Straffe seiner Ungnade, abdanckten solten. Morad wurde hiedurch, wie man sagt, vor den Kopf gestossen, als er vernahm, daß sein Vater noch am Leben wäre, und war geneigt, seinem Befehle zu gehorchen. Allein Aurengzebe stellte ihm vor, die Reue wäre nun zu spath, sie stünden zwischen dem Tode und der Eroberung des Reichs mitten inne; und wenn die Armeen auseinander giengen, so wärs es ohnfehlbar um sie geschehen. Solte gleich ihr Vater noch am Leben seyn,

Digitized by Google

ſo wäre er doch nunmehro ein verlebter und zur Regierung gantz untüchtiger Herr; der gottloſe Dara hätte ſich in der That ſchon der höchſten Gewalt angemaſſet, und würde ohnfehlbar ihre heilige Religion ausrotten, wenn man ihm nicht bey Zeiten zuvor käme. Durch dieſe ſcheinbare Vorwände brachte er es endlich bey dem ehrlichen Morad dahin, daß er ſeinen March weiter fortſetzte.

Inzwiſchen blieb Dara auch nicht müßig ſtehen, ſondern beorderte ſeine Ganerals Jacontſing und Caſſam Cham einen Paß über den Fluß Ugen zu beſetzen, welcher gegen die Macht der 2 Brüder leicht hätte bewahret werden können; allein Caſſam Cham, als einer von denenjenigen, welche Dara vormahls mißvergnügt gemacht hatte, welcher es dahero mit Aurengzebe hielt, zog ſich bey der Annäherung deſſelben zurück, und ließ den Raja Jacontſing alleine fechten; worauf die 2 Brüder gar leicht den Paß behaupteten, und ſich noch darzu von aller Artillerie und Bagage des Feindes Meiſter machten. In dieſem Handel nun führten ſich die Anhänger des Aurengzebe alſo auf, daß aller Ruhm des Sieges ihm zugeſchrieben wurde, welches dann die Miniſtres und Generals von der Armée des Morad's nicht wenig verdroß, weil ihnen bekannt gnug war, daß ihres Herrn Trouppen das meiſte dabey gethan hatten, dahingegen Aurengzebe derer ſeinigen biß auf eine andere Gelegenheit zu ſchonen ſchiene. Sie wurden alſo mißtrauiſch und achteten ſich faſt überzeuget zu ſeyn von dem ehrgeitzigen Vorhaben dieſes Heuchlers, und hatten ohne Vorwiſſen ihres Herrn, wie man ſagt, unter ſich einen Anſchlag gemacht, den Aurengzeb mit nächſten, wenn er zu Morad's Quartier kommen würde, zu maſſacriren. Als Aurengzebe, der überall ſeine Spionen hatte, hievon Wind bekommen, kam er nicht mehr nach ſeiner vorigen Gewohnheit zu ſeines Bruders Gezelt, ſondern ſchickte ſeinen Sohn Mahomet hin, um ihm ſein Compliment zumachen, und ließ ſich nichts davon mercken, daß er von der wieder ihn angeſtellten Conſpiration einige Nachricht erhalten.

Als nun ſolchergeſtalt die 2 Brüder ihren March fortſetzten, ſo giengen täglich einige Mißvergnügte am Hofe zu ihnen über, und viele von denenjenigen, welche noch zurückblieben, thaten es nur, um von dannen ein Verſtändniß mit dem Feinde unterhalten zu können. Als ſich nun Cha Jehan ſolchergeſtalt auf allen Seiten verrathen ſahe, und hiebey an ſeine vorige Aufführung gedachte, und inſonderheit, wie er ſich gegen die Omrah's bezeiget, ſo ſchöpffte er alſofort die Gedancken, daß dieſer allgemeine Abfall aus einen beſondern Haß gegen ſeine Perſon herrührete, legte dahero von ſelbſten die Crone nieder, und übergab alle ſeine Kayſerliche Autorität ſeinem Sohne Dara, welcher hierauf eine gantz ungemein groſſe Armée zuſammen brachte, und damit

mit den 14ten May 1656. dem Feinde entgegen marchirete. Allein es war fast kein einziger ansehnlicher Officierer bey der Armée, der nicht schon einige Wiedrigkeit in seinem Hertzen gegen ihn hatte. Dara setzte seinen March 4 Tage lang fort, biß daß er an den Fluß Chambal kam, woselbst er sich verschantzte, und auf die Bewegung der 2 Brüder zu warten beschloß, denn allhier kunte seine Armée mit allem nöthigen Proviant von Agra aus versehen werden, der Feind aber würde, wie er wohl wuste, in selbiger unfruchtbahren Gegend, die Südwerts lag, nicht lange aushalten können, insonderheit zu dieser Jahres-Zeit, da die Hitze am unerträglichsten ist. Als nun Aurengzebe von der Beschaffenheit der Kayserlichen Armée Kundschafft eingezogen hatte, und also sahe, daß alle Zugänge zu Dara's Lager verschantzet, und mit Stück-Batterien versehen wären, so schloß er daraus, daß es gantz ohnmöglich wäre, den Feind in solchem Posten anzugreiffen. Auf der andern Seite mercte er auch wohl, daß der geringste Aufschub ohnfehlbar ihr Ruin seyn würde; des Dara siegender Sohn, als welcher von der Verfolgung des Sultan Sujah zurück kam, würde in kurtzen zu seines Vaters Armée stossen, und ihre eigene Trouppen würden feige gemacht werden, und sich zerstreuen, wenn ihre erste Hitze ein wenig abgekühlet wäre, gleichwie bey allen Aufständen zu geschehen pfleget, wenn die Rebellen in einige unversehene Schwürigkeiten gerathen. In solcher Noth nun both der Raja Campet, ein arger Feind des Hofes, denen 2 Brüdern einen Durchzug durch sein Land an, welches ohngefehr 30 Meilen höher den Fluß hinauf lag, von wannen Dara sich keines Feindes versahe, weil des Raja Gebiethe waldigt und gebürgicht, der Raja selbst aber ein General unter der Kayserlichen Armée war. Allein er muste mit seiner höchsten Erstaunung bald vernehmen, daß ein feindliches Corpo würcklich den Fluß passiret, und nunmehro im Begriff wäre, den hintersten Theil seiner Armée anzugreiffen. Hierauf fertigte Dara alsofort den verrätherischen Calil Cham ab sich ihnen zu wiedersetzen. Der aber, an statt ihnen die Passage zu disputiren, ihre gantze Armée den Fluß passiren und sich in Schlacht-Ordnung stellen ließ, beyde Arméen kamen also zum Treffen, worinnen sich der Flügel wo Dara selbst commandirte, sehr tapffer hielte; weil aber die andern Generals ihre Pflicht nicht thaten, ja einige unter ihnen mit allen ihren Trouppen zum Feinde übergiengen, so erhielten endlich die 2 Brüder einen vollkommenen Sieg. Dara retirirte sich mit einem kleinen Corpo Trouppen, welches ihm treu blieb, nach Agra, allwo er nur etliche wenige Stunden verblieb, um sich zu erfrischen, da er dann seinen March nach Delly fortsetzte, woselbst ihn aber der Gouverneur, nachdem er von dem erlittenen Verlust in der Schlacht Nach-

Digitized by Google

richt bekommen, nicht einlassen wolte, worauf er denn sich nach Lahor zu begeben genöthiget ward.

Indessen rückten Aurengzebe und Morad mit ihrer siegenden Armée weiter fort biß an die Thore von Agra, und berennten den Ort, welcher ihnen innerhalb wenig Tagen durch Verrätherey in die Hände gespielet wurde, wobey sie dann zugleich den alten Kayser Cha Jehan, selbst gefangen bekamen. Die zwey Brüder machten sich alsobald Meister von seinen unermäßlich grossen Schätzen, welche sie überflüßig gnug befanden, ihre Anhänger damit zu belohnen und ihr gewaltthätiges Unternehmen zu unterstützen. Nachdem sie nun ihre Trouppen erfrischet und das Gouvernement in solche Hände gestellet, worauf sie sich verlassen kunten, so binterliessen sie eine Besatzung in Agra, und setzten ihren March weiter fort nach Delly, da dann Morad von Aurengzebe und der gantzen Armée, als ihr Kayser, tractiret und respectiret wurde. Sie logerten sich auf der fruchtbaren Ebene bey Matura, allwo eine sehr herrliche Moschée oder Mahometanische Kirche stehet, welche von einem derer Mogolischen Kayser erbauet worden. Allhier stellte Aurengzebe vor, daß dieses ein sehr bequemer Ort wäre zur Proclamation seines Bruders, worauf grosse Zurüstungen gemacht wurden, diese Ceremonie den 15. Junii 1656. zu verrichten.

Des Abends vorhero gab Aurengzebe vor, es wäre ihm nicht wohl, weßwegen er dann seine Aufwartung an dem Hofe des neuen Kayserś nicht machen könte, und ließ dahero denselben ersuchen in sein Quartier zu kommen, um einige zur vorhabenden Procession gehörige Dinge mit einander zu reguliren, wie auch die Sternkündiger zu befragen, ob dieses eine glückliche Zeit zu seiner Inauguration wäre. Morad war, wie man sagt, durch seinen Ehrgeitz dermassen verblendet, oder auch so großmüthig und gutartig, daß er sich nicht leicht dahin bringen ließ, auf andere einen übelen Verdacht zu setzen, und dahero denen wiederhohlten Vorstellungen seiner Staats Bedienten, sich nicht in die Gewalt seines Bruders zu wagen, kein Gehör geben wolte, sondern kam nur von einer gewöhnlichen Leibwacht und etlichen wenigen Officierern von der Armée begleitet, in Aurengzebe's Gezelt, allwo er dann auf eine der Kayserlichen Würde zukommende Weise, und mit einer solchen künstlichen Zärtlichkeit und scheinbaren Affection von seinem verschmitzten Bruder empfangen wurde, daß dieser allen Argwohn einiger darunter steckenden Verrätherey aus seinem Gemüthe völlig vertrieben hätte, weñ ja durch das Anliegen seiner Räthe ein dergleichen Stuckebey ihm gefangen gehabt hätte. Bald hernach wurde eine herrliche Malzeit angerichtet und Wein aufgetragen, welches das erste mahl war, daß Aurengzebe an seiner Taffel Wein trincken ließ. Die Königliche Brüder assen mit einander,

Digitized by Google

einander, die Offiticrer aber, welche mit Morad gekommen, wurden in einem andern Gezelte tractiret, und nur des Printzens Verschnittener, Cha Abbas, blieb bey seinem Herrn. Morad berauschete sich wacker mit Wein-Trincken nach seiner Gewohnheit, dahingegen der heilige Aurengzebe keinen davon kosten wolte, sondern nur Wasser tranck. Endlich gerieth der neue Kayser in Schlaff, und wurde in ein für ihm zubereitetes Schlaff-Gezelt weg gebracht, da denn niemand, als nur sein getreuer Verschnittener, bey ihm blieb, welcher sich zu den Füssen seines Herrn hinlegte. Gegen Morgen kam Aurengzebe, mit 6 Männern von seiner Guarde begleitet, in das Gezelt, worinne Morad schlieff, und befahl, daß man seinen Bruder und den Verschnittenen binden solte. Sie wurden also, ehe sie noch recht aufgewacht waren, in verschiedene Sänfften eingeschlossen, und der eine mit einer Guarde nach Delly, der andere aber nach Agra geschickt. Alles dieses nun war vorhero so heimlich und wohl angeordnet, daß keine von beyden Arméen etwas davon erfuhr, ohne nur diejenigen, welche um solch Geheimniß Wissenschafft haben solten. Die Music ließ sich indessen immer wacker hören, und die Diener warteten rings um des Aurengzebe Gezelt herum auf, biß gegen Morgen, eben als wenn die zwey Brüder sich noch immer mit einander lustig machten; wie denn auch ausgesprenget wurde, daß der Kayser Morad aus seines Bruders Gezelt zur vorseyenden Inauguration herauskommen würde, und man befahl zugleich, daß niemand gewaffnet bey der Ceremonie erscheinen solte, als nur die dabey zur Aufwartung bestimmte Guarde.

Die meisten Soldaten von beyden Arméen waren nunmehro auf abbemeldter Ebene versammlet, und erwarteten die Ankunfft des Kaysers Morad, da unversehens ein dem Aurengzebe gantz ergebenes Corpo von Trouppen den Platz umringete, und alle Zugänge zum Lager besetzte, worauf sogleich der Welt-abgestorbene Aurengzebe, zu grosser Erstaunung aller derjenigen, welche um diesen geheimen Handel nichts wusten, in Königlichen Kleidern erschien, und sich selbst auf den für seinen Bruder aufgerichteten Thron setzete, wobey alle seine Anhänger, der ihnen vorhero deswegen ertheilten Ordre gemäß, mit lauter Stimme ausrieffen: Lange lebe der Kayser Aurengzebe, welches mit einem grossen Wiederschalle von einer Seite der Ebene biß zur andern beantwortet wurde; biß endlich beyde Arméen, durch Hoffnung oder Furcht getrieben, in solchem allgemeinen Zuruff mit einstimmeten. Wie denn die Historien-Schreiber angemercket, daß die Indianer sich bey einer

ner Veränderung des Staats gar leicht mit einander vereinigen, und sich selten ein Gewissen machen, einem Fürsten zu gehorchen, den sie auf dem Throne sitzen sehen, er mag drauf kommen seyn wie er will. Weil aber auch noch über dieses Aurengzebe selbst die Generals von Morad's Armée bestochen, und diejenigen, die es noch nicht mit ihm hielten, mit allem Fleiß vorhero entwaffnet hatte, so durffte er wenig Widerstandt bey dieser seiner Anmassung des Throns fürchten.

Nachdem nun Aurengzebe beyde Arméen nach seines Hertzens Verlangen in eine neue Form gebracht hatte, so machte er gleich Anstalt, den Dara biß ins Königreich Lahor zu verfolgen, als welcher daselbst eine neue Armée von 30000 Mann zusammen gebracht hatte. Aurengzebe aber, welcher seine gröste Wercke immer lieber durch heimliche Intriguen, als durch offenbahre Gewalt, ausrichtete, fand bald Mittel, solche Mißhelligkeiten unter Dara's Officierern zu Wege zu bringen, daß dessen Trouppen bey Herannäherung seiner Armée sich gleich zerstreueten, und Dara mit einem noch zurück gebliebenen Corpo sich längst des Flusses Indus hin in die Provintz Guzarate zu ziehen genöthiget sahe, in Hoffnung, von dar vollends in Persien entfliehen zu können.

Hierauf kehrte der neue Kayser seine Macht wieder Sultan Sujah, oder Chuja, den zweyten unter des Cha Jehan's Söhnen, als welcher, nachdem er gehöret, daß Aurengzebe nach Norden zu marchiret, sein Gouvernement von Bengal zum andern mahl verließ, und nach Agra zu rückte; allein Aurengzebe kam mit einer bewunderns-würdigen Geschwindigkeit zurück, und verhinderte damit, daß solche Haupt-Stadt nicht in seine Hände fiel. Gleichwohl aber hatte Sultan Sujah seine Trouppen so vortheilhafftig postiret, daß er in seinem Lager nicht mit Gewalt angegriffen werden konte; und hatte zugleich verschiedene Städte offen, von wannen er mit Proviant wohl versehen wurde, dahingegen seinen Feinden alle Nothwendigkeit, auch selbst das Wasser, fehlete, welches sie auf denen Rücken der Cameele aus dem Flusse Ganges, der bey 20 Meilen von dar lag, ins Lager bringen lassen musten. In dieser Noth ließ Aurengzebe aussprengen, daß er des nächstfolgenden Morgens wiederum weg marchiren wolte; die Gezelte wurden auch abgepfählet, und die Trouppen waren würcklich in Bewegung.

Als Sultan Sujah dieses wahrnahm, machte er Anstalt, die Arrier-Guarde anzufallen. Des Aurengzebe Trouppen kriegten Ordre, dem ersten Angriff zu weichen, biß sie die herbey rückende Guardes des Sultan Sujah eine Ecke von ihrem Lager abgezogen hätten, und sodann stille zu stehen, welcher,

Digitized by Google

welcher Ordre gantz genau nachgelebet wurde. Als nun Sultan Sujah sahe, daß seine Leute überwältiget würden, ließ er immer andere Trouppen hinzu marchiren, um jene zu unterstützen, welches dann der Feind gleichfalls that, biß daß es letztlich zu einem völligen Treffen kam.

Die Generale auf ihren Elephanten rückten mit denen unter ihren Commando stehenden Völckern hertzhafft an, und fochten durchgehends recht hartnäckig biß endlich Aurengzebe seinen Feind listiglich auf ein Feld brachte, allwo er des Nachts vorher hatte lassen tieffe und wohl verdeckte Gruben machen, der tapfere Sultan Sujah setzte eifrig auf seinen Bruder loß, um mit ihme selbst persöhnlich die Entscheidung von dem Glück dieses Tages zu machen, aber ehe er sichs versahe stürtzte sein Elephant in eine von diesen für ihm zubereiteten Gruben, woraus er sich unmöglich so bald wiederum heraushelffen konnte. Als nun die Armée ihren General nicht sahe, bildeten sie sich ein, er wäre getödtet, und fingen an erstlich sich zurück zu ziehen und endlich die Flucht zu geben.

Sultan Sujah kam zwar endlich auf ein ihm gebrachtes Pferd, und bemühete sich, seine fliehende Trouppen wiederum zusammen zu bringen; allein es war zu spath, und die Zerstreuung war schon allgemein. Eine ungegründete Furcht hatte sie alle schon dermassen eingenommen, daß sie zu keinem Stille-stehen wieder gebracht werden konnten, und Sujah selbst entflohe endlich mit genauer Noth in die Provintz Bengal. Allhier brachte er seine zerstreuete Trouppen wieder zusammen, postirte sich in einem vortheilhafftigen Lager, und erwartete die Annäherung des Feindes, da ihm dann unversehens zu Ohren kam, daß Mahomet, des Aurengzebe ältester Sohn, in Ungnade stünde, dahero er denselben heimlich anlockte, zu seiner Parthey über zu gehen, welcher Handel auch so wohl ausgeführet ward, daß er nicht nur selbst seines Vaters Hof verliesse, sondern auch verschiedene seiner besten Officierer mit sich brachte. Der politische Aurengzebe erfand nichts destoweniger ein Mittel, eine Eiferfucht zwischen ihnen beyden zu erwecken, und arbeitete zugleich auch durch alle ersinnliche gute Vorstellungen an seinem Sohne, ihn wiederum zum Gehorsam gegen sich zu bringen. Er richtete auch dadurch bey dem jungen Printzen so viel aus, daß er vom Sultan Sujah wieder abtrat. So bald ihn aber der Vater wiederum in seine Gewalt bekam, schloß er ihn in das Castell Guallior ein, damit ihm alle Gelegenheit benommen werden möchte, solch Spiel mehr zu spielen; welches er selbst wieder seinen Vater Cha Jehan angefangen hatte.

Da nun Aurengzebe solcher Gestalt keinen Feind mehr hatte, der vermögend war, wieder ihn zu Felde zu ziehen, sein Vater aber sowohl als sein

Digitized by Google

sein Bruder Morad, seine Gefangene waren, so hielt er seinen Triumphirenden Einzug in die Stadt Delly, und ließ eine Müntze schlagen, mit dieser Aufschrifft: Ich der König Aurengzebe, Uberwinder der Welt, habe diese Müntze schlagen lassen, so hellgläntzend, als die Sonne selbst.

Sultan Dara fand gleichwohl wieder Mittel, eine Armée in Guzarate zusammen zu bringen. Sein Recht, welches er zur Crone hatte, und die zärtliche Liebe, die ein Volck gemeiniglich gegen einen unglückseeligen Printzen hat, nebst der abscheulichen Heucheley seines Bruders Aurengzebe, brachten ihm wieder eine ansehnliche Parthey im Reiche zu Wege; allein die Generale des neuen Kayſers waren so wachsam daß sie seine Werbungen bald hinderten, und die zusammen gebrachten Trouppen wieder zerstreueten. Ja es kam ein solches Schrecken in selbige bey Herannahung des Feindes, daß dieser unglückliche Printz von allen seinen Anhängern wiederum verlassen wurde, biß auf 2000 Reuter, mit welchen er mitten im Sommer, ohne Gezelte und andere Bequemlichkeiten, durch eine sehr grosse sandigte Wüste hindurchzugehen genötbiget wurde, um, wenn es möglich wäre, sich in die Stadt Amadabat, welche seine Trouppen damahls noch inne hatten, hinein zu werffen. Allein, da er mit ungläublicher Mühseeligkeit biß auf etliche wenige Meilen von der Stadt gekommen, und dem Gouverneur von seiner Annäherung Nachricht gegeben hatte, so hatte es Aurengzebe bey demselben durch seine Drohungen oder Verheissungen schon so weit gebracht, daß er Dara nicht einlassen wolte. „Die Nacht vorher, ehe er diese Post von dem Gouverneur in Amadabat erhielt, „that mir (sagt Pater Bernier, welcher dazumahl, als sein Artzt, bey ihm war) „Sultan Dara die Ehre an, daß er mir sagen ließ, ich möchte in die Caravanſera „zu ihm kommen, worinnen er lag, daß ich nicht etwa von dem Land-Volck, „welches die Waffen ergriffen hatte, unsere Bagage zu plündern, niedergehauen werden möchte, da ich denn so nahe bey dieses Printzens Ehe-Gemahlin war (ist in Indoſtan gantz was ungewöhnliches, wegen der grossen Eifersucht vornehmer Personen) daß die Seyle der Canate oder der kleinen Hütte, „worinne sie lag, an die Räder meines Wagens fest gemacht waren, denn sie „hatten nicht ein einiges schlechtes Gezelt bey sich. Ich berühre diesen Umstand nur deswegen beylauffig, spricht Bernier, daß man daraus sehen möge, in welche äusserste Noth Sultan Dara gebracht worden. Als nun die Weiber die betrübte Nachricht vernommen, daß sie nicht in die Stadt hinein kommen könten, (welches gegen des Tages Anbruch geschahe,) so fiengen sie „grausam an zu heulen und zu schreyen, und gerieth alles in eine so unbeschreibliche Verwirrung, daß niemand wuste, was man anfangen solte, und wie

es

Digitized by Google

es mit ihnen ablauffen würde. Als bald hierauf Dara in der äusserſten Beſtürtzung hervor kam, redete er erſt mit einem und dem andern, ja auch ſelbſt mit den geringſten Soldaten, fand aber alle fertig, ihn zu verlaſſen. Von denen 3 groſſen Ochſen, die meinen Wagen zogen (ſagt Bernier ferner) ſtarb einer des Tags vorhero, der andere in der Nacht, und der dritte war nicht mehr vermögend zu gehen; denn wir hatten Tag und Nacht marchiret bey gantz unerträglicher Hitze und Staub, ſo daß ich zu meinem guten Glück von Sultan Dara zurück gelaſſen war. Ich ſahe ihn weg marchiren mit Thränen in ſeinen Augen, begleitet zum höchſten mit 4 oder 500 Reutern, und zwey Elephanten, von welchen es hieß, daß ſie mit dem Schatze beladen wären. In denen groſſen ſandigten Wüſteneyen, welche er in der Hitze des Sommers durchpaſſiren muſte, verlohr er noch viele derjenigen, die ihm folgeten, inſonderheit aber unterſchiedliche ſeiner Weiber, welche theils vor Durſt ſturben, theils durch die Ungeſundheit des Waſſers oder durch bloſſe übermäßige Abmattung, nicht weniger auch durch das obbemeldte Land-Volck ums Leben gebracht wurden.“

Als der Sultan Dara endlich alle Hoffnung verlohren ſahe, ſeinen Zuſtand wiederum zu verbeſſern, ſo beſchloß er ſeine Zuflucht in Perſien zu nehmen, wozu er ſich dadurch deſto leichter bewegen ließ, weil Given Cham, der Commendant in einer gewiſſen Feſtung auf denen Gräntzen, ſein Freund war, und alſo auf dieſer ſeiner Flucht ihm einen Dienſt beweiſen könte. Dieſer Mann hatte überaus viel Gnade von dem Sultan genoſſen, inſonderheit, da er ihm einſtens ſein Leben gerettet, als der Kayſer Cha Jehan befohlen hatte, daß er, um begangener Uebelthat Willen vom Elephanten zu Todte getreten werden ſolte. Dieſer Verräther nahm zwar den Sultan mit der gröſten Bezeugung ſeiner gegen ihm habenden Dancks-Verbindlichkeit auf, gab aber alſobald dem Generale, welcher des Aurengzebe nächſte Trouppen commandiret, Nachricht davon, daß er Dara in ſeinen Händen hätte, und ihn überliefern wolte. Der Sultan faßte einen Argwohn von dieſer Verrätherey; und war darauf bedacht, wie er von dar entkommen möchte. Allein ein Detachement von Aurengzebe's Trouppen umringete unverſehens den Platz, und führete Dara gefangen mit ſich nach Bakar, welcher Ort von ſeines Bruders Armée belagert war, als die noch übrige eintzige Feſtung, die es mit Dara hielt. Man nöthigte hierbey den unglückſeeligen Sultan, dem Gouverneur Ordre bringen zu laſſen, daß er die Feſtung übergeben ſolte, welcher es auch that, doch mit dieſer Bedingung, daß man ihm Freyheit lieſſe, ſich in das Königreich Cachemire zu retiriren. Allein der Gefangene Printz wurde nach Delly gebracht, daſelbſt ſetzte man ihn in einem offenen Seſſel auf den Rücken eines Elephanten, an ſeinen Füſſen mit

Digitized by Google

Ketten gebunden und mit seinen jüngsten Kindern umgeben, welches das Volck zu einem hertzlichen Mitleiden bewog. Sein Bruder Aurengzebe aber wolte ihn nicht vor seine Augen kommen lassen, sondern befohl, daß er auf einem Schlosse ausserhalb der Stadt in Verwahrung gebracht werden solte. Hierauf versammlete er einen Rath derer vornehmsten Omrah's, und legte ihnen diese gleichsam unpartheyische Frage vor, ob es rathsamer wäre, Dara zu einem ewigen Gefängniß zu verdammen, oder ihm das Leben nehmen zu lassen? als wodurch seinen Gedancken nach offenbahr werden mußte, welche unter ihnen es noch mit Dara hielten, die er denn sich vom Halse zu schaffen schon beschlossen hatte; Allein diese Herrn waren alle so klug, daß sie, um ihr eigen Leben zu erretten, gerne ihrem Herrn das Leben absprachen, biß auf einen einigen, welcher vorhero sein offenbahrer Feind gewesen war, und hierdurch, wie man sagt, in Aurengzebe eine solche Hochachtung gegen sich erweckte, daß er ihn nachgehends unter die Zahl seiner vertrauten Freunde aufnahm. Inzwischen erwartete Dara im Gefängnisse stündlich seinen Todt, und scheinen die Europäischen Missionarii zu sagen, daß er, als ein Christ, gestorben, ob sie schon bekennen, daß kein Christ zu ihm kommen dürffen der die Nachricht davon hätte geben können. Welche man von denen Mahometanern erhalten zu haben, wohl schwerlich wird vorgeben dürffen, gleichwohl erzehlen sie uns die Missionarii, auch die geringsten Umstände, die sich in währender Gefangenschafft und bey dem Tode dieses Printzen zugetragen haben sollen, nehmlich daß, als der Scharffrichter sich zu ihm genahet, er ausgeruffen habe: Mahomet hat mir den Tod zu Wege gebracht, aber der Sohn GOttes wird mir das Leben wieder geben. Diese Worte soll er sehr laut gesprochen haben, da denn der Hencker gleich darauf ihn zu Boden geworffen und den Kopf abgehauen. Des Aurengzebe's Haß gegen seinen Bruder, wie man berichtet, war so groß, daß er des Dara Haupt vor sich bringen ließ, und es mit grosser Vergnügung beschauete; ja er trieb seinen Spott damit, und sagte: Sehet, da ist der Uberrest eines schwachen Mannes, welcher mir eine Crone aus denen Händen reissen wolte, die er doch selbst nicht vermögend war zu tragen. Nachgehends befahl er, dieses Haupt seinem Vater Cha Jehan und seiner Schwester Begum Saeb, welche in dem Castell zu Agra gefangen sassen, zu bringen, bey welchem traurigen Spectacul der alte Kayser in eine Ohnmacht fiel, doch aber seinen Geist noch nicht aufgab, wie sein frommer Sohn Aurengzebe solches doch wol geboffet hätte. Nicht weniger Betrübniß verursachte der klägliche Anblick der Schwester, als welche es allezeit mit dem Sultan Dara gehalten, und ihn, wie man sagt, zu heyrathen versprochen hatte, wenn er auf den Throne sitzen würde.

Sultan

Digitized by Google

Sultan Sujah, der zweyte Sohn des Cha Jehan hielte sich indessen noch immer in Bengal auf; als er aber bey der Herannahung der Aurengzebischen Armée sich nicht im Stande fand, einer so grossen Macht zu widerstehen, nahm er sich vor, in das Königreich Arracan, welches Süd-Ostwärts von Bengalen liegt, aber durch unersteigliche Berge und Wälder davon abgesondert wird, zu flüchten. Die Portugiesen, welche dazumahl Chatigan, einen Hafen bey dem Ausflusse des Flusses Ganges inne hatten, nahmen über sich den Sultan mit seinem Schatze und seiner Familie dahin zu überbringen; man sagt aber, daß sie das Schiff, in welchen das Geld und die Mobilien gewesen, mit Fleiß zu Grunde gehen lassen, hernach aber es wieder aufgefischet und in ihren Nutzen verwendet hätten. Dem sey nun, wie ihm wolle, Sultan Sujah kam glücklich in Arracan an, ob es schon vielleicht besser vor ihm gewesen, wenn er nebst seinem Schatze in der See umkommen wäre. Denn er war nicht lange an des dasigen Fürstens Hofe gewesen, so entstund ein Mißverständniß zwischen ihm und dem Printzen, zu welchem er seine Zuflucht genommen, da er denn im Jahr 1658. nebst allen den seinen ja mit Weibern und Kindern, wie man dafür hält, sey massacriret worden. Bey Beschreibung von Arracan haben wir gehört, daß es um der Schätze willen geschehen sey, davon noch zu weilen Goldstücke dorten sollen gefunden werden. Sultan Chacu, des Dara ältester Sohn, ein Printz von grosser Hoffnung, blieb inzwischen noch immer sicher vor seines Vetters Grausamkeit in dem Gebiethe des Raja Sirinagar, als welchen weder Drohungen noch Verheissungen bewegen konten, daß er ihn übergeben hätte. Allein Aurengzebe fand dieser Schwürigkeit auch rath. Denn er brachte es bey Sirinagar's Sohne dahin, den Sultan Chacu verrätherischer Weise in seine Hände zu liefern. Zu solchem Ende wurde eine Jagd angestellet, und ihm Nachricht davon gegeben, in welcher Gegend des Landes man jagen wolte, worauf einige dahin abgeschickte Mogolische Trouppen auf den jungen Printzen laureten, ihn weg und auf das Castell Guallior zu seinem Vetter Morad gefangen setzten; Allwo sie hernach beyde aus dem Wege geräumet wurden. Seinem Vater erlaubte er alle Vergnüglichkeiten, welche innerhalb der Mauren des Pallastes zu finden waren, zu geniessen. Es konnte aber auch freylich dem Aurengzebe eben nichts nützen, einen alten schwachen Mann seines Lebens zu berauben, ja, dessen Nahme konte ihm vielmehr noch zu etwas dienlich seyn, wenn einige andere Prætendenten noch künfftighin, etwa seiner Tyranney sich widersetzen dürfften.

Als sich nunmehro Aurengzebe auf dem Throne bevestiget sahe, so wolte er auch von denen Omrah's sich huldigen lassen. Als ihm aber der Cadi, oder Hohe-Priester widerstund, und vorstellete, daß er weder nach denen

Digitized by Google

Geſetzen Mahomets noch der Natur, könte vor Kayſer erkannt werden, ſo lange der Vater noch lebte. So fand Aurengzeb dieſer Schwürigkeit bald rath. Er ließ nehmlich eine Verſammlung der Mahometaniſchen Geſetz-Lehrer anſtellen, und gab vor, daß ſein Vater ein alter verlebter Mann wäre, ſein Bruder aber wäre ein Verächter des Geſetzes und ein Patron der Ungläubigen geweſen; welcher ihre heilige Religion durch Wein-Trincken geſchändet, und Vorhabens geweſen, dieſelbe gantz übern Hauffen zu werffen, und Ungläubige mit in die Regierung einzuführen; ſein Eifer, welcher ihn zur Annehmung des Regiments bewogen, gienge einig und allein dahin, daß die Gebothe ihres groſſen Propheten gehalten werden möchten. Als aber deſſen ohngeachtet der Cadi ſeiner Huldigung ſich noch immer wiederſetzte, ſo ließ er ihn ab, und einen andern an ſeine Stelle ſetzen, welcher ihm mehr nachzugeben wuſte, und entweder durch ſeine Beweiß-Gründe überzeuget, oder durch ſeine Gewalt geſchrecket, ſich ſeiner Huldigung nicht wiederſetzte. Hierauf nun wurde er den 20ten Octobris 1660 gehuldiget, und empfieng den Eyd der Treue von denen Omrah's, wobey auch allerhand gewöhnliche Freudens-Bezeugungen angeſtellet wurden. Verſchiedene auswärtige Printzen ſchickten auch ihre Abgeſandten hin, und lieſſen ihm zum Antritt des Regiments gratuliren. Allein der groſſe Cha Abbas, Sophi von Perſien ſchalt allzeit hefftig auf ſeine vielen Mord und Gewalt-Thaten, und daß er ſeinen eigenen Vater gefangen ſetzen laſſen. Und, als Aurengzebe einige Zeit nachhero jemand nach Perſien ſandte, eine gewiſſe Streitigkeit auszumachen, ſo bezeugte der Sophi öffentlich ſeinen Abſcheu an der Heucheley und Treuloſigkeit, vermittelſt welcher Aurengzeb ſich auf dem Thron erhoben, und daß er ſich den König der Welt tituliren ließ, befahl auch daß man dem Abgeſandten den Bart abſchneiden, und die überbrachten Geſchencke verbrennen ſolte. Und hätte das Glück, ſo dieſen Gewaltthäter allzeit begleitet, nicht gewolt, daß Cha Abbas der dem Tyrannen nimmer günſtig ward, geſtorben wäre, da er eben im Begriff war, in die Länder des Mogols einzufallen, und da zugleich das Volck überall zu einer Empörung ſehr geneigt ſich bezeigte, ſo würde es ihm ſchwer geweſen ſeyn, ſich auf dem Throne zu erhalten.

Aurengzebe wurde bald nach dem Antritt ſeiner Regierung von einer gewiſſen Kranckheit überfallen, welches ſeinen Feinden Gelegenheit gab auszuſprengen, daß er geſtorben wäre, woraus denn überall viel Unordnung entſtund. Sobald er aber davon Nachricht erhalten, ließ er ſich in den geheimen Rath bringen, und handelte ſeine Geſchäffte nicht anders, als wenn er geſund wäre; Ob ſchon ihn ſeine Omrah's baten, ſeine Geſundheit, und das ſo koſtbare Leben zu ſchonen, daran das wol und weh ſo vieler Völcker hinge,

wie

Digitized by Google

wie die Redens-Arten bey dergleichen Vorstellung lauten. Der Herr Salmon erinnert bey dieser Gelegenheit seine Land-Leute der Zeiten und des Exempels Cromwells welche mit des Aurengzeb's seinen so grosse gleichheit habe als ein Ey mit dem andern. Ein jeder Tyrann wenn er sich etwas vest gesetzt hat, muß, wenn er wenig von seinem Recht zur Herrschafft sprechen kan, desto breiter das Elend ausmessen, welches ein Volck unter rechtmäßigen Fürsten auszustehen hat, und kan er sie nur überreden: ihre Regenten würden sie alle schinden und ihre Weiber und Kinder braten, (welches wie ungläublich es auch scheinen mag, doch wol ehe glücklich practisiret werden.) Kan er nun ihnen daneben beybringen: wie er der einige Held sey der sie von solchen Drangsalen erlösen, und ihre Relion und Freyheit beschützen könne und wolle, so bedarff er weiter kein Recht sich bey der Herrschafft zu erhalten. Die Begierde sich selbst zu erhalten wird die Leute verbinden ihm anzuhangen. Sie werden die Hand des Himmels in allen seinen Unternehmungen zu erkennen sich selbst überreden, und dadurch alle Scrupel ihm zu gehorchen verliehren.

Als nun wie gedacht die grossen des Reichs so schmeichelhafft baten sich zu schonen, antwortete er ihnen auch recht scheinheilig, wie ohndem seine Gewohnheit war folgendermassen: Eben dieselbige gute Fürsehung GOttes, welche ihn auf den Thron erhoben, erforderte von ihm, daß er seine Zeit zu Anhörung und Verbesserung der Beschwerungen seiner Unterthanen anwenden solte; und daß diejenigen Könige aufhöreten Könige zu seyn, die ihre Königreiche nicht selbst regiereten, sondern ihr Volck denen räuberischen Staats-Bedienten überliessen, es aufzufressen.

Er war auch sehr besorgt, seine junge Printzen wohl erziehen zu lassen, und bedaurete es nicht wenig, daß ihm dieses selbst gefehlet hatte. Es war ihm aus der Erfahrung kund, daß die Orientalische Printzen insgemein in dem Haram unter denen Frauens-Personen auferzogen werden, da man ihnen gar selten gute Regierungs Reguln beybringet, sondern ihnen etwa nur dieses ins Gemüth setzet, daß sie durch allerhand Tyrannische Handlungen und Unterdrückungen eine Furcht gegen sich erwecken und ihre Rach-Begierde an allen, die sich ihnen wiedersetzten, sättigen müsten.

Den Pallast seines Vaters Cha Jehan hielt er mit seiner Guarde beständig umringet; tractirete ihn aber mit allem Respect. Und weil der alte Kayser Zeit währender seiner Gefangenschafft sehr andächtig worden war, so schickte er ihm verschiedene Mollah's zu, welche ihm den Alcoran vorlesen musten. Diese, als seines Sohnes Creaturen, brachten Cha Jehan auch so weit, daß er wie man sagt, Aurengzebe alles ihm angethane Unrecht voll-

vollkommen vergab, ja wol offt mit seinem Rathe ihm in der Regierung des Reichs beystund. Er überschickte ihm auch freywillig diejenige Juwelen, welche er zu verderben gedrohet hatte, und gab seinen Willen drein, daß Aurengzebe die Tochter seines ältesten Bruders Dara heyrathen möchte, durch welche Vermählung er sein Recht zur Crone noch vester zu setzen vermeynte, weil nemlich Cha Jehan dem Dara das Reich abgetreten hatte, als seine zwey jüngste Söhne wieder ihn zu Felde giengen.

Jedoch furchte sich Aurengzebe noch immer gar sehr vor seinen Generals, welche um alle die gottlosen Künste wusten, wodurch er sich auf dem Thron erhoben hatte, und insonderheit vor Emir Jemla, welchen er zwar biß zur höchsten Ehren-Stelle beförderte, jedoch ihm alsofort in einem weit entfernten Kriege etwas zu schaffen gab, indem er ihn befehlichte in das Gebiethe des Raja von Acham einzufallen, welches Land Ostwerts von Bengale liegt. Emir Jemla, als ein sehr ehrgeitziger Mann, nahm dieses Commando mit Freuden an, und gedachte seine Conqueten für sich selbst, biß an China hinan zumachen, oder hoffte doch zum wenigsten, als ein Haupt über eine so mächtige Armée, im Stande zu seyn, seinem souverainen Herrn Gesetze vorschreiben zu können. Diesem Generale gieng im Anfange alles glücklich von statten. Der Raja von Acham wurde geschlagen, seine Haupt-Stadt, Cham-Dara, geplündert, und dieser Printz auf das Gebürge sich zu retiriren genöthiget; weil aber die Regen-Zeit eher herbey kam, als man vermeynte, so wurde das Land zu bald von dem Wasser überschwemmet, so, daß des Emir Jemla Armée ihre neuen Conqueten nicht wol behaupten konten; und sich zurück zu ziehen, fanden sie nicht weniger Schwürigkeit, die Emir Jemla doch endlich überwand, und nach Bengalen wo er Gouverneur war zurück kam, und folgenden Jahres die Eroberung des Königreichs Acham vollends zu Ende zu bringen gedachte; weil aber unter seiner Armée in dem nassen Wetter die rothe Ruhr eingerissen war, so musten die meisten und dieser Emir Jemla selbst daran sterben, zu grosser Vergnügung des Aurengzebe, als welcher sich selbst fast nicht vor einen Kayser halten konte, so lange jener lebte. Dieser General war das vornehmste Werckzeug gewesen, diesen Printzen auf den Thron zu erheben, und hatte alle listige Streiche mit aussinnen und ausführen helffen, er war so gottloß, als sein selbst gottloses Hertz immer wünschen konte, und darbey ein vollkommener, aber herrschsüchtiger General, von welchem sein Herr, der ihn durch und durch kannte, überzeuget war, daß ihn nichts würde befriedigen können, als wenn er einen Theil an der Ober-Herrschafft mit hätte. Daher fand er, der nicht willens war im geringsten zu theilen, nöthig, ihm vom Brodte zu helffen, und trug

trug ihm zu dem Ende das allergefährlichste Werck auf, so er nur erdencken kunnte, indem er seine Eitelkeit und Ehrgeitz mit der Wahrscheinlichkeit der Eroberung auch wohl gar des Kayserthums China selbst abspeisete, ob er schon mehr als zu gewiß wußte, daß die Länder, welche zwischen Indostan und diesem Königreiche liegen, wegen der Gebirge, Wälder, und Uberschwemmungen von grossen Armeen nicht durchpassiret werden kounten. Daher, als Emir Jemla todt war, versuchte er nichts weiter auf dieser Seite, sondern gab vielmehr, um andere zu seinen Diensten anzulocken, den Mahomet, Sohne des Emir Jemla, seines Vaters ganzes Vermögen, welches sonst vermöge der Reichs-Gesetze der Krone zufiel. Das nächste wichtige Unternehmen unter dieser Regierung ergieng gegen die See-Räuber welche den Meer-Busen von Bengal unsicher machten, und sich zu Chatigan und an andern Orten bey denen Ausflüssen des Ganges, wie auch in dem Königreiche Arracan, welches an Bengal stösset, veste gesetzet hatten. Diese See-Räuber bestunden aus Francken oder Europäern von allerhand Nationen, vornemlich aber aus Portugiesen, welche offt von des Mogols Unterthanen Sclaven machten, die Gräntz-Städte verbrannten, plünderten, und beydes die Seen und Küsten sehr unsicher machten. Wieder diese schickte Aurengzebe einen seiner Generale aus, welcher die See-Räuber dämpfte, und diesen Theil Indiens unter ein so friedliches und ordentliches Regiment brachte, als immer ein anderer Theil des Reichs beschaffen seyn mochte.

Indem nun diese Dinge in Bengal vorgiengen, so unterstund sich der kühne Raja Sevagi, welcher einige unersteigliche Gebürge in dem Königreiche Visiapour im Besitz hatte, des Mogols Gräntzen auf selbiger Seite anzufallen. Sein Vater war, wie es scheinet, ein Officierer in des Königes von Visiapour Diensten, als der Sohn eine Rotte von liederlichem Gesindel und Banditen zusammen brachte, und in eine offenbahre Rebellion wieder diesen Printzen ausbrach. Der König von Visiapour argwohnete, daß der Vater mit dem Sohne hierinnen unter einer Decke läge, und ließ dahero den alten Mann ins Gefängniß setzen, worinnen er starb. Hierauf plünderte Sevagi, unter dem Vorwand seines Vaters Tod zu rächen, und überrumpelte Visiapour die Haupt-Stadt des Königreichs selbst, und brachte mit dem Schatze, den er daselbst fand, eine solche Kriegs-Macht auf die Beine, daß er vermögend war, mitten im Kayserthum einen neuen Staat anzurichten. Da nun eben der König um selbige Zeit starb, und die Verwaltung des Regiments seiner Gemahlin hinterließ, befestiget Sevagi sein neues

neues kleines Fürstenthum dermassen, daß er wenig Wiederstand fand. Die Königin vergnügte sich damit, daß sie Friede mit ihm machte, und ihn in dem Besitz der mit Gewalt unter sich gebrachten Landschafften bestätigte. Kaum aber hatte Sevagi, welcher ein sehr unruhiger und ehrgeitziger Mann war, mit seiner Königin sich in Ruhe gesetzet, so plünderte er verschiedene Städte unter dem Gebiethe des Aurengzebe, welcher seinen Vetter Chasta Cha beorderte, mit einer Armée wieder ihn zu Felde zu gehen, worauf Sevagi sich auf sein Gebürge retirirte, allwo er der gantzen Kriegs-Macht des Mogols den Kopf both, und zwar mit solchem Nachdruck, daß er einsmals des Nachts das Lager überfiel, und bey nahe den Chasta Chan in seinen eigenen Gezelte gefangen bekommen hätte, nachdem er dessen Sohn getödtet, und den General selbst verwundet hatte; ja er mattete, kurtz zu sagen, des Mogols Trouppen dermassen ab, daß Chasta Chan froh war, daß er von diesem Unternehmen wiederum erlassen ward, und in sein Gouvernement von Aurengabad zurück-kehren dürffte.

Bald hernach nahm Sevagi sich vor, Surat, einen See-Hafen in des Mogols Gebiethe, darinnen die stärckste Handelschafft getrieben wird, zu überrumpeln. Um nun dieses sein Vorhaben zu verbergen, marchirete er mit dem grösten Theil seiner Trouppen gantz einen andern Weg. Als nun Aurengzebe's Generale Zurüstungen machten, sich ihm in der Gegend zu wiedersetzen, so verkleidete er sich in einen Faquir oder Bettel-Mönch, und gieng zu Fusse nach Surat, um die Zugänge zu dieser Stadt zu besichtigen. Als er hier nun fand, daß der Ort nicht vermögend wäre, sich sehr zu defendiren, so nahm er nach seiner Rückkunfft ins Lager nicht mehr denn 4000 Mann zu sich, mit welchen er gantz in die Stille und mit so grosser Hurtigkeit fort marchirete, daß der Gouverneur von seiner Annäherung nicht eher Nachricht erhielt, als biß er in das Gesichte der Stadt kam, worauf jener es vor gut ansahe, sich mit der Guarnison und denen kostbahrsten Effecten in das Castell zu retiriren. Die Einwohner verliessen gleichfalls ihre Häuser und flohen aufs Land, so, daß Sevagi eine der reichesten Städte in der Welt vier Tage plünderte, ohne daß sie jemand darin Wiederstandt gethan hätte, ausgenommen die Engelländischen und Holländischen Factoreyen, als welche Zeit funden, eine oder zwey Batterien von grossen Canonen vor ihren Häusern aufzurichten, wodurch sie alle ihre Sachen retteten. Weil er nun nicht im Stande war, das Castell anzugreiffen, so sahe ers vor gut an, mit der durch Plündern eroberten Beute abzumarchiren, welche, wie man sagt, nur allein an Gold, Silber und Juwelen zum wenigsten auf

3 Millio-

Digitized by Google

3. Millionen Pfund Sterlings sich belieff; allermassen er nur in dem Hause eines einigen Banianischen Kauffmanns 22. Pfund an einander geschnürte Perlen gefunden haben soll, ausser einer grossen Quantität anderer, welche noch nicht durchbohret gewesen. Niemand entgieng seinen Plünderungen, ohne nur, wie gesagt, die Engelländische und Holländische Factoreyen, und ein Capuciner-Closter, welches er um des P. Ambrosius, ihres Superiors, flehentlichen Vorbitte willen verschonte.

Dieses Unternehmen des Sevagi geschah im Januario 1664, und ob es schon Aurengzebe im Hertzen wehe that, daß er sehen muste, wie ein kleiner heydnischer Fürst seine Macht verachtete, und seine besten Städte nach eigenem Gefallen plünderte, so mochte er doch, wie es schien, dazumahl nicht im Stande seyn, ihn deswegen zur Rechenschafft zuziehen, und sahe dahero vor gut an, die Bestrafung desselben noch eine Weile auszusetzen. Ja, er rühmte gar die Uberrumpelung der Stadt Surat, als eine der gröbsten Thaten, die jemahls geschehen, und ließ sich gegen die Raja's, welche an seinem Hofe aufwarteten, vernehmen, daß er sehr begierig wäre, einen so grossen Held zu sehen; ersuchte sie dahero, sie möchten ihr Bestes thun, ob sie ihn dahin vermögen könnten, daß er in seine Dienste träte, und gab zugleich sein Wort von sich, daß er ihn vor aller Gewaltthätigkeit versichern, und in seine Gnade nehmen wolte. Hierauf wagte es Sevagi, und kam nebst seinem Sohne zu dem Käyser, allwo er anfangs wohl empfangen wurde; als er aber hernach desselben Kaltsinnigkeit und Hinterlist merckete, so entfloh er, nebst seinem Sohne, nach Visiapour, allwo er, und seine Nachkommen, lange Zeit mit Aurengzebe Krieg führeten.

Der Käyser Cha Jehan starb im Jahr 1666, worüber sich sein Sohn Aurengzebe über alle massen sehr betrübte, oder wenigstens also anstellete. Er legte sich auch selbst gleichsam zur Straffe wegen aller Ubelthaten, die er die Crone zu erhalten begangen, eine stets-währende Busse auf, und strechte nach nichts so sehr, entweder aus Gleißnerey oder Politic, als nach dem Ruhm, ein strenger Beobachter des Mahometanischen Gesetzes und ein Liebhaber der Gerechtigkeit zu seyn, so daß er seine Zeit durchaus zu nützlichen Dingen anwendete. Früh Morgens, ehe noch der Tag anbrach, badete er sich, und brachte einige Stunden mit seinen Andachten zu. Nachdem er hierauf ein wenig Reiß oder Zucker-Gebackens gegessen, schloß er sich mit seinen Secretariis ein, und arbeitete; hernach gab er Vormittags seinen Unterthanen öffentliche Audienz. Nach diesem betete er wiederum, und gieng sodann zum Mittags-Mahl, da denn seine Tafel nur mit Reiß, Kräutern, Baum-Früchten oder Confecturen, besetzt war; denn weder Fleisch, noch Fische, oder einige starcke Getränckе, wurden

jemahls vor ihn gebracht. Nachmittags gab er wiederum Audienz, und wenn dieses vorbey war, so betete er zum dritten und vierdten mahl. Den Uberrest des Tages, biß 2. Stunden in die Nacht hinein, brachte er mit Privat-Angelegenheiten seiner Familie zu, darauf hielt er die Abend-Mahlzeit, und schlieff nachgehends nur 2. Stunden. Nach diesem laß er, wie man sagt, in dem Alcoran, und betete fast die gantze übrige Nacht hindurch.

Wir haben an ihm ein sehr merckwürdig Exempel, was eine mäßige und ordentliche Lebens-Art zur Erhaltung der Gesundheit und zu einem langen Leben beytragen, und wie solche einen Printzen allezeit zur Unternehmung und Ausführung der allerwichtigsten und schwereſten Händel geschickt machen könne; allermassen dieser Käyser, ohngeachtet er gantz unermüdet war in Anhörung der Sachen seiner Unterthanen, und selbst beständig die Geschäffte eines so grossen Reichs regierete, dennoch auch unterschiedliche grosse Königreiche eroberte, wobey er doch allezeit gesund, und niemahls sonderlich kranck war; so daß man keine Abnahme, weder an seinem Verstande noch Gedächtniß, als er schon 90. Jahr alt war, vermerckte.

Es hatte zwar Aurengzebe etliche hundert schöne frische Mädgen in seinem Haram, oder Frauen-Zimmer, nach der Weise aller Orientalischen Printzen; allein er scheinet selbige mehr zum Staat, und nach der eingeführten Landes-Gewohnheit, als daß er ein Liebhaber gewesen, gehalten zu haben, wie man dann von ihm eine gar sonderbahre Historie erzehlet, die sich noch in seiner Jugend mit ihm zugetragen haben soll. Er hatte nemlich einstens eine junge Dame in dem Haram ersehen, und bey derselben zu schlafen bestellet. Diese nun hatte sich hierauf auch angeputzt und zubereitet. Als aber der König zur bestimmten Stunde in das Zimmer kam, so fiel er, an statt zu Bette zu gehen, aufs Lesen, und brachte die gantze Nacht bey seinen Büchern und in seinen Andachts-Ubungen zu, ohne nach der auf ihn wartenden Dame sich umzusehen. Als nun der Beschnittene des Morgens kam, dem Käyser zu melden, daß sein Bad fertig wäre, dergleichen die Mahometaner allezeit zu gebrauchen pflegen, wenn sie bey ihren Weibern gewesen sind, so sagte die Dame, es wäre kein Bad vonnöthen, weil der Sultan keinen Wind von sich gelassen, womit sie zu verstehen geben wolte, daß er stets gebethet hätte. Denn, wenn ein Mahometaner so unglücklich ist, daß ihm ein Wind unter dem Bethen entfährt, so muß er sich alsbald baden, und also reinigen, ehe er in seiner Andacht oder Geschäfften fortfahren darf.

Weil dieser Printz einen grossen Theil seines Lebens mit Eroberung der Königreiche Decan, Visiapour, Golconda und anderer Landschafften mehr, welche nach dem Vor-Gebürge Comorin zu liegen, zubrachte, so hielt er sich meisten-

meistentheils im Felde auf. Wenn er bisweilen mit seinem Lager aufbrach, so brauchte er nicht weniger, als 120. Elephanten, 1400. Cameele, und 400. Wagen, die Königliche Gezelter, Bagage und Haus-Geräthe, wegzubringen, und diese wurden stets des Nachts vorhero weggeschickt; denn der Käyser, und jeglicher Omrah in der Armee, hatten allezeit ein doppeltes Gezelt und Feld-Equipage; so, daß wenn sie decampirten, sie das neue Lager allezeit schon wiederum geschlagen, und mit allerley Proviant und Nothwendigkeit versehen funden, so bald nur der March dahin geendiget war.

Aurengzebe hatte ausser seinem Sohne Mahomet, welcher in dem Königlichen Gefängnisse zu Gualeor eines natürlichen Todes starb, (oder, wie einige erzehlen, auf des Vaters Befehl mit Gifft hingerichtet worden) noch andere 4. Söhne, nemlich Cha Alem seinen zweyten, Azem Dara seinen dritten, Akbar den vierdten, und Chan Bux seinen fünfften und jüngsten Sohn. Als nun Cha Alem nach Mahomets Tode der älteste wurde, so kamen ihm gleichfalls herrschsüchtige Gedancken ein, und vergieng er sich einstens schon so weit, daß er, wie man saget, nahe bey seines Vaters Gezelte eine Grube graben ließ, in welche der alte Käyser bey nahe gefallen wäre, worauf Cha Alem unterschiedliche Jahr lang in ein finsteres Gefängniß eingeschlossen wurde. Azem Dara, sein dritter Sohn, hatte ebenfalls heimlich wieder seines Vaters Leben conspiriret, und hernach, als er sich furchte, daß es kund werden möchte, gieng er zu dem Könige von Visiapour über; Akbar aber, der vierte Sohn, welcher mit einer grossen Armee ausgeschickt wurde, den Raja Lisonte, dessen Landschafften an Cachemire stiessen, wieder zum Gehorsam zu bringen, vereinigte sich mit diesem Raja wieder seinen Vater. Da sie nun mit ihren vereinigten Trouppen ein Corpo von 70000. Reutern, und auch eine ziemliche Anzahl von Fuß-Volck zusammen gebracht hatten, so marchireten sie hin, den alten Mogul in seinem Lager anzugreiffen, dessen Kriegs-Macht dazumahl weit schwächer war, als die feindliche; worauf Aurengzebe, wie berichtet wird, dieser Krieges-List sich bedienete. Er schickte einen Brief an seinen Sohn, welchen er mit Fleiß also bestellen ließ, daß der Raja ihn auffangen solte, worinnen er seines Sohnes Aufführung lobete, daß er die Armee der Götzen-Diener an selbigen Ort gezogen, und ihn hiernächst versicherte, daß er des nächst-folgenden Tages an einen solchen Posten rücken wolte, allwo des Raja Trouppen zwischen ihnen beyderseits stehen würden, und sie also dieselbigen auf allen Seiten angreiffen könten, so daß niemand von ihnen würde entgehen können.

Der Verschnittene, welcher diesen Brieff überbringen solte, wurde durch des Raja Aussen-Wachten gefangen ins Lager geführet, allwo der Brief, denen Officierern der Rashbooths ein über alle massen grosses Schrecken veranlassete.

Ob nun gleich hiebey Sultan Akbar bey dem Alcorane schwur, daß solches nur eine Krieges-List seines Vaters wäre, so war es ihm doch nicht möglich, die durch solchen Brief erweckte argwöhnische Gedancken aus ihren Gemüthern zu bringen; wodurch dann der Mogul Zeit gewann, seine Trouppen zu verstärcken. So daß der Rajà nachgehends geschlagen wurde, und Akbar sihe mit einem Corpo von 4000. Reutern zu einem andern heydnischen Fürsten; weil ihn aber seines Vaters Trouppen unabläßig verfolgten, so wurde er genöthiget zu denen Portugiesen nach Goa zu fliehen, und Schutz bey ihnen zu suchen, welche ihn dann nach Persien überhmachten, allwo er von dem Sophi freundlich aufgenommen wurde, auch sich hierauf, wie man sagt, mit dessen Tochter vermählete. Es konnte es auch der Mogul weder durch Drohungen, noch Verheissungen jemahls dahin bringen, daß er ihm wäre ausgeliefert worden. Inzwischen fiel Aurengzeb den Raja Sevagi an, welcher Akbar in seiner Rebellion beygestanden hatte, nahm ihm verschiedene Städte ab, und belagerte ihn in seiner Hauptstadt Gingy; allein diese Stadt hielt eine Belägerung von vielen Jahren aus, und wurde nicht eingenommen, so lange als Sevagi lebte, ohngeachtet der Mogul inzwischen so wohl das Königreich Visapour, als auch Golconda, unter seine Botmäßigkeit gebracht hatte.

Der jüngste Sohn des Aurengzebe, mit Nahmen Chan Bux, ließ ein eben so herrsch-süchtiges Gemüth an sich spühren, als die übrigen, ob er schon nicht in eine würckliche Rebellion ausbrach. Solchemnach nun geschahe es, daß der alte Mogul, obgleich nach der Eroberung des Königreichs Golconda kein Feind mehr vorhanden wär, welcher sich wieder ihn ins Feld wagen durffte, es dessen ohngeachtet vor das rathsamste hielt, selbst das Oberhaupt über seine Armee zu verbleiben, damit er immer im Stande seyn möchte, die vielen Empörungen seiner Kinder zu dämpfen. Insonderheit blieb er 4. Jahr lang nacheinander in einem Lager stehen nahe bey Galgala, nachdem Akbar geschlagen worden; und pflegte zu sagen, er verwundere sich über seinen Vater Chà Jehan, welcher aus der Erfahrung gewust, daß ein Kayser von Indostan kein anderr hinlänglithes Mittel habe, sich wieder die heimliche Nachstellungen seiner Kinder zu beschützen, als dieses, daß er eine starcke Armee auf den Beinen hielte, und selbst das Haupt davon bliebe, daß derselbe nichts destoweniger sich in seinem Pallast eingeschlossen, und das Commando über die Trouppen seinen Söhnen anvertrauet habe.

Als nun Aurengzebe nach einem langwierigen und blutigen Kriege die Könige von Visapour und Golconda im Jahr 1685. und 1686. genöthiget hatte, ihme zinßbar zu werden; so beraubte er sie vollends alles Scheins der Souverainität, den er ihnen vorhero noch gelassen hatte, und brachte sie gefangen in sein Lo-

geh

ger, worauf ihre Königreiche zu Provintzien des Reichs gemacht, und seithdem immerdar von einen Mogolischen Staats-Bedienten seynd regieret worden. Es gibt zwar noch einige Raja's, oder heydnische Fürsten, auf denen Gebürgen, welche noch immerzu ihr eigen Volck regieren, aber diese sehen es selten vor gut an den Mogul einzugelffen, und sind damit gar sehr vergnügt, wenn er sie nur in ihren kleinen Fürstenthümern mit Frieden läßt. Einige davon sind auch seine Bunds-Genossen, und stunden ihm bey Eroberung des Königreichs Visiapour und Golconda bey. Wie sie auch zur Zeit Amagum dem grossen Uberwinder Tchet Chan thaten, welcher durch ihre Hülffe Amagum aus dem Reiche jagte, und das Reich fast so weit ausbreitete, als es itzt Aurengzeb wieder brachte.

Die Einwohner der gantzen Halb-Insel von Indien sind fast lauter Araber und Mohren aus Africa, welche, wie gesagt, schon zu Tcher Chans Zeiten wohl von mehr als 200. Jahren her sich allda ausgebreitet. Sie erlangten darumhin die vornehmsten Städte und Provintzen zu regieren, und waren ihm auch so lange, als er lebte, treu und gehorsam, als er aber todt war, wurden sie selbst unter einander uneinig, und bekriegte einer den andern, biß endlich ihrer nur drey blieben, nemlich Nizam Cha, welcher sich des Königreichs Visiapour bemächtigte, Colut Cha, welcher Golconda unter sich brachte, und Adil Cha, welcher sich in den Besitz von Carnate, oder Bisnagar, dem südlichsten Theile der Halb-Insul, setzte.

Indostan wurde von dem Mogul Homayon wieder erobert, die Halb-Insul aber kunte er nicht wieder gewinnen. Seine Nachfolger führeten zwar stets Krieg mit denen oberwehnten Königen, konten aber nichts sonderliches gegen sie ausrichten, so lange als sie mit einander vereiniget blieben. Als aber der König von Bisnagar, welcher von des Moguls Gebiethe am weitesten entfernet lag, seinen Antheil Trouppen zum Kriege herzugeben sich weigerte, so nahm Aurengzebe verschiedene Städte denen Königen von Visiapour und Golconda ab, und nöthigte sie einen ihnen sehr nachtheiligen Frieden ans Jahr 1656. mit ihm zu machen. Eine Zeitlang hernach verbanden sich diese zwey Könige mit einander wieder ihren verrätherischen Bunds-Genossen, den König von Bisnagar, und rissen ihm den besten Theil seiner Herrschafften aus den Händen. Der König von Golconda bemächtigte sich eines Theils der Küsten Coromandel gen Bengale; der König von Visiapour aber nahm Carnate ein, nebst denen Fürstenthümern Tanjour und Madura, welche bis an das Vor-Gebürge Comorin hinan gehen.

Diese Printzen aber genossen nicht lange, was sie dem Könige von Bisnagar abgenommen hatten, sondern verlohren so wohl diese neu eroberte, als auch vorher gehabte Landschafften, als sie gedachter maassen von Aurengzebe gefangen genommen wurden, welcher dahero eine Zeitlang vor seinem Tode, als ein alleiniger Monarche von Indien, von der Tartarey an biß an das Vor-Gebürge Comorin regieret hat, ohne daß, wie schon oben angemercket, noch einige Raja's auf denen gebürgichten und unersteiglichten Gegenden des Landes übrig waren, welche sich dem Mogul nie unterworffen haben, ob sie schon sich sehr in acht nehmen, seine Macht wieder sich zu reitzen, so daß sie ihre Sicherheit hauptsächlich dem zu dancken haben, daß sie gantz unansehnlich, und fast nicht würdig sind, daß er sich nach ihnen umsiehet. Und daß bey ihnen nichts zu gewinnen ist, als die Ehre sie überwunden zu haben, indem ihre Landschafften nichts anreitzendes in sich haben, und überdieß ihnen auch schwer beyzukommen ist.

Aurengzeb befreyete einige Zeit vor seinem Tode seinen zweyten Sohn Cha Alem wieder aus dem Gefängniß, und gab ihm das Gouvernement von der Provintz Indostan; seinem Sohne Azem Dara das Gouvernement von Decan, und dem jüngsten Sohne Chan Bux das Gouvernement von Visiapour, Golconda und Bisnagar oder Carnate: Denn Ackbar der vierte und älteste war zu der Zeit in Persien schon verstorben. Als nun einige Zeit darnach Aurengzeb in seinem Lager bey Amadanagar kranck wurde, so zogen diese drey Brüder mit Trouppen zusammen um sich des Reichs zu bemächtigen. Einige von den Freunden Cha Alems ersuchten zwar dem Aurengzeb er möchte doch diesen Printzen zu seinem Nachfolger erklären, er antwortete aber: er hätte ihn zum Könige von *Indostan* gemacht, GOtte aber käme es zu, sein Königreich in Sicherheit zu setzen. Und dieser grosse Aurengzeb starb also endlich Anno 1708 den 4ten Martii.

Printz Azem Dara kam sogleich des nächstfolgenden Tages, nemlich den 5ten Martii aus Lager, und gieng sofort in dessen Königlichen Gezelten, woselbst der Groß-Vezier, die vornehmsten Hoff-Ministri und alle Generals ihm aufwarteten. Einige Tage hernach setzte er sich auf den Thron zu der von denen Sternkündigern ihm angezeigten sogenandten Sahet oder glücklichen Stunde, und ließ sich, als König ausruffen, unter dem Nahmen Mahomet Azem Chá. Er gab auch seinen zwey Söhnen neue Ehren-Nahmen, ließ neu Geld schlagen, und stellte gleich des andern Tages Ordre, daß Aurengzeb's Leichnam, in Begleitung einer Leibwacht von 4000 Reutern, nach Aurengabad getragen und daselbst in ein prächtiges Begräbniß, welches der verstorbene Kayser sich bereits einige Jahre vor seinem Tode hatte machen lassen, geleget werden solte. Hierauf detachirte Azem

Dara

Dara einige Trouppen nach denen Gräntzen von Indostan, mit Ordre, niemand passiren zu lassen, wie auch alle Couriers und Briefe aufzuhalten. Er gab grosse Geschencke an die Gouverneurs der Provintzien, an die Generals, Officierer und Soldaten, ja selbst auch an diejenigen, welche abwesend waren, unter andern gab er Daoud Chan zu seinem Gouvernement von Carnate noch das von Visiapour, und vermehrte dessen Besoldung um 1000 Roupyen auf jeglichen Tag. An die Printzen seine Brüder schrieb er hingegen in einem sehr hochmüthigen Stylo, und stellte ihnen vor, daß die Crone ihm zugehörte; er verlange zwar keinen Beystand von ihnen, er würde sich aber an allen die ihn zuwieder wären, rächen. Der General Chiriliquis Chan, des Printzens Chan Boo Schwieger-Sohn stellte ihm vor, daß er seine Unterthanen nicht so hochmüthig tractiren müste; Als ihm aber Azem Dara eine rauhe Antwort ertheilte, zog dieser General seine Trouppen von ihm ab. Azem Dara, welcher die aus dem Verlust dieses Generals fliessende schädliche Folgen zu späth erwägete, machte gleich Anstalt, daß der General Delfcar Chan ihm mit einem Corpo Trouppen auf dem Fuß nachgehen, und ihn entweder mit Güte oder mit Gewalt zurück bringen solte. Als er ihn nun nicht bereden konte zurück zu kehren, so lieferte er ihm eine Schlacht, die er aber verlohr und geschlagen wurde.

Cha Alem, ein Printz von grosser Klugheit und Bescheidenheit, führte sich bey solchen Umständen gantz anders auf, als sein Bruder Azem Dara, welcher zwar vorgegeben hatte, Cha Alem wäre Alters wegen nicht mehr recht verständig; dem ohngeachtet, liessen doch verschiedene Printzen derer Rashboots dem Cha Alem ihren Beystand anbieten, ohne etwas sich dafür zu bedingen; doch erließ er ihnen den Tribut, welchem sie sonst Aurengzebe abgetragen hatten, und theilete über dieß wichtige Geschencke unter sie aus. Er schrieb an verschiedene Generals sehr höffliche Briefe, wodurch er so viel ausrichtete, daß sie neutral blieben. Nichtweniger schrieb er auch an Azem Dara selbst, und stellte ihm vor, wie er sich zum höchsten über seine Aufführung verwunderte; sie wären nun beyderseits alt, und solten Ruhe suchen, wobey er ihm zugleich versprach, dasjenige, welches ihm sein Vater gegeben, friedlich geniessen zu lassen. Zu gleicher Zeit marchirete er nach Delly zu, und zog von allen Orten her Trouppen zusammen, insonderheit aber Rashboots, Pataner und andere Völcker mehr, welche vor besser Soldaten gehalten werden, als die übrigen Indianer. Er wurde zu Delly auf- und angenommen, und setzte sich daselbst auf einen prächtigen Thron, welchen sein Groß-Vater Cha Jehan hatte machen lassen.

Cha Alem hatte vier Söhne, welche schon ziemlich bey Jahren waren, und wiederum Söhne und Enckel hatten. Sein zweyter Sohn Hassameddin genannt, marchirte aus dem Königreich Bengal mit ansehnlichen Trouppen, seinem

dem Vater beyzustehen, bemächtigte sich unterwegens der Stadt Agra, und ließ den Gouverneur tödten, weil er Briefe aufgehalten hatte, welche an Cha Alem waren geschrieben worden. Printz Chan Bux rüstete sich gleichfalls zum Kriege, nachdem er aber von Cha Alem einen Brief bekommen, worinnen dieser ihm versicherte, daß er sich, als einen Vater, gegen ihm bezeigen, und ihn in dem Besitz desjenigen, was Aurengzebe ihm hinterlassen, beschützen und erhalten helffen wolte, gab er sich zur Ruhe, und ließ sich zum Könige von Visiapour krönen, und schickte seinen Sohn mit 18000 Reutern hin, das Königreich Golconda in Besitz zu nehmen, welches der Gouverneur Roustan Deli Chan ihm auch in die Hände lieferte, nebst 1250000 Roupyen von denen Einkünfften des Landes. Dem Printzen Jehan Ghir gab er die Vestung Pampanacia mit allem Zubehörungen wieder, womit er ihn so sehr verband, daß er ihm gleich 10000 Mann zur Besatzung seiner Städte schickte; und verschiedene Häupter des Volcks, Marata genannt, folgten diesem Exempel.

Mittlerweile gieng Azem Dara wieder Cha Alem mit 150000 Mann, so theils alte Trouppen waren, zu Felde. In dem Monathe April kam er zu Aurengabad an, allwo er acht Tage stille lag, und so dann seinen March weiter fortsetzte, seine Weiber und Bagage aber nebst dem Groß-Veziere wegen seines Alters zurück ließ. Cha Alem wolte ihm entgegen gehen, allein die Printzen derer Rashboots und seiner Generale stelleten ihm vor, daß an nichts mehr gelegen wäre, als an der Erhaltung seiner Person; Er möchte denen Printzen, Hassameddin oder Asfindim und Mashoudy seinen Söhnen das Commando über seine Armee übergeben, als welche schon bey verschiedenen Gelegenheiten Proben von ihrer Tapfferkeit und guten Aufführung abgeleget hätten; Worauf er zu Agra blieb, und die Führung des Krieges ihnen überliesse. Sie rückten biß an den Fluß Naamdaba hinan, allwo sie ihre Armee mit einer Verschantzung, die sich auf 6 Stunden erstreckte, bedeckten. Azem Dara lag nur viet Meilen von dar, als er aber wahrgenommen, daß sie sich verschantzet hätten, und ihm mit ihren Trouppen überlegen wären, unterstund er sich nicht den Fluß zu passiren, und schrieb an den Vezier und andere Freunde, ihn mit noch mehrern Trouppen zu verstärcken. Die zwey commandirenden Printzen, welche begierig waren, den Krieg bald zu Ende zu bringen, stelleten denen Generals vor, es wäre ihnen eine Schande, sich lange innerhalb ihrer Verschantzung aufzuhalten, und bedeuteten sie, selbe zu verlassen, und sich zurück auf die Ebene zu begeben, um Azem Dara dahin zu ziehen, welcher, als ein behertzter Herr, ohne Zweifel sich einbilden würde, daß diese Bewegung aus Furcht geschehen wäre. Man kam diesem nach, und Azem Dara gieng nun über den Fluß, ohne einigen Wiederstand zu finden, rückte so dann auf die Ebene hin, und nahm wahr, daß die Armee derer beyden Printzen in einiger Unordnung, wie es schiene, sich noch immer weiter zurück zöge.

Den

Digitized by Google

Den 19ten Junii kamen an einem Orte Chambel Kagad genannt, beyde Armeen einander ins Gesichte, und stellten sich in Schlacht-Ordnung; jedoch giengen diesen Tag nur einige Scharmützel vor. Den 20ten darauf fochten beyde Armeen lange mit einander, aber noch ohne recht zu treffen, und mit wenigem Verlust. Gegen den Abend griff Sultan Bedarbeck, des Azem Dara ältester Sohn, ein Corpo von der Cavallerie, welches Sultan Mahmedguery, des Printzens Hassameddin Sohn, commandirte, an. Als aber dieser Bedarbecks Trouppen zur Flucht brachte, trieb dieser Printz, gleichsam desperat seinen Elephanten mit Gewalt gegen Mahmedguery zu, und durchstach ihn mit seiner Lantze. Mahmedguery, ohngeachtet er tödtlich verwundet war, trieb seinen Elephanten wiederum auf den Printzen Bedarbeck, und stieß ihm ebener massen, die Lantze in den Leib, daß sie beyde so gleich todt darnieder fielen. Sultan Valatabar, des Azem Dara zweiter Sohn, griff gleicher gestalt den Sultan Iskander, des Printzen Mashoudy Sohn an, wurde aber an der Kehlen mit einer Lantzen verwundet, und starb des Abends. Azem Dara wurde durch den Verlust dieser zween Söhne dermassen erbittert, daß er seine Generals anfrischte, ihren Tod zu rächen, welche auch versprachen, ihn nicht zu verlassen. Den dritten Tag, mit anbrechenden Lichte, fand er sich mit seines Feindes Armee umgeben; er ließ aber gleichwohl den Muth nicht fallen, sondern gieng mit solcher Hertzhaftigkeit auf sie loß, daß er den Sieg erhalten haben würde, wenn nur seine Trouppen in guter Ordnung geblieben wären.

Das Treffen währete bey nahe 8 Stunden, ob er schon in kurtzer Zeit 60000 Mann verlohr. Als er seine zerstreuete Trouppen wieder zusammen zu bringen sich bemühete, fiel ihm Sultan Razin Sekander, einen von Cha Alems Söhnen, mit 15000 Reutern und 1000 Cameelen an, deren jegliches ein Falconet führete. Nach dem ersten Feuer giengen sie mit dem Säbel in der Hand aufeinander loß, so, daß eine grosse Niederlage geschahe. Sultan Mashoudy griff ihn auf einer andern Seite an, daß letzlich von 150000 Mann, woraus seine Armée anfänglich bestund, nicht mehr als 6000 Reuter um ihn blieben. Darauf ließ er seinen Elephanten fahren und stieg auf sein Pferd, um sich mit der Flucht zu retten; dasselbige aber wurde getödtet. Dessen ohngeachtet wehrte er sich noch immer mit dem Säbel in der einem Hand und mit seinem Cangiar oder Dolche in der andern, und tödtete über 20 Mann, die sich seiner bemächtigen wolten. Endlich als er sahe, daß Sultan Mashoudy selbst auf ihn zu kam, und seinem Leuten zurieff, daß sie ihn lebendig greiffen und gefangen nehmen solten, tödtete er sich selbst mit seinem Dolche, um seinen Feinden nicht in die Hände zu fallen. Also kam Azem Dara um mit seinem gantzen Anhange, und Sultan Cha Alem behielte das Feld.

Digitized by Google

Nach dieser grossen und decisiven Schlacht, da Azem Dara geblieben war, hätte dieses Land wohl eine vollkommene Ruhe hoffen und geniessen können. Denn da Cha Alem, der sich nun Badour Cha nennete, seinem Bruder das Königreich Visiapour und Golconda, wenn er sich nicht zu dem Bruder Azem Dara schlagen würde, versprochen, und dieser Chan Dux auch damit friedlich gewesen, und sich neutral und beständig ruhig gehalten hätte, so wäre daher keine Unruhe zu fürchten gewesen: allein des Badur Cha Söhne und Staats-Ministri beredeten ihn, an dieses Versprechen sich nicht zu binden, indem sie ihm vorstelleten, daß er nicht sicher seyn würde, so lange als sein Bruder im Stande wäre, ihm Ungelegenheit zu machen, und daß er ihn ganz gewiß angreiffen würde, so bald er eine bequeme Gelegenheit dazu bekäme. Hierauf wurde ein Krieg resolviret, und Badour Cha marchirete mit einer grossen Armee nach dem Königreich Visiapour zu.

Er ließ zu gleicher Zeit sich auch bereden, die mit denen Rajas, durch deren Beystand er zur Crone gelanget war, aufgerichtete Verträge zu brechen. In der Schlacht mit seinem Bruder Azem Dara hatten ihn diese Rasbotischen, oder heydnischen Rajas, die mächtigsten Dienste gethan, und ihn bey Muth und Macht erhalten, da er sich sonst für verlohren geachtet, und unter dem Vorwand, auf die Jagd zu gehen, sich zu retiriren willens gehabt, und hätten auch so tapffer gestritten, daß sie wieder die versuchte gute Armee seines Bruders das Feld, und ihn also bey der Crone erhalten hatten.

Da nun Badour Cha, oder Cha Alem, in der Freude über den unverhofften Sieg gedachten Rasbotischen Grossen viel versprochen, als nemlich, daß er ihnen die freye Ubung ihrer Religion, und ihre Pagoden oder Tempel wieder aufzubauen, vergönnen, sie von der durch Aurengzeb ihnen auferlegten Kopff-Steuer befreyen, in Chargen und Aemter mitnehmen, und in Abgaben, Zöllen und allen andern Puncten, eben so, wie die Mohren oder Mahometaner, tractiren lassen wolte; da diese Freyheiten aber denen Mahometanischen Staats-Bedienten nicht anstunden, so stiffteten sie itzt seine Söhne an, ihren Vater vorzustellen: daß er sich durch Befreyung der Rasbots von den Steuern seiner besten Einkünffte beraubete; und da seine Cammer eben sehr erschöpffet, würde er den Krieg gegen seinen Bruder nicht behörig ausführen können; es dürfften auch diese heydnische Rajas durch so viel Freyheiten stoltz werden, und wann er sie nicht prompte bezahlen könte, sich zu seinem Bruder schlagen. Weil nun seine Söhne in der Schlacht sich so tapfer gehalten, und grossen Theil an den Siege hatten, so kunte der Käyser ihnen nicht wohl entgegen seyn, und nahm solche Privilegia wieder zurück. Nun that diesen Fürsten sehr wehe, daß der Käyser sein Wort nicht hielt, und griffen zu denen Waffen, nicht zwar ihn mit ihren vereinigten

Troup-

Digitized by Google

Trouppen zu bekriegen, sondern nur das Land zu plündern und zu verheeren, gleichwie sie jederzeit, und noch immer ohne einigen Widerstand, um ihre Landschafften herum, welche auf denen Gebürgen liegen, zu thun pflegen.

Badour Cha, welcher dazumahl wegen des Krieges, darin er verwickelt war, diesem Ubel nicht abhelffen kunte, rückte indeß in die Herrschafften seines Bruders hinein, mit einer Armee von 50000. Mann zu Pferde, und 30000. zu Fuß. Sultan Cha Bux, welcher nicht mehr, als 8000. Mann zu Pferde, und 22000. zu Fuß, aufbringen konte, sahe wohl, daß er demselben zu schwach wäre, und verschantzte sich dahero mit seiner Armee nahe bey Golconda. Die zwey Armeen sahen einander bey nahe 6. Wochen lang an; endlich aber, nemlich den 16ten Januarii 1709, ließ Badour Cha die Verschantzungen angreiffen, welche denn bald erobert wurden. Als Sultan Chan Bux in solcher Noth sahe, daß er entweder überwinden oder umkommen müste, stellete er, nebst zweyen von seinen dreyen Söhnen, sich selbst vor seine Trouppen, und fochten desperat, wurden aber doch endlich überwältiget, und Badour Cha erhielte einen vollkommenen Sieg, wodurch er zur ruhigen Besitzung des gantzen Käyserthums gelangete.

Es starb aber dieser Käyser Cha Alem Badour, nach einer Regierung von 5. Jahren, den 28sten Januarii im Jahr 1712, nachdem er 68. Jahr alt geworden. Es soll ein Kriegs-General, mit Nahmen Jensiati Chan, den er bey einem seiner Kebs-Weiber ertappet, und der seiner Strafe zu entgehen, (welche er doch nichts desto weniger gleich darauf in dem Tode fand,) ihm mit einem Crits, oder Dolch, den Bauch aufgerissen haben, an welcher Wunde er den 3ten Tag soll gestorben seyn.

Er hinterließ 4. Söhne, mit Nahmen Mosaddin, Mahmud Azem, Refiel Cha und Djehaan Cha. Der Käyser hatte zwar den Aeltesten, als den Geschicktesten zur Regierung, denen Grossen des Reichs vor seinem Tode zum Nachfolger recommendiret. Allein sein Ansehen nahm mit seinem Leben ein Ende, und jeglicher der 4. Printzen suchte durch Gaben und Geschencke, so bald ihr Vater gestorben war, Grosse und Kleine, auf seine Seite zu locken. Gleichwie nun der zweyte Sohn Mahmud Azem, ob er wohl das wenigste Geschicke zur Regierung, und dagegen desto mehr Hochmuth hatte, an Reichthum denen andern überlegen war, so hatte er, obschon Emir Sulficaar Chan, oder Dulphajar Chan, dem ältesten Printzen Mosaddin mit seinem Schätzen beyspruug, doch gar bald die meisten Freunde. Dahingegen wuste der gemeldte Emir bey denen zwey jüngsten Brüdern es so weit zu bringen, daß sie sich vor den ältesten Mosaddin, und gegen Mahmud Azem erkläreten, unter der Bedin-

Digitized by Google

gung, daß Refiel Cha souverainer König von Bengalen, und der jüngste Djehann Cha souverainer Fürst über die Reiche Coromandel und Decan seyn sollte. Solcher gestalt nun zerspaltete sich die Armee des verstorbenen Käysers, welche erst in 4. Partheyen zertheilet war, anjetzo in zwey Theile, und jegliches davon suchte sein Haupt, wodurch es seine Absichten am besten zu befördern vermeynte. Es währete hierauf nicht lange, nemlich nur biß gegen den 17ten Martii, daß Mahmud Azem, welchem die Zufuhr sehr beschwehrlich gemacht war, nachdem man sechs Tage lang hin und wieder aus 1200. Stücken auf einander canoniret hatte, die Trouppen des Djehaan Cha, der sich zu Mosaddin geschlagen, angriff, und zwar erstlich mit gutem Vortheil, nachgehends aber wurde er mit grossem Schaden zurück getrieben, und mit einem Pfeile in den Kopff, nachhero aber mit einer Kugel in der Brust getroffen, daß er auf der Stelle blieb.

Da nun dessen jüngster Sohn Hamambax gefangen, der mittelste Farochsjeer entflohen, und der älteste Mahmud Cariegn vermisset ward, so endigte dieser Sieg zwar die Zwistigkeit der beyden ältesten Brüder; allein der Schatz des Getödteten erregte durch das Anhetzen der Grossen von dem Anhange der zwey jüngern Brüder einen neuen Streit. Der Käyser Mosaddin war zwar so bescheiden, daß er den Schatz des überwundenen Bruders gleich theilen wolte, allein Djehaan Cha, weil er Mosaddin beygestanden, wolte mit nicht weniger als der Helffte des baaren Geldes vom Bruder, und dem halben Theile der Juwelen seines verstorbenen Vaters zufrieden seyn, und da ihm solches abgeschlagen wurde, schiede er sich von Mosaddin, und trachtete Suilficaar Chan verrätherischer Weise aufzuheben.

Allein dieser General der auch Sulpha Jar Chan heisset, fand bald darauf Mittel, dessen Pulver-Magazin in die Lufft sprengen zu lassen, welches ihn dann bey seinem Geld-Mangel in desto grössere Noth brachte, und so erbitterte, daß, sobald er wieder etwas Pulver hatte, er das Kayserliche Lager angriff. Es mißrieth ihm zwar, gleichwol that er bald darauf einen neuen Angriff, bey welchem zugleich der dritte Bruder Refiel Cha, nachdem er sein Bündnis mit Mosaddin gebrochen, dessen Lager von hintenzu anfiel. Welches auch nicht wenig ruinirt worden seyn würde, wofern nicht Suilficaar Chan mit einigen tausend der besten Reuter, nach einem genommenen kleinen Umwege Djehaan Cha von hintenzu angegriffen, seine Trouppen geschlagen, und ihn selbst mit siebentzig bis achtzig der Seinen umzingelt, und mit Kugeln und Pfeilen auf seinem Elephanten Tod geschossen hätte. Refiel Cha fuhr indessen beständig mit dem canoniren auf daß Kayserliche Lager fort, und seine Muth und Verzweiffelung brachte ihn

dahin,

dahin, daß er sich nicht wegerte, noch ein mahl in offenen Felde eine Schlacht zu wagen: woselbst er aber durch einen Canonen-Schuß getödtet wurde.

Da nun solches den 26 Martii geschahe, so hatte man in einer Monaths Zeit den alten Kayser sterben, drey seiner Söhne mit zweymal hundert tausend Mann gegen den vierdten zu Felde gehen, drey Feld-Schlachten wagen, und die drey Jüngsten darinnen ihr Leben einbüssen gesehen, des Rebel Cha Söhne, welche noch jung und unschuldig waren, wurden auf das Schloß zu Lahor gefangen gesetzt. Des Djehan Cha sein Sohn aber, mit Nahmen Mahmud Caziem, welcher sich erst verborgen hatte, nachgehends aber an die Gnade seines Vetters ergeben und wol empfangen ward, kam bald so übel an, daß er nachdem er gegen einem der vornehmsten Staats Ministres etwas trotzig im Reden heraus gefahren, enthauptet wurde.

Inzwischen hatte Farochsjeer, des umgekommenen Mahmud Azem zweyter Sohn, eine Armée in Bengalen auf die Beine gebracht, und der Kayser ließ seinen Sohn auch eine zusammen bringen, und gegen jenen zu Felde ziehen, er verlohr aber beydes die Schlacht und das Leben. Der Kayser zog ihm, um seines Sohnes Todt zu rächen und seinem Glück Einhalt zu thun, mit einer andern Kriegs-Macht selbst entgegen, wurde aber auch geschlagen, in die Flucht getrieben, und retirirte sich nach Delly, allwo er von seinem Reichs-Cantzler, (welcher darüber sehr unwillig worden, daß eine Frau des Kaysers zur Kayserin erhoben und ihre Freunde zu Reichs-Aemptern befördert worden, ohngeachtet sie sehr geringen Herkommens waren,) verrathen, auf das Castell gefangen gesetzt, und endlich auf Befehl des Uberwinders Farochsjeers, enthauptet wurde. Sein Haupt wurde auf der Schnautzen eines Elephanten, und das Haupt des Verräthers obgemeldten Cantzlers oder Feld-Herrn, welchem er, gegen sein in der Raths-Versammlung gegebenes Wort den Kopff ein- und hernach abschlagen ließ, auf den Schwantze eines Elephanten, als im Triumph, umher geführet; obbemeldte Frau aber, die man verkehrt auf einem Esel setzte und ihr dessen Schwantz in die Hand gab, muste solchem Zuge in dieser Positur hinten nachfolgen.

Der obgedachte Cantzler hieß Assad Chan und war des Sulficar Chan Vater, und diente seinem Herrn so übel, als sein Sohn demselben wol gedient hatte. Die beyden grossen Chans des Farochsjeer, Nahmens Saidabdulla Chan und Saidhamallah Chan, aber verhinderten, daß ihm nicht besser begegnet ward, als seinem Herrn und seinem Vater, denn die Staats-Regeln Joabs sind dasigen Grossen so wol bekandt, daß sie gnug verhüten, daß ihnen kein Abner gleich gesetzt werde. Also starb nun Mosaddin. und ob ihn

Digitized by Google

ihn wol Geschicklichkeit zur Regierung und Gemüths-Billigkeit in unserer Historie zugeschrieben ist, so wird doch in einer andern Relation, von ihm gesagt, er sey gantz Viehisch und der Unzucht äusserst ergeben gewesen, und habe sich daher der Regierung wenig angenommen. Derhalben auch wohl kein Wunder oder Schade gewesen, daß sie nur so kurtze Zeit gewähret.

Solcher gestalt kam Farochsjeer, ein Mann, gantz und gar seinen Wollüsten ergeben, der seine Bluts-Freunde, um sicher zu regieren, seiner Grausamkeit aufopfferte, und nachhero um die Reichs-Geschäffte sich wenig bekümmerte, im Jahr 1713. auf den Thron, und wurde nach seiner Erhöhung Resul Derjaas genennet.

Die eben angezogene Relation, sagt, er sey damals ein Jüngling, doch sehr gütig, gelinde, und zum Frieden geneigt gewesen; wobey vielleicht jene Neigung gar wohl hat stehen können. Zu seiner Gemahlin hatte er eines benachbarten heydnischen Berg-Königs Tochter, welche er gantz ungemein liebte. Die eifrige Mahometanische Reichs-Stände sahen die Liebe, die er zu ihr trug, und die Gunst, die er um ihrent willen denen Heyden erwieß, mit Leid und Neid an, erfuhren auch zu ihrem Mißvergnügen, daß diese dadurch sehr kühne wurden, auf ihre Pflicht wenig paßten, und allerhand Böses ungestrafft ausübeten. Dieses setzte in die Gemüther der Mahometanischen grossen Herrn eine Besorgniß, daß ihre Religion in Verfall kommen dürffte, woferne sie den Käyser selbst heydnisch machte, und veranlaßte sie, ihn vom Thron zu stossen; welches sie auch nach einer 6-jährigen Regierung, im Junio 1719, innerhalb 5. Stunden zu Werck richteten und ausführeten, indem sie ihm erst die Augen ausstachen, und darnach mit Gifft vergaben.

Solche grosse Gewalt hatten sich fürnemlich die zwey Brüder, Saidos oder Chans Abdulla und Hanassali zu wege gebracht. Diese machten zum Kayser einen Printzen von Königl. Geblüte Namens Rosiel Dorola. Er fiel aber bald in eine Kranckheit und starb, nachdem er etwa vier Monath Kayser geheissen hatte.

Hierauf setzten sie einen jungen Printzen aus dem Kayserlichen Geblüte auf den Moguliſchen Thron, mit Nahmen Rosierdam oder Rosiel Dara Cha, er besaß ihn aber nicht lange, indem er noch in selben Jahre starb, oder sterben muste, weil es vielleicht den beyden Saidos also gefiel; denn diese hatten sich nun vollends des gantzen Regiments bemächtiget, und dem Cha Dara nur den Nahmen des Kayſers gegeben, und liessen ihn solchen etwa 6. Monate tragen.

Nach

Digitized by Google

Nach dieſem wurde der Printz Sajan als Kayſer ausgeruffen; weil man ihn aber zu Agra nicht annahm, ſo wurde zugleich auch der Printz Nikosjeer, welcher von Aurengzeb herſtammete, zum Kayſer gemacht. Hieraus entſtunde wiederum ein neuer einheimiſcher Krieg, worinne verſchiedene Feld-Schlachten geſchahen, biß daß endlich Nikos-jeer das Feld behielt, und Sajan oder Cha Jan Bhadur ums Leben gebracht wurde. Nachdem er etwa auch 6 Monate wie ſein Vorfahrer regieret hatte.

Mit Nikosjeer hielten ſie es ein Jahr oder anderthalb hin, alsdenn war es auch aus mit ſeinem Regiment und Leben. Und es gefiel den beyden Chans ihren ſechſten Kayſer zu machen, das war Mahumedſcha oder Cha Mahmuth, der ein Sohn Moſaddins ſeyn ſoll.

Dieſer Mahmuth Cha kam 1723 auf den Thron. Er war ein junger Herr, gütig, verſtändig und ſchön. Nun gedachten zwar die beyden Saidos ferner alſo zu regieren wie vor dieſem, daher ſie die übrigen Gouverneurs zu unterdrucken ſuchten. Es war aber unter dieſem ein ſehr berühmter Mann, der noch dem Aurengzeb gedienet hatte, mit Nahmen Chingel-itſchkan, ein Sohn des Chasdin Chan, von groſſer Familie. Dieſer nennete ſich hernach Niſammelmulk, das iſt, Commandeur von gantz Indien. Er ward aber von den beyden Saidos nach dem Lande Utſchen geſchickt, welches ein klein Gouvernement war. Nach einiger Zeit gaben ſie ihm Ordre, alſobald zu ihnen zu kommen. Aber Chingel-itſchkan oder Chan vermerckte ihren böſen Rath, und wolte nicht kommen, ſondern brachte eine kleine Armee von 4 bis 5000 Reutern zuſammen, gieng damit auf die Stadt Bemanpulos, und nahm dieſelbe ein. Über dieſe Zeitung wurden die Saidos raſend, und commandirten alſobald jemand von ihrer Familie, mit Nahmen Baddur-Chan, nebſt einem Krieges-Heer von ohngefehr 20000 Reutern wieder ihn. Chingel-itſchkan rückte ihnen entgegen, und es kam zum Treffen, darin Baddur-Chan ſelbſt blieb. Nach dieſer Schlacht brachte Chingel-itſch Chan eine groſſe Armee zuſammen, und gieng damit fort bis nahe an Ourangabat, um dem Allamali Chan, der beyder Saidos Schweſter-Sohn war, und jetzo als Gouverneur die gantze Provintz Decan inne hatte, ein Treffen zu liefern. In der Schlacht blieb Allamali Chan ſelbſt, Chingel-itſch-Chan aber zog mit groſſem Triumph in die Stadt Ourangabat, und bemächtigte ſich hernach des Landes Decan. Über dieſe Nachricht faſſeten die beyden Saidos einen Rath, daß Said-Abdlula-Cham ſollte in Delly bleiben, hingegen Said-Hannaſſali-Chan ſolte mit dem König Mahumed-Scha oder Cha nach Decan zu Felde ziehen. Der König gieng gezwungener Weiſe, und kam nahe zu der Stadt Akbarabat. Als nun die übrigen Gouverneurs des Königs und Mahumed Ami-Chan wurden mit einander Raths, den Said-Hanaſſali-Chan heimlich oder hinterliſtig umzubringen, und

als

Digitized by Google

als solches geschahe, musten alle seine Anverwandten, nebst noch bey nahe 4. bis 5000 Seelen, auch das Leben mit lassen. Nach diesem kehrte der König und alle seine Generale nach Delly zurück. Als aber die Zeitung von dem Tode Said Hamassanli Chan nach Delly kam, machte sein Bruder, Said Abdulla-Chan, gleich Anstalt, daß ein ander den Thron zu Delly bestieg. Mit diesem neuen Könige gieng er wieder den König Mahumedscha und des Chingel-itsch Chan Verwandten, dem Mahumed Ami Chan, und andere Gouverneurs zu Felde. Er wurde aber geschlagen und gefangen genommen. Weil er auch ehemahls einen Tumult, da man den Faruchseer tödten wollen, eine Printzeßin mit der Hand unbescheiden zurück gestossen, so ward ihm die Hand abgehauen, und das Gefängniß zuerkant. Seine übrigen Leute nahmen die Flucht, und Mahumedscha zog mit grossem Triumph in Delly ein, und behauptete den Thron. Er ist jetzo (1728) der regierende König oder Mogul, und führet das Regiment mit grosser Klugheit im Frieden, nachdem die beyden Saidos nebst ihren Angehörigen getödtet worden.

Das andere Capitel.

Von der Himmels Gegend, der Witterung, denen Winden, Jahrs- und See-Zeiten, sonderlich auf der Halb Insel, und von den fürnehmsten Ströhmen von Indien überhaupt.

DJeses Land erstreckt sich vom 7. Grad bis auf den 40 der Norder-Breite, ist also über 400 Meilen lang, und kan daher nicht eine gleiche Witterung und Tages-Länge in allen Gegenden haben. Die Nordlichsten Länder von Indien geniessen einer gemäßigten Himmels-Gegend, und der Tag ist mehrentheils 15 Stunden lang. Die Südlichsten aber auf der Halb-Insul haben Tag und Nacht allezeit meistens gleich, und nimt keines über eine halbe Stunde ab und zu. Auch gehet die Sonne meist gerade auf und unter, und macht eine kurtze Dämmerung, so daß wenn man des Morgens aufwachet und es noch völlig Nacht ist, man nur noch eine halbe Stunde schlummern darf, so ist es beym Aufstehen schon völlig Tag und Sonnenschein. Aber ohngeachtet dieser Temperatur ist das Clima doch sehr heiß; hat aber seine Hitze so wol als seine Mäderung meist von denen ordentlich abwechselnden Winden.

Diese

Digitized by Google

Diese Winde werden Monsons, Beurt- oder Wechsel-Winde genennet. Denn sie wehen insgemein ein halb Jahr nach einander, nemlich von April an, aus Süd-Westen, und von October an aus Nord-Osten. Nicht zwar so gar accurat, sondern sie weichen wol ein oder etliche Striche nach dem Compas aber: Auch nicht so gar gewiß nach der Zeit, denn sie kommen wol zuweilen 14 Tage oder 3 Wochen früher oder später, so wol als die Regen-Zeit. Die Abwechslung dieser beyder Zeiten, geschicht auch insgemein mit grosser Hefftigkeit, und ehe einer oder der andere von diesen Winden eintritt und sich fest setzet, fallen gemeiniglich grausame Orcane und schröckliche Sturtz-Winde mit hefftigen Regen, Blitz- und Donner-Wettern, dann und wann darzwischen ein. Da denn keine mahl solche ohne Schaden abgehen, sonderlich zur See: denn die Kauffleute und Schiffer halten sich gerne so lange auf als möglich, und in Hoffnung, die Veränderung des Windes und Wetters werde dieß Jahr nicht so zeitig, oder nicht so plötzlich, oder doch nicht so hefftig einbrechen, wollen sie nicht gern das geringste Geschäfte unabgethan dahinden lassen, und keinen zuverhoffenden Profit, versäumen; bis, ehe sie sichs versehen, ein Sturm ansetzt, und, ehe sie die Hoffnung er werde übergehen, fahren lassen, oder ehe sie sich reteriren können, so hefftig wird, daß es ihnen hernach unmöglich fällt, demselben zu entgehen. Salmon sagt, daß er einst auf der Rhede zu Madras gesehen, daß 13 Schiffe, die heut auf behöriger Höhe vor Ancker gelegen, des Morgens darauf alle mit einander auf den Strand geworffen gewesen. Und der Wind habe so starck getobet, daß ein Mensch unmöglich gerade quer über die Straße habe gehen können, sondern man sey ein Stück abwerts gejaget worden, wie etwa ein Boot oder Kahn, der über einen Strohm setzet, abwerts getrieben wird.

Wenn ein solches Wetter einen Menschen auf freyen Felde ergreifft, so kan er sich nicht auf den Beinen halten, sondern muß sich plat zur Erden niederwerffen und nur auf sich loßregnen lassen, biß die Hefftigkeit übergehet. Dergleichen Ungewitter entstund 1710 den 10 November aus dem Norden, und hielt hernach aus Nordwesten mit so schrecklichen Regen an, daß das niedrige Land etlicher Orten sehr hoch überschwemmet wurde, daß man nichts als Häuser und Bäume hervor ragen sahe, und viel Vieh ersoff, ja auch Menschen umkamen. Herr Ziegenbalck sagt: es sey in Tranquebar das Wasser in den Häusern in die Betten und an die Tische gegangen. Es habe so hefftig vom Lande auf die Stadt zugeströmet, daß, weil das Meer von der Strand-Seite gleichfalls hefftig darauf gestürmet, wie denn ein Bollwerck und Stücke Stadt-Mauer mit etlichen 20 Häusern schon weggerissen gewesen, so sey die Stadt in sehr grosser Gefahr gewesen. Dergleichen hefftiger Sturm erhub sich auch 1723 den 14 December. Es stürmete, sagt die Dänische Misions-Relation mit so grossen Regen vermischet daß

daß fast alle Ziegel-Dächer abgedecket, und die Häuser mit Wasser angefüllet wurden. Die kleinen Häuser der Malabaren hub er in die Höhe, kräuselte sie herum, und warff sie viel Klaffter weit weg. Viele Bäume die er nicht mit den Wurtzeln ausrisse und wegführte, brach er in viel Stücken. Vieles Vieh ward ergriffen, ins Wasser geworffen und ertränkt. Des Tages darauf fand man allenthalben todte Vögel herumliegen. Wäre er aus der See gekommen, so hätte er menschlichen Vermuthen nach der Stadt Tranquebar ein Ende gemacht.

Im Jahr 1729 den 8ten May, sagen dieselben Nachrichten, entstund ein Donner-Wetter mit einem gewaltigen Orcan oder Sturm Winde, der aber nur eine viertel Stunde währete. Und damit hielt der Land-Wind gleichsam seinen Eintritt, aus Westen und Süd-Westen wehend. Dieser dürre austrocknende Land-Wind sauget Menschen, Vieh und Pflantzen alle Feuchtigkeit aus; erreget den Staub wie einen Nebel; junge Küchlein pflegen darin zu verschmachten und auf einmahl wegzusterben. Dis muß aber nur von der Coromandelschen Küste verstanden werden; denn auf der Malabarischen, die diesen Wind aus der See empfängt, da ist er so auszehrend nicht; Zumahl da dieser Wind auch endlich allda die Regen-Zeit einführet, so schickt sichs bey Eintritt desselben auf der Pfeffer-Küste bald darzu an, und giebt trübes Himmel, endlich finstere Wolcken und Strich-Regen mit unter, biß im Augusto oder September die Regen-Zeit sich recht einrichtet.

Und gleichwie diese zweyerley Winde alle halbe Jahre abwechseln, also hat man daselbst auch zwey Winde, die alle Tage abwechseln: Nemlich, die Land- und die See-Winde. Jene sind sehr heiß, weil sie über einen grossen Strich sandigen und als versängeten Landes, so von der des Tages 12. Stunden gerade überstehenden Sonne beschienen wird, wehen, dadurch sie so erhitzet werden, daß man wohl ersticken möchte und müste, wenn die allweise Vorsehung GOttes keine Milderung verfüget hätte. Aber diese gedeyet dem Lande dadurch ersprießlichst an, daß diese brennende Winde nur von Mitternacht an biß Mittag wehen; den gantzen Nachmittag aber biß Mitternacht wehen die frischen erquickenden See-Winde, und kühlen das Land wieder ab, daß die Land-Winde nicht eher beschwerlich werden, als um die Mittags-Zeit: Da aber das Volck nach Landes-Gewohnheit der Hitze entweichet, in ihren Zimmern Wasser sprenget, genetzte Tücher gegen den Wind aufhänget und dadurch die Hitze bricht. Und in solcher Ruhe-Zeit findet man, wie nach dem Spanischen Sprich-Wort zu Madrit niemand als Hunde und Frantzosen, also dorten niemand auf der Strassen, als wen der Hunger oder andre Noth fort- und hinaus treibet.

Dagegen

Digitized by Google

Dagegen sind die Morgen- und Abend-Zeiten desto angenehmer und bequemer zu arbeiten, oder sich zu ergötzen; Welche auch durchgehends allein zu einen von beyden angewendet werden. Das währet sonderlich etwa den May und Junium bey nahe durch, da die Hitze am heffrigsten ist; und da man die Lufft, als von einem sehr heissen Ofen herkommend, empfindet. Hernach, wenn die Regen-Zeit bald angehet, hat man wenig mehr über Hitze zu klagen, obwohl die Sonne noch immer den Leuten gerade über dem Haupte stehet. Denn einige Zeit vorher, ehe das nasse Wetter würcklich eintrut, steigen dunckele, und hernach immer schwehrere und dickere Wolcken auf, biß endlich der Regen loß bricht. Aber auch vorher in der heissesten Jahrs-Zeit ist der Himmel vielmal, sonderlich um die Mittags-Zeit, da die Hitze am unerträglichsten ist, mit dünnen oder lauffenden Wolcken bedeckt, daß auch daher oft eine Milderung entstehet.

Diese Land- und See-Winde nutzen dem Lande auch noch auf eine andere Art, dann sie sind den Schiffen und Fahrzeugen sehr dienlich an Land und davon abzukommen. Welches sonst doch auf dortigen See-Küsten sehr schwehr würde geschehen können, da es doch täglich geschehen muß, weil das Land so wenig Schiff-reiche Flüsse und See-Häfen, sondern fast allenthalben eine flache Rhede hat, da die grossen Schiffe 2. bis 3. Meilen vom Lande Ancker werffen, und alle Lasten und Wahren mit kleinern Fahrzeugen, durch vieles und tägliches ab und zu fahren, von und an Boord gebracht werden müssen. Dazu sind nun diese ab und zu wehende Winde sehr dienlich, weil sie allezeit wehen und wechseln, und die Seefahrenden sich auf ihre Ordnung gewiß verlassen können, dann sie bleiben keinen Tag aussen, wenn sie nicht durch die Monsons verhindert, oder durch Stürme überwältiget und verdruckt werden.

Die gewöhnliche Regen-Zeit beginnet auf der Malabarischen Küste gegen Ausgang des Junii-Monaths, und währet bis zu Ende Octobris, also 4. Monate. Auf der Coromandelschen Küste aber beginnet sie später, und währet bis in November und December. Aber auch, wie gesagt, nicht so accurat, das sie nicht 2. a 3. Wochen eher eintreten, oder so viel länger anhalten solten; denn es ist so wohl im Anfange als zu Ende oft eine ziemliche Zeit meistens gut Wetter, und regnet nur etwa gegen Abend: Wenn sichs aber recht eingerichtet hat, so regnet es im September und October so heftig und starck, daß oft in ein oder zwo Nächten das flache Land gantz überschwemmet wird. Es entstehen eine Menge Ströhme und Flüsse, davon man ausser der Regen-Zeit keine Spuhr siehet, und manche sind in der Regen-Zeit an der Breite wohl unserer Elbe oder den Rhein gleich.

Digitized by Google

Vor dieser Regen-Zeit hat man dar zu Lande, so lange es noch gut Wetter ist, viel Blitz und Wetterleuchten, ohne Donner. Hernach setzen sich gegen den Wechsel-Wind zu finstere Wolcken, und machen oft ein sehr wildes und finster Wetter, da man es von weiten auch donnern höret, und wenn der Regen heran kommt und eingetreten ist, kommen die Donner-Wetter auch mit, und gehet dann selten ein Tag vorbey, daß es nicht schrecklich donnert und blitzet; dessen aber das Volck so gewohnt ist, daß es wenig daran dencket, zumal auch selten Schade dadurch geschiehet. Wie man denn auch wohl Erdbeben in Indien hat, doch höret man auch nicht, daß sie Schaden thun, wenigstens nicht auf denen ebenen Ländern und See-Küsten.

Ausser der Regen-Zeit hat man hier zu Lande einen beständig klaren und heiteren Himmel, und einen von Stürmen und Orcanen befreyete Lufft. Die Winde sind so gemäßiget, als die Hitze des Landes sie erfodert. Sonderlich kan man sich die Annehmlichkeit kaum vorstellen, die man Morgens und Abends, und fürnemlich gegen den Frühling, wenn Tag und Nacht gleich ist, geniesset. Der Himmel ist da viel reiner und hellglänzender, als in unsern Nord-Ländern. Land, Bäume und Pflantzen, sind meist das gantze Jahr grün, und entweder in der Blüte, oder voll grüner, oder reiffer Früchte, wodurch Gesicht, Geruch und Geschmack, ergötzet werden, und diese Länder als lauter Lust-Gärten eines irrdischen Paradieses aussehen.

Daher überhaupt die Einwohner einer guten Gesundheit geniessen, und sich eines langen Lebens zu getrösten haben, zumal wenn sie sich in der Regen-Zeit linne und trocken halten können, worzu denn die einfältige Kost, welche insgemein in Reiß, Kräutern und klaren Wasser bestehet, ihnen niemals schädlich, sondern allzeit dienlich ist; wiewol freylich die reine und gesunde Lufft auch vieles beyträgt, als welche auch denen Europäern gar wohl zuschlägt, und die eben wohl wenig von Kranckheiten wissen, wenn sie die erste Unpäßligkeit überstanden haben, welche die meiste auszustehen haben, wenn sie erst dort ankommen, und davon man wol glauben möchte, daß die meisten derselben wohl entgehen würden, wenn sie die behörige Diæt beobachten könten und wolten.

Zwar ist nicht zu läugnen, daß etliche Landschafften niedrig und morastisch sind, welche wol freylich mit den übrigen gerühmten Landen keine gleich reine Lufft und Gesundheit versprechen können. Wie etwa die Länder zwischen den Ausflüssen des Ganges, die wie das niedrige Aegypten vom Nil-Flusse jährlich in der Regen-Zeit überschwemmet werden; ingleichen

chen die niedersten Theile von Cambaya, und sonderlich bey Bombay einer Englischen Loge auf der Malabarischen Küste, allwo bittere Klagen über die ungesunde Lufft und Gegend vorkommen. Aber Herr Salmon, der auch da gewesen, hält selbst dafür, daß wenn die Europäer eine desto genauere Diæt und ordentlichere Lebens-Art halten und führen wolten, wie freylich eine sumpfige und dumpfige Gegend für andern gesundern erfodere, so würden sie nicht so viel davon zu leiden haben. Sonderlich müsten sie nach seiner Meinung sich mäßigen in Geniessung der Landes-Früchte und des starcken Getränckes. Wiewol er doch keinen Europäer den Brandtwein, oder seinen Engelländern den Punch gantz abrathen will, sondern ihnen einen mäßigen Gebrauch für unentbehrlich anpreiset. So viel meinet Herr Salmon als wahr behaupten zu können, daß, wenn ja von Indien gesagt werden dürffte, es sey ungesund, daß man kaum den zehnten Theil desselben darunter verstehen dürffe: Von den übrigen neun Theilen hingegen müsse man gewiß zugehen, daß sie so gesund zu bewohnen seyn, als irgend ein Ort in der Welt.

Die See-Ströme so auf den hiesigen Küsten wie meist allen Orten gehen, halten und verändern ihren Lauff insgemein mit denen ordentlichen Wechsel-Winden. Die Brandung der See aber gehet wegen der Fläche des Ufers und Strandes sehr weit in die See, und wenn es nur ein wenig wehet, so hoch, daß kein Europäisch Boot sich an Land wagen darff, besonders auf der Coromandelischen Küste. Die Ab und Zufurch aber geschichet von den Indianern, mit darzu bequemen Fahrzeugen, die sie Musools nennen. Diese ihre Boote sind etwa eines Mannes Länge tief, und können also schon etwas tragen, und vertragen von den Wellen der See, was ihre Grösse betrifft: Aber der Dicke ihrer Plancken nach solte man ihnen wenig zutrauen, denn die sind kaum eines halben Zolles dick. Das Bambos Riet aber woraus sie gemeiniglich gemacht sind, ist inwendig hohl, und daher wenn es gespalten ist, so dünne und leichte aber auch so zähe und biegsam, daß sie denen starcken Stössen der Wellen ein wenig nachgehen, und wenn sie dem Ufer näher kommen und auf den Strand stossen, so biegen sich die Wände gleichfalls und bleiben auf den Sande sitzen, biß die nechste Welle sie wieder aufhebet und wieder einen Stoß fortschiebet, welches wol 3. a. 4. mal geschicht biß sie vest liegen. Man hat noch eine Art Fahrzeuge die zu Löschung und Ladung der Schiffe gebraucht, und worinn die schwehrsten Güter, denen nehmlich das See-Wasser keinen Schaden thun kan, ab- und zugeführet werden: Denn diese Fahrzeuge sind als Flöß-

Digitized by Google

ser gebauet, welche von der See zwar überspühlet, aber nicht umgeworffen werden können.

Uberhaupt ist von dieser grossen Halb-Insul und ihrer Witterung noch dieses anzumercken, daß auf der Pfeffer-Küste die Regen-Zeit, welche daselbst den Winter bedeutet, viel eher eintrit als auf der Coromandelschen, daher fast alle Reise- und andere Beschreibungen von Indien sagen: wenn es auf einer Seite Winter sey, so sey es auf der andern Seite Sommer, so gar just entgegen sey die Witterung sich selbst auf beyden Seiten. Die rechte Wahrheit von der Sache aber bestehet darinnen: diese gantze Erd-Zunge ist gleichsam von ihrer Spitze an fast biß hinten, wo sie vest gewachsen ist, in ihrer Mitten durch eine Reyhe Berge, Gate genandt, die Länge hingetheilet; Weil nun die Westlichen Winde gewöhnlich, wie auch bey uns, den Regen bringen, so bekommt Malabar solchen eher, weil es nach der Seite zuliegt wo der Regen herkommt. Wenn denn diese Seite recht durch geweicht ist, und kein durstiger Landstrich noch ausgetrocknetes Gebürge den Regen mehr an sich zieht und aufhält, so läst es solchen erst überhin gehen, und seinem durstigen Nachbar auch seinen Theil zukommen. Wobey wol das hohe Gatisch oder Balligatische Gebürge viel beyträgt, daß es manchmal wol 4. 6. bis 8. Wochen währt, ehe der Witterungs-Wechsel darüber hin, auf die andere Seite kommt, ob sie schon beyde unter einem Himmels-Striche liegen. So ist es auch auf der benachbarten Insul Ceylon, da das Condeutische Gebürge eben so grossen Unterscheid der Witterung macht. Und so wird es wol in allen Ländern, wo hohe Gebürge seyn, befunden werden, daß auf der Ost- und Süd-Seite Sonnenschein und gut mild Wetter ist, wenns gegen Westen und Norden zu regnet, hagelt und schneyet. Ausgenommen daß die Witterung hier gewisse Zeiten hält, und auf der West-Küste wo die Regen und Winde zu erst anfallen, die Regen-Zeit länger dauret als auf der Ostlichen.

Von dieser ordentlichen Regen-Zeit, und denen mitten im Lande liegenden Gebürgen kommt es, daß auf dieser Halb-Jusul, sonderlich auf der Westlichen Küste viel mehr Flüsse als sonst wo sich finden, und auch, daß keiner von allen kaum eine Einfahrt oder Hafen, geschweige ins Land hinein eine fahrbare Tiefe haben solte. Denn die ordentliche Flüsse so alle etwa im nahe liegenden Gebürge entspringen, haben keinen langen Lauff sondern flieſſen stracks Weges meist gerade über das ebene Land nach der See; haben unterwegs keinen Zufluß, sondern werden allenthalben abgezapffet und auf die Reiß-Felder geleitet, die auf beyden Seiten mit kleinen Dämmen eingefasset, eine Zeitlang unter Wasser stehen, so daß

daß der Strohm endlich kaum Wasser genug behält, es in die See zu führen, und daß in der trockenen Zeit die Mündung des Flusses von der See Wrandung mit Sand versetzet, und von der See zugespühlet wird. Daher ein jeder Ort, der einen dergleichen kleinen Fluß hat, wohl zuweilen gegen die Regen-Zeit solchen aufgraben und öffnen muß, sonst würde hernach der Strohm, wenn er vom Regen wieder anwächset und Gewalt bekommt, sich allemal versetzen und einen neuen Ausfluß machen, wo er den Strand am niedrigsten fände: biß die Oerter, so an dergleichen Flüssen gebauet sind, solche zusamt den bißgen Vortheil so sie davon haben, verlieren würden.

Von diesen kleinen Flüssen, deren viele auch nicht einmal einen Nahmen haben, kommen wir nun auf die Ströhme des Landes, und da ist gleich anfangs bey dem Ganges, als den fürnehmsten, der durch alle seine Ausflüsse sich in den Bengalischen Meer-Busen ergiesset, zu mercken, daß daselbst die See-Zeiten, oder die Fluthen, mit ihrer Hefftigkeit, wie in vorigen Stück bey Arrakan schon gesagt ist, gar viel beytragen, daß sich die Einfahrten versetzen und verstopffen. Dadurch wird auch der Strohm veranlasset neue Canäle zu machen, wenn er zur Regen-Zeit, da er ohnedem das gegen die See zu niedrige Land auf etliche Meilen, wie der Nilus Egypten überschwemmet, und welches er leicht thun kan, wenn er die gantze Fläche etliche Wochen, an theils Orten etliche Ellen hoch, unter Wasser hält. Da hernach eben diese Vertheilung seiner Stärcke wiederum vieles beyträgt, daß seine Canäle, ob sie wohl Macht genug haben, sich ein gutes und tieffes Fluß-Bette zu machen, doch gegen die stürmende See und Wrandung der hefftigen Fluthen nicht Strenge genug behalten, ihren Mund und Ausfluß offen und tieff genung zu halten. Und daher kommts wohl, daß insgemein die grossen Ströme bey ihrem Ausflüssen ins Meer oder See, da das Land flach, und weit und breit überschwemmt wird, wie in Indien in der Regen Zeit, und in Europa im Vor-Jahr, wenn der Schnee schmeltzet, geschicht, so viel Arme haben; und daß sie allenthalben, wo sie eine Ebene durchfliessen, Eylande machen, und eben dadurch ihre Tieffe schwächen, daß sie an vielen Orten im Lande, und bey den Mündungen, seichte und untieff werden.

Der *Ganges* gründet seine Ausnahme und Achtbarkeit für allen andern Strömen von Indien bey den Ausländern auf seine Grösse, und die verschiedenen mächtigen Ausflüsse, als die sich deren bey der Handlung vortheilhaft bedienen; bey den Einwohnern aber auf die gewaltige Länge seines Laufs, und die Reinigkeit seines Wassers. Auf diesen Grund stützet sich auch die Heiligkeit, welche die Einwohner sich von ihm einbilden, und ihn daher Göttlich verehren. Wie solches geschehe, wird unten

ten

ten im Capittel vom Gottesdienste vorkommen. Sein eigendlicher Ursprung ist noch nicht bekand: der Kayser Akebar sandte zwar einige Bediente aus, seine Quellen zu erkündigen, die auch dem Fluß aufwerts folgten, und an den Nordlichen Gräntzen von Indien, da sie an einen Berg kamen, der wunderlich, fast wie ein Ochsen Kopf gestaltet war, meynten, des Stroms Ursprung gefunden zu haben, weil der Fluß daselbst aus unzugänglichen Felsen heraus fiel, daher sie ihrem Herrn diesen Wasser-Fall für dessen Quelle angaben: Es ist aber nach der Zeit bekand worden, daß dieser Strohm viel höher oben in der Tartarey entspringe.

Der Lauff dieses Flusses, gehet von Norden oder Nord-Westen nach Süden und Süd-Osten, und ergiest sich im 22. Grad Norder Breite in den Bengalischen Meer-Busen. Allwo seiner Ausflüsse so viel sind, daß, weil sich zumal viele derselben ehe sie in die See fallen, mit einem andern grossen Flusse, der aus dem Naugrakutischen Gebürge durch das Reich Achem an der Arrakanischen Gräntze herunter kommt, vereinigen; Die Seefahrenden sind über ihre Anzahl nicht eins; in unserer Charte sind deren 12. angemerckt, so theils wieder besondere Nahmen erlangen, ehe sie gantz in die See kommen. Einer der Westlichsten davon heisset der Oegli- oder Hugley-Strohm, welcher von Europäischen Schiffen am meisten befahren wird. Das Wasser im Ganges ist klar und wohl-schmeckend, hält sich auch, wie die Seefahrenden anmercken, besser zur See, als einig ander Wasser, ohne die Themse nimmt Herr Salmon aus, mit welchem Recht, läßt man dahin gestellet seyn.

Die Ebbe und Fluth steigt bey der Mündung im ersten und letzten Viertel des Monden 6. biß 7. Fuß, bey denen Spring-Fluthen aber, nemlich wenn der Mond voll ist, wohl 10. Fuß hoch. Sie kommen gegen den See-Strand mit grosser Gewalt Nord-Ostlich angesetzt, und verändern sich mit dem Mond auch wohl etwas Nordlicher oder Oestlicher. Die Makarea, oder die Hefftigkeit der Fluth ist hier auch sehr zu fürchten, doch ist sie nicht so gar gefährlich, als bey Pegu. Im Lande wo die Fluthen nicht hinlangen, als welche nicht höher als bis an Redgaria hinauf kommen, ist der Ganges im April, da er am kleinsten ist, unter seine hohe Ufer tief hinunter gesuncken, und an etlichen Orten fast ausgetrocknet. Im September aber, wenn er nach der Regen-Zeit wieder in seine gewöhnliche Ufer zurücke trit, lässet er dem überschwemmeten Lande einen sehr fruchtbaren Schlamm zurücke, welcher Bengalen zu einem der fruchtbarsten Länder macht: Aber auch bisweilen ungesunde Lufft und Seuchen verursachet.

Der

Der *Indus* wässert die Westliche Seite von Indien, gleichwie der Ganges die Oestliche. Er läufft von Nord-Osten gegen Süd-Westen, und ergeust sich durch 3. Ausflüsse in das Indianische Meer. Bey selbigen ist er eben auch nicht tieff genug, daß er mit grossen Schiffen befahren werden könte, Land ein aber sölte er wohl Schiffe von 60. Tonnen Läst hundert Meilen hoch tragen. Sein Ursprung soll nicht weit von des Ganges seinem seyn, und zwar in der Thibetischen Tattarey, und er soll wohl 720. deutsche Meilen durchfliessen. Aber gleichwie die Erd-Beschreiber vom Reiche Thibet weder die Lage noch Grentzen, noch sonst was rechts wissen, also können sie auch von diesen beyden Haupt-Flüssen Indiens ihrem Ursprunge, oder Quellen und Laufe, nichts gewisses sagen.

Der Fluß *Jemna* ist daher berühmt, weil er die zwey Haupt-Städte Delly und Agra bewässert. Er entspringet ein wenig Nordwärts von der Provintz Delly, und laufft fast gerade nach Süden bis auf Agra, von wannen er Oestlich flieſt biß er den Ganges erreichet.

Der Fluß *Guenga* entspringt in der Provintz Decan, läufft einen weiten Weg Nord Nord-Ostwerts, sodann nach Osten an der Nord-Seite der Provintz Orixa, biß in den Bengalischen Meer-Busen.

Der *Kristena* entspringt auch in Decan, geht erst eine weite Strecke Südwerts, drehet sich so denn Oestlich nach der Stadt Golconda, und fällt im 16. Grade der Norder-Breite bey Masulipatnam in die Bay von Bengalen.

Der *Tapta*-Fluß quillet nahe bey der Stadt Brampour, flieſt gerade Osten zu nach dem Cambayschen Meer-Busen, den er bey Surate erreichet.

Der *Paddar* hat seine erste Quelle nicht weit von der Stadt Asmer, oder Aimer, streckt sich nach Westen, und fällt in eben denselben Meer-Busen.

Der *Chaoul*, einer der gröſten Flüsse des Landes, entspringt in der Provintz Pencab, durchströmet fast gantz Indien Süd-Westwerts, und fällt endlich in den Indus, oder nimmt einen Ausfluß desselben zu sich, und ob es zwar ausser diesen Flüssen, so wohl in dem festen Lande, als der Halb-Insul, noch eine grosse Menge Ströhme giebt, so ist doch von keinem derselben was besonders zu sagen.

Digitized by Google

Das dritte Capitel.

Von dem Südlichen Theile von Indien, nemlich von der so genannten güldenen Halb-Insul, deren Provintzien, und denen auf ihren See-Küsten rings umher angerichteten Europäischen Pflantz- oder Handels-Städten.

DJe Provintzen von diesem Südlichen Theile von Indien liegen meist alle innerhalb des Krebs-Wende-Zirckels gegen Mittag zu, und sind: 1) Bisnagar, oder Carnate, auch wol Narsinga genannt. 2) Golconda. 3) Orixa, und 4) Bengal, alle viere auf der Oestlichen, oder Coromandelschen Seiten hinauf liegen. 5) Malabar. 6) Visiapour. 7) Decan. 8) Guzurat, oder Cambaya auf der Westlichen Seite der Halb-Insul. Und zwischen diesem im Lande nach Norden zu liegend 9) Candisch. 10) Berar. 11) Chitor, und 12) Malva. Man kan diese 12. Provintzen das südliche Indien nennen, und mercken, daß die Oestliche Seite dieser Halb-Insul insgemein die Küste von Coromandel, die Westliche aber die Malabarische genennet werden, obschon beyde von der Meer-Enge Manaar an nicht höher als auf den dritten Theil der Halb-Insul hinauf reichen.

Die erste oder äusserste Provintz, oder Königreich *Bisnagar*, Carnate oder Narsinga, liegt von dem südlichen Vor-Gebürge Comorin ab, biß hinauf an die Bengalische Bay. Das grosse Welt-Meer bespült es gegen Osten, das Gatische Gebürge, oder Malabar, schließt es gegen Westen, Visiapour und Golconda aber gegen Norden ein. Vor zwey oder drey hundert Jahren gehörten alle diese Landschafften fast mit der gantzen Halb-Insul einem Monarchen der sich den Chan, oder König von Decan, nennete. Nachgehends da die benachbarten Mahometaner aus Arabien und Persien, die erstlich nur der Handlung und Hof- oder Kriegs-Dienste halber häuffig sich hierher begaben, sehr mächtig wurden, und sonderlich die Tattarischen Mogollen das gantze obere oder Nordliche Indien einnahmen, und auch den König von Decan über den Hauffen wurffen, rissen sich die weiter Südlich herunter gelegene Provintzen loß, vertheilten sich zwar in die 3. Königreiche Visiapour, Golconda und Bisnagar, behaupteten aber ihre Freyheit gemeinschafftlich gegen die Mogulschen Kayser eine Zeitlang, biß daß der von Bisnagar, weil er der Gefahr am weitesten entlegen, denen von Golconda und Visiapour nicht mehr beystehen wolte, als sie einmal wieder angegriffen wurden. Diese befanden sich denn zu schwach, verlohren ein Theil ihrer

Gräntz-

Gräntz-Städte mit deren umliegenden Gegenden, und muſten Frieden machen ſo gut ſie ihn erhalten kunten.

Hierauf fielen ſie dieſen ihren Bund-brüchigen Nachbar auf den Leib mit der gantzen Macht, wie ſie ſolche gegen den Mogul gebraucht hatten, da denn der von Bisnagar nicht gerüſtet und ſtarck genung war, ſondern entfliehen und ſich im Gebürge verſtecken muſte. Jene theilten ſein Land unter ſich, und die See-Küſte fiel dem König von Golconda zu, der von Viſiapour aber bekam die inländiſchen Provintzen bis ans Comoriniſche Vor-Gebürge hinab. Doch behaupteten die Fürſtenthümer Madura und Tanjour ihr Land und Freyheit ſo weit, daß ſie unter Viſiapour nur zinsbar wurden, wie ſie es vorher auch unter Bisnagar, Narſina oder Carnate, geweſen waren; und nun, da die beyden Königreiche ſelbſt vollends unter den Mogul gehören, noch in demſelben Stande ſind. Gleichwie auch noch ſonſt viele Rajas und eingebohrne Fürſten da und dort, ſonderlich in gebürgiſchen Gegenden ſind, die ſich weder dem Joch der Regierung, noch Religion der Mahometaniſchen Mogullen, unterworffen haben. Dieſe treiben ſie auch nicht leichte aufs äuſſerſte, ſind zufrieden, wenn ſie ſich nur ruhig halten, und laſſen ſie nach ihren heydniſchen Geſetzen und Götzendienſt leben: ſonderlich, ſo lange ſie und ihre groſſe Miniſtres ſonſt zu thun haben; wenn ſie aber Ruhe genieſſen, ſo kömmt es ihnen, oder ihren Generalen, oft ein, dem einen oder dem andern dieſer ſonſt frey ſeyn wollenden heydniſchen Rajas, mit einer Armee zu Leibe zu gehen, und rücken nicht eher weiter, biß ſie eine anſehnliche Schatzung erhalten haben, die ihnen auch gegeben werden muß. Nicht ſo wohl aus Furcht der Eroberung der Reſidentz, und Vertreibung aus dem Lande, ſondern damit Handel und Feld-Bau wieder frey werde, welche gäntzlich darnieder liegen, ſo lange eine ſolche undiſciplinirte Armee in einer Gegend ſteht, welche ſich doch dadurch ſelbſt keinen Nutzen ſchafft, ſondern wo es ein ſolcher Fürſt mit Proviant und Macht aushalten kan, biß daß das Land ausgezehret iſt, welches in wenig Wochen geſchicht, ſo muß der Feind wieder hin gehen, wo er was mehrers findet.

Das Vor-Gebürge *Comorin*, als die äuſerſte Land-Spitze gegen Ceilon über, liegt unter dem 7. Grad Nordlicher Breite. Madura iſt die erſte oder Südlichſte Landſchafft, darum auch die auſſen für liegende Meer-Enge Manaar, ſammt denen darzu gehörigen Perlbäncken und eine daran ſtoſſende Inſ. l Ramanakoel genannt, darzu gerechnet werden. Die Küſte dortherum heißt auch wol Pescarabia, die Perl-Küſte oder Manaar. Sie erſtreckt ſich biß unter den 9ten Grad, wird von ihrem eigenen Neiken oder Fürſten regieret, iſt aber unfruchtbar und arm, und wo die Regen-Zeit ausbleibt oder ſonſt nicht wol zuſchlägt, ſo ſind die Einwohner, ſo meiſt eingeborne Schwartzen ſind, bald in Hungers-

Noth, und müssen denen Holländern und Mohren auf der See-Küste alles was ihnen das Land sonst noch trägt, ja wol ihre Kinder und sich selbst um eine Hand voll Nellu oder Reis, wormit ein Himmelschreyender Wucher hier und in gantz Indien getrieben wird, zu Sclaven hingeben. Sie liefert etwas Cattun, aber nicht gut und fein. Die aussen vor liegende Insul bringt auch wenig, ist etwa anderthalbe Meile lang und halb so breit, und ist, nur wegen eines darauf liegenden Götzen-Tempels dem Rama geweyhet, berühmt.

Die Perlbäncke geben dieser Provintz etwas Ansehen und Nahrung; weil, so lange die Fischerey wäret, etliche tausend Menschen was dabey verdienen, die auf der Küste zusammen kommen, Zelter aufschlagen, wohnen und Wirthschafften, so lange als der Perl-Fang währet. Der Vortheil davon soll wol unter den Lands-Fürsten, und die Holländer, so auf beyden Seiten diese Küste bewohnen, getheilet seyn, weil einen Tag um den andern für beyde gefischet wird. Aber weil der Verkauff der Perlen so zu Tutecorin geschicht, in ihren Händen stehet, so werden sie wol zu sehen. Der Perl-Fang bedeutet aber doch auf dieser Küste nicht so viel als in Persien und anderswo, weil die Perlein klein fallen, und die Bäncke bisweilen, nach dem die See-Gezeiten und Fluthen gehen, verschwemmet und ruiniret werden, daß aus der Fischerey manch Jahr nichts wird. Baldæus sagt, daß man die Probe mit ein oder etliche hundert Austern mache, die man fische, und daraus sehe, ob die Fischerey dies Jahr die Kosten bezahlen werden oder nicht.

Die Haupt- oder Residentz-Stadt des Landes heist auch *Madura* oder Madurei, liegt unten am Fuß, der mitten im Lande liegenden Gebürge. 2. Tiruttschinapali aber höher oben, und nach den Tanschourischen Gräntzen zu, da der itzige König offt residiret. 3. Periapatam und 4. Tutocorin liegen an der See. Das letzte haben die Holländer inne, seit dem sie es den Portugiesen im Jahr 1658. abgenommen haben. Es ist wol bebauet und bevestiget, doch nicht so als vor diesen, massen sie auf dieser Land-Spitze weder des Moguls noch einer Europäischen Potenz Belagerung zu fürchten haben, zumal ihnen ihre Haupt-Vestung auf dieser Küste nahe liegt. Es hat auch vermittelst einiger kleinen aussen vor liegenden Insuln einen guten Hafen oder sichere Rhede, welches auf diesen Küsten was sehr gutes ist.

Tanjour gräntzet an Madura, in Norden an Gingi, an der See stösst sie zum Theil an den Meer-Busen Manaar, und macht hernach der Malabarischen Küste den Anfang ist kaum 24 Teutsche Meilen lang und 17. breit. Es hat seinen eigenen Naiken oder König, der aber wie andere an den Mogol Schatz-schuldig ist. Die Einwohner des Landes sind, wie in Madura, Lands-eingebohrne Schwartze,

Digitized by Google

Schwartze, Europäer und Mohren, so werden die Mahometaner insgemein genennet, sie mögen gelb oder schwartz seyn. Der jetzige König heist Tukkoli Roja, seine Residentz heist auch Tanschaur und giebt dem Lande den Nahmen wie Madura thut. Liegt ebenfalls mitten im Lande, ist mit doppelten Mauren, einem Graben und 4. Thoren versehen, ziemlich groß, und nach dasiger Art wol bebauet, liegt unter den 11ten Grad der Norder-Breite.

Negapatam oder *Negapatnam* liegt wenige Meilen davon an dem Ausfluß eines Stroms. Die Portugiesen erbaueten sie erst, und befestigten sie wol. Ubergaben aber den Ort den Holländern 1658, ohne sich zu wehren. Diese haben ihn noch besser befestiget, und haben ihr Haupt-Contoir von gantz Indien hier angeleget: dann auch das Haupt-Contoir von der Malabarischen Küste, steht mit seinem untergebenen Factoreyen unter hiesigem Gouverneur. Wie denn der letzte Gouverneur der Herr van Cloon von hier nach Batavia kommen und General-Gouverneur von gantz Hollandisch-Indien worden ist. Die vielen Klöster, Kirchen und andere Gebäude, womit die Portugiesen sie vergrössert hatten, sind zwar meist eingegangen, oder zu andern Gebrauch beybehalten worden, aber die Stadt selbst ist unter der Hollandischen Regierung weit besser befestiget, und mit einem sehr festen Castell und andern Wercken, nachdem die alten Mauren und Befestigungen meist von Wasserfluthen und andern Zufällen eingegangen, verstärcket, und durch den Herrn van Rhede einem ehmaligen Gouverneur, mit Bewilligung seiner Principalen, zu der ansehnlichsten Festung gemacht worden. Dahin sich auch viele Einwohner gewand, und ausser der Festung eine grosse Stadt angelegt und erbauet haben.

Tranquebar oder *Tranckenbar* ist die nächste grosse Stadt und Europäischer Handels-Platz etwa 4 Meilen von Negapatnam. Diesen Ort besitzen die Dänen. Sie sandten 1618 einen Edelmann Gule Gedde mit etlichen Schiffen nach Indien, der 1619 mit dem Naiken von Tanjour einen Contract schloß, zu folge desselben er eine wol eingerichtete Festung von Steinen bauete, und mit einem tieffen Graben umgab. Die Stadt selbst, welche eine gute halbe Meile im Umfang groß, ist mit einem vortrefflichen Wall umringet, der mit Steinen ausgesetzet und grosse Pasteyen hat, die mit Canonen wohl bepflantzet sind. Die Häuser der Dänen und anderer Europäer sind von Steinen, meistentheils nur ein Stockwerck hoch, aber bequem, und der Indianer ihre klein, mit Leim-Wänden und Schilff-Dache, wie allenthalben, erbauet. Die Europäische Besatzung ist kaum 150 Mann, und also nicht so starck, als der Umkreiß des Orts wol erfoderte. Wenn es aber nöthig ist, so nimmt die Regierung eine Anzahl schwartze Land-Soldaten zu Hülffe, die in Besatzung noch wohl können gebraucht werden: Ob sie wohl zur Bakkeley oder Anfall der Festungen und Schiffe gegen die Europäer wenig vermö-

Digitized by Google

gen, doch, wo ſie es gegen ihres gleichen zu thun haben, da dienen ſie ſchon zu Vermehrung des Hauffens; Als worauf ſich die Indianiſchen Land-Machten am meiſten verlaſſen und befleiſſen.

Daher dieſe Stadt auch jederzeit gegen die gantze Macht des Landes-Fürſten von Tanjour es ausgehalten hat, wenn ſie iſt angefallen und belagert worden, welches zu unſern Zeiten mehr als einmahl geſchehen iſt. Die Urſachen mögen allezeit verſchiedene ſeyn: Aber es ſcheinet die vornehmſte zu ſeyn: daß die Land-Fürſten von denen auf ihren Grund und Boden erbaueten Europäiſchen Städten und beſitzenden Land-Diſtricten eine Beyhülffe haben wollen, wenn ſie den Mogulſchen Divan oder Stadthalter von Zeit zu Zeit eine Lehns-Recognition bezahlen müſſen. Daher fodern ſie ſolche mit einer Armee, wie die Mogulſche Armeen ſolche von ihnen fordern müſſen, weil ſie freywillig keiner Seits erfolgen will. Es ſcheinet auch ſo unbillig nicht zu ſeyn. Denn wie können dieſe Herren denen Europäern mehr Herrſchafft, Souverainité und Freyheit verkauffen und gewähren, als ſie ſelbſt genieſſen. Gnug daß ſie jederzeit mit einem mäßigen Theil der Summen, ſo ſie dem Divan auskehren müſſen, zufrieden ſind, und mit ihren Armeen nicht gröſſern Schaden thun, als ihnen von den Mogulſchen geſchicht; Die Chriſten würden es ihnen, wenn ſie an ihrer Stelle wären, wol kaum ſo moderat zuſchneiden. Warum aber oder unter welchem Vorwand in dieſen Landen ſo viele Zölle angeleget ſind, da nicht allein die Güter, ſondern die Perſonen der Reiſenden ſelbſt ſtarcke Impoſten bezahlen müſſen, ſonderlich die Blancken oder Europäer, findet man nicht. Wenigſt haben ſie keine Urſach, wie in Europa, anfänglich die Bereitung der Straſſen und die Begleitung der Kauf-Leute und ihrer Güter mit gewapnetem Reiſigen, Geleite und Zölle anzulegen. Und die heutige Urſach, die man in Europa hat, oder fürwendet, nachdem jene meiſt aufgehört, und der Reichs- oder Land-Friede feſt geſtellt iſt, nemlich die Beſſerung der Land-Straſſen und Brücken, und die Reinigung der Flüſſe, von Untieffen &c. haben ſie auch nicht: Denn daran wird bey ihnen nicht gedacht. Was bey uns desfalls geſchicht oder geſchehen ſolte, iſt unſers Theils und hier zu erzehlen nicht Zeit und Gelegenheit. Aber wie gedacht, der König von Tanſchaur thut wie ihm der Mogul oder Kayſer von Indoſtan zu thun pflegt, und wo man recht geleſen oder behalten hat, ſo ſind ſeine Prætenſiones für etlichen Jahren mit 4000 Rthlr. auf damahls abgekaufft, und die Stadt von ihrer wenigen Furcht und deſto mehren Beſchwerung befreyet worden. Welche Summa ja wohl für ſo mäßig muß angeſehen werden, daß ſie nur zu Befriedigung eines Indianiſchen Königes und Erſtattung ſeiner Krieges-Koſten zulangen kan. Denn in Europa bekoſtet und fodert wol ein Bürger oder Edelmann zu Beylegung eines Feder-Krieges durch 2 Advocaten geführt, gröſſere Satisfaction.

Doch

Digitized by Google

Doch zu Ende der letzten Euwe, oder Seculi, nemlich 1699. schiene es mit der Belagerung ein rechter Ernst zu seyn. Massen der König sie mit 40000. Mann ordentlich belagerte und sich davor mit Schantzen und Lauff-Gräben verwahrete. Und würde die Stadt, wie versichert wird, Gefahr gelauffen seyn, wenn der Herr Pitt, Gouverneur von dem Englisch-Indischen Haupt-Contoir zu Madras oder Fort S. George auf selbigen Küste gelegen, nicht einige Trouppen und Proviant, Tranquebar zu verstärcken, gesandt hätte. Von dieser Belagerung, wird im Capitel von den Indianischen Kriegs-Staat noch etwas Exempels-Weise vorkommen.

Zum gegenwärtigen Staat der Europäischen Handels-Städte in Indien, gehöret hier bemerckt zu werden: daß nemlich ratio ſtatus es so wol dort als anderswo erfodere, Gleich-Gewicht unter ihnen zu erhalten. Gleichwie nun vormahls die Holländer sich rechtschaffen müsten angreiffen, die Portugiesen zu schwächen und ihnen gleich zu werden, die mit Hülffe der Zeit einen so grossen Vorsprung erlanget hatten, und wie sie zu dem Ende jenen so manche Vestung abzwingen muſten; also hat sie es hernach nicht gleich zu seyn bedüncket, daß andere Nationen so gemächlich Theil an der Indianischen Handlung und Fahrt nehmen solten, welche zu erhalten ihnen so harte Nüsse aufzubeissen, gekostet. Sonderlich sind sie gegen die Engelländer wol auf ihrer Hut gewesen, als die sich nicht nur einrichteten, sondern auch mehr und mehr ausbreiteten: Wodurch denn diese veranlasset wurden, ihnen wiederum nicht allzuviel zu trauen, zumahl ihnen die traurige Begebenheit auf Amboina Anleitung dazu gab; daher sie nicht gerne sehen können, wenn andere Nationen gantz von dortigen Küsten solten verdrenget werden; durch wen, oder welche Zufälle es auch geschehen möchte. Und daher ist Tranquebar die damahlige Hülffe kommen; Was sonst den Geld-Vorschuß, so die Holländer 1684. der Dänischen Compagnie gethan, und das Schuldbuch, dessen Herr Hamilton gedencket, wie sie solchen das folgende Jahr so bald wieder bezahlen können, betrifft, lassen wir an seinen Ort gestellet seyn.

Zu Ende des 1705. Jahrs, wurde von weiland König in Dännemarck Friedrich den IV. höchst-seeligen Andenckens, eine Evangelische Mission zu Tranquebar errichtet; und durch diese gottseelige Anstalt ist bisher das Reich Christi den Heyden verkündiget, und manche Seele zu demselben bekehret worden, auch viele davon schon seelig in dasselbe eingegangen. Diese Christ-löbliche Anstalt zu erhalten und fortzusetzen, war wohl eine der fürnehmsten Beweg-Gründe, (da vor einigen Jahren die Compagnie diese Handlung aufgeben wolte) welche Ihro Königl. Majestät Glorwürdigster Gedächtnis bewogen, derselben sich selbst anzunehmen und sie zu erhalten. Seithero gehet das Bekehrung

rungs-Werck auch geseegnet fort. Und ist für zwey Jahren der Anfang gemacht, daß ein dasiger Lands-Eingebohrner nach viel-jährigem Unterricht, Uebung und Prüfung, zu einen Evangelischen Prediger unter seinen Lands-Leuten den Heyden selbst erwählet und verordnet worden. Die Holländer und Engländer haben sich zu einem so nützlichen Wercke sehr geneigt bewiesen; und die letzten sind dadurch bewogen worden auch zu Madras eine dergleichen Evangelische Mission anzuordnen. Durch welche beyde Nationen die Heilige Schrifft auch schon in die Malabarische und Gentonische und Warugische Sprachen übersetzet, und in der ersten grossen Theils schon mehr als einmahl gedruckt ist.

Es sind von denen Lehrern bey dieser Mission nach und nach Relationes von der Einrichtung und Fortgang derselben abgefasset, und in Deutschland gedruckt worden, welche erbaulich zu lesen sind; darin auch sehr vieles von Indiens Beschaffenheit, Einwohnern, deren Lebens-Art, Gottes-Dienst ꝛc. vorkommt. Es sind aber davon schon bald viertzig Continuationes heraus, und machen mehr als 3. gute Quart-Bände aus, folglich sind sie sehr weitläufftig und nicht jedermanns Kauff noch Brauch, denn die sehr vielen Briefe und Vorreden sind mit denen Relationen selbst einerley Inhalts. Wären sonst diese Männer nicht so sehr durch ihr Haupt-Werck gebunden, oder mehrere an der Zahl, daß sie sich ausbreiten, und dasige Länder durchgehen könten, wie etwa die Päbstischen Missionairs wegen ihrer Anzahl thun können, so hätte man von allen denselben Landschafften bald so etwas zulängliches und zuverläßiges zu erwarten, daß man würde zufrieden seyn können. Wäre aber auch das was wir in gedachten Nachrichten haben Extract-weise zusammen ausgezogen, so würde man Indien zur Gnüge kennen lernen. Man hat in Holland vorgehabt einen dergleichen Auszug herauszugeben, vielleicht kommt es auch damit noch zu Stande: besser aber wäre es, daß dergleichen kurtz-gefaßte Historie der Evangelischen Mission und des Landes von Indien aus der ersten Hand besorget würde.

Um die Mitte des vorigen Seculi war die Stadt Trankenbar in gutem Ansehen, und nicht allein das Haupt-Comtoir von allen Dänischen Logen und Plätzen, sondern wurde gar für Indiens-Speise oder Vorraths-Kammer gehalten. Es wandten sich vermögende Leute dahin, und die Handlung florirte so gut als an einem Orte. Die Indianer hatten Furcht und Respect vor der Vestung, und nannten sie nur das Feuer-Casteel. Gegenwärtig ist sie zwar auch noch das Dänische Haupt-Comtoir, aber die unter ihr gestandenen Comtoire sind verlassen biß auf eines in Bengalen und eins auf der Pfeffer-Küste; Hier oder da ist auch noch in den Mogulschen See-Städten eine Loge, aber keine von sonderlichen Belang. Doch ist diese Stadt seit der daselbst angerichteten Königlich-Evangeli-

schen

Digitized by Google

schen Sendung an die Heyden, in Asia und Europa mehr bekand und berühmt worden, als sie bey ihren besten Flor jemahls gewesen, hat auch sonst eher Ansehen, Credit und Vortheile als Schaden von einer so hochlöblichen Anstalt gehabt; Denn es ist ja bekand, daß zu Behuef der Mission aus Europa ansehnliche Geld-Mittel nach Tranckenbar gebracht und daselbst consumiret werden. Könten die Bewindhabers die neu bekehrten Christen und die bey der Mission erzogene Jugend recht gebrauchen, wie sie gewiß ihr für allen andern zu Dienste da stehen, so daß sie diesen zu denen ihr anständigen Professionen verhülffe, und die Alten gebrauchte, wozu sie bequem wären, so könte sie allezeit aller dieser Leute, Fleiß und Arbeit für das liebe Bißgen trockenen Nellu zu ihren Diensten haben und solche Manufacturen in ihrem Gebiethe in Schwang bringen, die am profitablesten wären; und je mehr solches geschähe und in der dortigen Gegend offenbar würde, je mehr würde sie Leute herbey locken, die beydes solches leibliche Vorsorge der Compagnie als auch endlich bey der Misfion einer guten Unterweisung würmit geniessen wollen. Aber die Compagnie müste auf einen Vorschuß zu Anschaffung der rohen Materialien, und eines zulänglichen Getrayde-Magazins bedacht seyn; damit ihre Leute Arbeit und Brods niemahls mangelten, und den Raube-Klauen der Nellu- oder Reiß-Wucherer entrissen würden. Gewiß würde Tranquenbar wieder zunehmen und werden, was sie so wol an Grösse als Credit vormals gewesen. Nur ist dieses sehr besorglich, daß ihr von der See mit so vieler Gefahr gedräuet wird. Sie hat dessen nur in den neuern Zeiten bey sich selbst betrübte Erinnerungen gehabt. Der vorigen Zeiten zu geschweigen, in welchen sie schon einmahl soll weggespühlet und über Menschen Gedencken vergessen gewesen seyn; biß sie vor ein paar Euwen auf einem feinen Hügel von neuen wieder erbauet worden. Ja auch anderer Orten fehlts nicht an Exempeln: Bey Mawalipuram einen kleinen Dörffgen nicht ferne von Madras stehet noch eine mächtige Pagode als ein Uberrest einer grossen Stadt, auf deren ehmahligen Grunde itzo die Meeres-Fluthen toben, die der Pagode auch schon die Ring-Mauren geraubet, und ihr selbst den Garaus zu machen heftig zusetzen.

Gegen das Gebürge zu ist das Fürstenthum Tanschour grossen Theils von Madura umschlossen, und weil es aus dem Gebürge die Wässerung seiner Reiß-Felder haben muß, so ist vor etlichen Jahren zwischen diesen beyden Fürsten Streit gewesen über eine Schleuse an einer grossen Wasser-Tancke die einem Theile der Tanschourischen Länder das Wasser mittheilet, und dafür dieser Fürst an jenen jährlich an Tribut und zu Unterhaltung solcher Schleuse einige 1000 Rthlr. zahlen muß: Womit er aber in den letzten Jahren säumig gewesen, und jener die Schleuse hat wandelbar werden lassen, daß das Wasser nicht behörig hat können auf die Reiß-Felder geleitet werden; Worüber in dortiger Gegend alsobald eine Theu-

tung entstanden. Man siehet daraus wie viel dasigen Ländern an solchen grossen Wasser-Hältern oder gegrabenen und gemachten Deichen die man Tancken nennet, gelegen sey. Ihre Vorfahren haben deren sehr viele und zum theil so ungeheuer groß gemacht als das niedrige umbliegende Land nöthig zu haben geschienen: Die aber von ihren Nachkommen nicht alle recht unterhalten werden, worüber in manchen Gegenden zuweilen Mißwachs und alsobald Theurung entstehet.

Das Fürstenthum Gingy folget auf der Coromandelschen Küste, nach dem Tanjourschen, mit welchem es auch gegen Süden gräntzet; Es ist mit aus dem Untergange des Königreichs Bisnagar entstanden, und hat zwar auch noch seinen eigenen Naiken oder Raja, der aber die benachbarten Gouverneurs des Moguls mehr als irgend einer der steyen Fürsten menagiren und seine Schatzung richtig erlegen muß, wo er nicht will seiner Herrschaft und Lande beraubet seyn. Denn er liegt im ebenen Lande solcher Gefahr nahe und bloß. Die vornehmsten Städte sind *Gingy* so dem Fürstenthume den Nahmen giebt, auch die ordentliche Residentz ist, allwo der Landes-Fürst wenigst muß gewehlet oder gekrönet werden, wenn er ja nicht da wohnen will. Weil diese Stadt und *Shidambaram* etwas im Lande liegen, und die Europäer nicht viel dahin kommen, so hat man nichts davon zu melden, ohne daß in Schidambaram 4 alte sehr hohe Thürme seyn, die man auf der Küste sehr weit herum sehen kan, deren Alterthum und Bau-Kunst man bewundern muß. Es sind Säulen darinnen aufgerichtet, so hoch als der höchste Fichten-Baum wachsen kan, aus einem Stück Felsen-Stein gehauen so wol als die oben drüber liegenden langen Quer-Balcken, alles entweder mit Götter-Figuren und Bilder-Werck oder mit Schrifften gezieret und glat poliret. *Porto Novo* ist eine See-Stadt, stehet unter einem Mogulschen Ober-Haupte oder Commendanten, der ein Braman ist, und einen ziemlichen Staat führet. Sie ist groß, aber offen und ohne Befestigung; die Holländer und Dänen haben Logen daselbst, aber nicht sonderliche Handlung dabey. Sie liegt 5 Meilen von Tranquenbar.

Cudulur, oder das **Fort St. Davids** liegt von Porto novo 4 Meilen weiter Nordwärts, sie heist auch wohl *Teganapatnam*, das macht: weil das Fort oder die Vestung auf beyden Seiten eine Vorstadt neben sich liegen hat, deren eine Cudulur und die andere Tegapatan genennet wird; weil alles nahe beysammen liegt, passirts für eine Stadt die alle drey Nahmen führet. Neben dem Castell fliesset ein Strohm aus dem Lande in die See. Die Englisch-Ostindische Compagnie hat diesen Ort vor ohngefehr einem halben Seculo erkaufft, hernach wohl angebauet und regulair befestiget, daß er nun nechst Madras einer ihrer wichtigsten Plätze ist. Zu *Dewanapatnam* haben die Holländer eine Loge, weiter ist da nichts merckwürdig. Viertehalbe Meilen von Fort St. Davids, liegt die

Fran-

Frantzösische Pflantz- oder Handels-Stadt *Poudichery*. Der Nahme wird sehr verschiedentlich geschrieben und ausgesprochen Puditscherey, Bullicheri, und die Portugiesen nennen es Bulliceiro. Seid die Frantzosen ihre Ostindische Compagnie vor einigen Jahren anders eingerichtet, haben sie sich hier ziemlich erholet, und die Stadt mit einer Mauer umgeben für den ersten Anlauff. Man siehet bisweilen 4 biß 6 Europäische Schiffe auf ihrer Rehde liegen.

Die nun ferner auf der See-Küste folgende Landschafft ist Carnate, so von dem Königreich Bisnagar ein considerabler Theil war, wornach das gantze Reich bey vielen genennet wurde. Die darinne nach Pondischery erst folgende Stadt ist *Canymere*, allwo die Engelländer eine Factorey gehabt haben, die aber nunmehro wieder aufgehaben ist, seitdem sie Fort St. Davids besessen haben. Sechs Meilen weiter hin nach Norden zu, ist die so genannte Holländische Logie oder Factorey-Wohnung in dem Dorffe *Saderas-a-patan*, oder Sadraspatnam, welche gar geringe ist, und sehr wenige Bediente hat. Die Gegend daselbst ist sonst gesund und fruchtbar. Zwantzig Englische Meilen weiter hin gegen Norden zu, von Sadraspatham liegt *Coblon*, die einige Pflantz-Stadt, welche die Ostendische Ost-Indianische Compagnie in Indien hat. Dieser Ort, ob er wol wegen der neuen Compagnie viel Redens verursachet, hat nichts merckwürdiges als nur Felsen, welche bis auf eine halbe Meile sich in die See erstrecken, und zu einer sichern Anlandung Platz machen.

Bis *St. Thomas* oder *Meliapour* hat man von Coblon zwey starcke Meilen. Dieses war vormahlen der ansehnlichste Ort auf der Küste Coromandel; als aber die Portugiesen sich allhier niederliessen, war er sehr ruiniret und von denen Einwohnern fast ausgeleeret. Die Portugiesen baueten die Stadt wiederum, und gaben ihr den Nahmen St. Thomas, von dem Apostel dieses Nahmens, als von welchem man vorgiebt, daß er hieselbst die Märtyrer-Crone erlanget habe, und daß sein Grab auf einem Berge nicht weit davon wäre. Dem sey nun wie ihm wolle, so ist so viel gewiß, daß die Portugiesen einige Gebeine angetroffen, welche sie alsofort in Kästen eingeschlossen, die nunmehro als ein Heiligthum verehret werden. Es werden zwar wenige allen Traditionen unterschreiben und sie vor wahr halten, die wir von dieser Sache hier antreffen; so viel aber ist gewiß, daß Christen in diesem Theile Indiens gewesen, als die Portugiesen zuerst hier angelanget, welche grosse Ehrerbietigkeit gegen das Gedächtniß des heiligen Thomas getragen, aber sich dem Pabste zu Rom nicht unterwerffen wollen. Ob nun schon die Missionarii nachgehends bey ihnen es dahin gebracht, daß sie des Pabsts Autorität erkennen, so behalten sie doch noch immer einigen Unterscheid an sich, und sind nicht gantz mit ihnen vereiniget, wovon wir aber erst in dem Capitel von der Religion ein mehrers zu sprechen Gelegenheit finden werden. Diese Stadt wur-

de von denen Portugiesen zu einem Bischöfflichen Sitz gemacht, unter deren Gebiethe verschiedene Dörffer stunden. Die Kirchen, Clöster und Privat-Gebäude daselbst waren prächtig, der Ort wohl befestiget, und wurde der gröste Handels-Platz auf der Küste; Allein die Portugiesen wurden von den Mohren daraus verjaget.

Ums Jahr 1666 kamen die Frantzosen vor diesem Ort mit 10 Schiffen, und nahmen ihn ein. Es war eben dazumal der König von Golconda Ober-Herr des Landes, und folglich auch dieses Ortes. Weil nun die Holländer besorgeten, daß die Frantzosen, wenn sie einmal festen Fuß in Indien gewonnen, ihnen hernach die Herrschafft über dasige Seen disputirlich machen dürfften, so schlossen sie die Stadt, nachdem die Frantzosen sie etwa 4 Jahr lang innen gehabt, mit 15 Seegeln von Schiffen zur See ein, da immittelst des Königs von Golconda Trouppen sie zu Lande belagerten. Da nun die Stadt sich über Vermuthen ziemlich lange hielt, so schickten die Holländer 700 Soldaten ans Land, und den Belägerern zu Hülffe; worauf sie eingenommen, und die Festungs-Wercke zerstöret wurden, so daß es nunmehro gar kein vester Ort mehr ist, auch die Europäer es nicht der Mühe werth halten, einige Factoreyen daselbst zu haben. Sie wird zwar noch von solchen Leuten bewohnet, die von Portugiesen, Mohren und Jentiven herstammen, und ist noch immer ein Bischöfflicher Sitz; die Einwohner aber sind insgemein arm, weil der Handel von dort nach Madraß versetzet worden, wohin auch viele der Portugiesen sich begeben, welchen daselbst eine Kirche eingeräumet worden.

Madraß oder *Fort St. George*, wie dieser Ort insgemein von der Englischen Vestung daselbst genenet wird, lieget etwa 4 Meilen Nordwerts von St. Thomas im 13ten Grad der Norder-Breite, und im 80 Grad der Länge.

Die Vestung ist ein ordentliches Viereck, etwa 100 Fuß lang auf jeglicher Seite, mit 4 Bollwercken, von so genannten Eisen-Steinen gebauet, welche an der Farbe, wie ungearbeitet Eisen, und auf der auswendigen Seite rauch, wie Honig-Raas oder Bienen-Gewürcke aussehen. Es ist kein Graben um die Festung, und die Mauren sind hoch genug, aber hohl, denn sie haben inwendig Schwibbögen, und sind folglich an sich nicht dicke, so, daß sie wol nicht viel Canonen-Schüsse würde ausdauren. Der Ort hat 2 Thore, eines gegen Morgen, und das andere gegen Abend, welches letztere nach dem Lande zu gehet und sehr groß ist. Die Haupt-Wache ist zu beyden Seiten des Thors unter den eben erwehnten Schwibbogen der Mauer. Das Oestliche Thor gehet nach der See zu, ist gar klein, und wird nur mit einer schwachen Wache besetzt. Mitten in der Vestung stehet des Gouverneurs Haus, worinnen auch Zimmer vor die Bediente der Compagnie sind. Es ist selbiges ein schönes, hohes, viereckigtes und steinernes Gebäude. Zu denen erstern Zimmern

gehet

Digitized by Google

gehet man auf 10 oder 12 Stuffen hinauf, und von dar führet eine andere Stiege zur Raths-Cammer und zu des Gouverneurs Gemächern. Die Vestung stehet bey nahe in der Mitte der so genannten blancken oder weissen Stadt, welche die Europäer bewohnen. Sie ist ein länglichtes Viereck, etwa 250 Geometrische Schritt lang und kaum 100 breit. Hat 3 schöne gerade Strassen gegen Norden und 3 gegen Westen. Die Häuser sind mit Ziegel-Steinen, dick von Mauren 2 Geschoß hoch, mit platten Dächern, und rings um mit Geländerwerck versehen, daß man des Abends darauf seyn und der frischen Lufft geniessen kan. Sie werden mit Muschel-Kalck der mit dem Safft einer Art eines Zucker-Rohrs angemacht ist, verkittet und dicht gemacht, der gegen den heftigsten Regen und die stärckste Sonnen-Hitze aushält. Solcher Häuser sind aber nicht viel, und wol kaum 120 in der gantzen Blancken-Stadt, sie können auch keine grosse Vorhöfe oder Gärten hinten aus haben, da die Stadt so klein ist. Aber die Einwohner von Ansehen haben ihre Gärten aussen nicht weit vor der Stadt. Gegen der Westlichen Pforte der Vestung über, ist eine Baraque, oder vielmehr ein langes grosses Zimmer, woselbst alle Compagnie-Soldaten logiren müssen, so lange sie auf der Wache sind. Nahe dabey gegen Norden zu, ist ein sehr bequemes Hospital, worein sie aufgenommen und verpfleget werden, wenn sie kranck sind. An dem andern Ende der Soldaten-Baraque ist eine Müntze, worinnen die Compagnie Gold und Silber müntzen lässet. Auf der Mitternächtlichen Seite der Vestung stehet die Portugiesische Kirche, und gegen die Mittägliche, die Englische, welche ein sehr schönes Gebäude von mäßiger Grösse ist. Sie hat einen schönen Altar, eine Gallerie von feinem ausgeschnittenen Holtze, so wie Cedern-Holtz aussiehet, und eine Orgel, womit wie jemand anmercket, man GOtt und dem Gouverneur zu begrüssen pfleget; denn wenn der Gouverneur in oder aus der Vestung kommt, so wird allezeit auf der Orgel gespielet, welches eine Art von Ehren-Bezeugung ist, davon wir in Europa nichts wissen. Die Kirche ist mit schwartzen und weissen Marmor gepflastert, die Stühle und Sitze darinnen sind ordentlich und bequem. Es ist überhaupt ein überaus lufftiger und lichter Tempel, als irgendwo einer gefunden werden mag, weil die Fenster darinnen sehr groß und doch ohne Glaß sind, damit die kühlen Lüfftgen hinein dringen können. Wenn man es nicht also machte, so würden die Leute daselbst bey Verrichtung ihres Gottesdienstes gantz unerträglich schwitzen; denn ob sie zwar in ihren Häusern so dünne bekleidet gehen als nur immer möglich ist, so kommen sie doch allezeit in Europäischen Kleidern zur Kirchen. Als ich mich, sagt Salmon, daselbst aufhielt, war es eben Mode, daß man dicke Peruquen trug, da denn wol ein Mann, Zeitwährenden Gottesdienstes, 2, 3. Untzen schwer durch die Ausdünstung aus dem Leibe verlohr. Damit aber dergleichen Ungelegenheiten, so viel nur immer möglich, ver-

Digitized by Google

mieden werden mögen, so werden die Beth-Stunden gewöhnlicher massen früh Morgens um 7 Uhr gehalten; des Abends aber wird man selbst ohnedem gemeiniglich mit einer See-Lufft erquicket. Es sind keine andere öffentliche Gebäude in der blancken Stadt als nur das Rath-Hauß, allwo der Burgemeister und seine Mit-Brüder sich versammlen, und über Bürgerliche Sachen Gerichte gehalten wird.

Auf der Westlichen Seite der Stadt läufft ein Fluß nahe bey den Häusern hin; es ist aber auf dieser Seite keine Mauer, sondern nur eine grosse Batterie mit groben Geschütz, so diese Seite und den Fluß bestreichet. Gegen Osten zu, ist eine schlechte steinerne, aber doch sehr hohe Mauer, welche denen auf der Rheede liegenden Schiffen hoch und sehr ansehnlich vorkommt. Mehr und grössere Befestigungs-Wercke daselbst anzulegen, leidet aber auch die Gelegenheit nicht, und thut nicht noth, weil die See gantz nahe an die Stadt gehet, aber so weit hinaus so flach und untieff ist, daß grosse Schiffe eine halbe Meile weit davon müssen Ancker werffen, und ein Europäisch Boot darf sich nicht an Land wagen. Bey der weissen Stadt gegen Mittag ist eine kleine Vorstadt, welche nur von schwartzen Seefahrern und Fischern bewohnet wird, und aus kleinen, niedrigen und mit Schilff bedeckten Hütten, die fast nicht den Nahmen der Gebäude verdienen, bestehet. Ausser dieser Vorstadt ist eine Aussen-Wacht vor Schwartzen, welche der Festung als eine Feld-Wacht Nachricht geben muß, wenn aussen was passiret. Sonst ist hier keine Befestigung.

Gegen Norden der blancken Stadt liegt eine noch viel grössere, die Schwartze Stadt genannt, woselbst die Portugiesen, Indianer, Armenianer und noch viel andere Nationen wohnen. Sie ist viereckt, bey nahe eine halbe Meile im Umfange, groß und mit einer Mauer von Ziegelsteinen umgeben, welche 17 Schuh dick, und nach der jetzigen Vestungs-Bau-Kunst an verschiedenen Orten Basteyen, einen Fluß auf der Westlichen, gegen Osten zu die See, und Nordwerts einen Canal vom Flusse bis zur See hat, so daß Madras in Ansehung seiner Lage und itzigen Beschaffenheit eine Festung heissen könte, wenn es eine Besatzung nach seiner Grösse hätte. Allein die bestehet nur aus drey Compagnien, jegliche zu 80 oder 100 Mann gerechnet, worunter ein Drittel *Topasen* oder Portugiesische Indianer sind. Zwar hält die Compagnie auch zwey bis drey hundert Taliaren oder Malabaren in Diensten, und kan noch überdieß ein Corpo aus denen Einwohnern machen: aber sie würden gegen einen Europäischen Feind, ja gegen des Moguls Trouppen, wenn man sie ausser den Mauren gebrauchen wollte, schlechte Dienste thun.

Die Strassen der Schwartzen Stadt sind breit, und einige davon mit Bäumen bepflantzet; weil sie nun auf der einen Seite die See und auf der andern

einen

einen Fluß hat, so giebts wenig Städte in Indien, welche so anmuthig gelegen, und mit aller Nothdurft besser versehen sind, aber die Häuser sind ausser etlichen wenigen, die von Ziegel-Steinen gebauet, alle elende Hütten von Leim und mit Stroh gedeckt. Man sieht auswendig kein Fenster, und inwendig keinen Hausrath, ausgenommen die Matten darauf sie liegen. Die Häuser der reichen Indianer sind auf dieselbe Art; doch mit einem Schauer voran, welches etliche nicht was herrliches eine Piazza nennen, darunter sie des Morgens und Abends ihre Freunde empfangen und ihre Sachen abhandeln. Die grossen Strassen und der Bazar oder Marckt ist allezeit mit Volck angefüllet; denn ohngeachtet ihre Häuser klein sind, so befinden sich dennoch sehr viel Personen darinnen, indem offt ihrer sechse bis sieben in einem sehr kleinen Raum schlaffen, und kein ander Bette haben als eine Matte. Doch giebts gar vermögende Leute unter ihnen: Ob wol sie es nach Art der Indianer sich nicht mercken lassen.

In dieser Schwartzen Stadt stehet eine Armenianische Kirche und verschiedene kleine Pagoden oder Indianische Tempel, bey welchem allen viele Götzen-Dienerinnen sind, die von Jugend auf dazu erzogen werden. Sie dienen denen Götzen mit Singen, Tantzen und Ausfegen der Pagoden. Ausser dem gehen sie der Courtosie nach und dienen vornehmen Leuten zur Aufwartung und Staat. Wie denn die Gouverneurs zu Madras vorhin dergleichen Tantz-Huren, wie sie bey den Europäern gemeiniglich heissen, wol 40 bis 50 in ihrem Gefolge hatten, wenn sie sich austragen liessen. Welche aber zu itzigen Zeiten als ein unanständiger Staat abgeschafft sind. Ausser der Stadt Madras hat die Compagnie noch verschiedene Dörffer unter ihrem Gebiethe, so sie dem ehmals gewesenen Könige von Golconda abgekaufft.

Der Compagnie Handel und Geschäffte werden durch den Gouverneur und die Räthe bestellet, Bedienungen vergeben, Leib- und Lebens-Straffen aufgeleget, auch Gold und Silber gemünzet. Unter deren Direction handhabet der Bürgermeister und Rath die Bürgerlichen, das Admiralitäts-Gerichte die See-, der Kriegs-Rath die Soldaten-, und das Consistorium die Kirchen-Sachen; dieser letzte hat auch aller Wayfen-Kinder Erziehung zu besorgen, und der reichsten Leute nachgelassene Kinder vertrauet man ihnen lieber, als Privat-Vormündern, weil diese offt ihre Mündlinge, wo nicht an Leib und Leben doch an guter Auferziehung verwahrlosen, und um ihr Erbtheil bringen. Uber des Kriegs-Rechts-Administration wird hier aber am meisten geklagt. Denn die Soldaten werden sehr strenge gehalten und hart bestrafft, entweder mit Gefängnissen, die in so heissen Löchern sind, daß man eben so lieb möchte todt, als lange darinnen seyn; oder mit harten Geisselungen, welches alles den Soldaten unerträglicher ist als Pfahl, Höltzern-Pferd und Spitz-Ruthen-Lauffen. Wgs das ärgste ist, so haben sie nie Hoffnung einmahl abgelöst zu werden, oder ihr Vater-

Digitized by Google

land wieder zu sehen. Daher sie auch der Festung die sie beschützen sollen gram und ihre ärgsten Feinde sind, und wenn sie einst gegen auswertige Feinde ihren Dienste nöthig haben solte, dürfte sie sich auf deren Treue wohl wenig zu verlassen haben.

Wir schreiben dieses dem Herrn Capitain Salmon nach, und zweifeln nicht: es sey zur Zeit seines Dortseyns also gewesen. Wolten auch lieber glauben, es sey itzt nicht mehr also; massen man keine gegründete Ursache solchen Zwangs siehet; denn die Compagnie könte ja allezeit Volck genug bekommen, wenn sie bey dem guten Tractament das sie ihnen giebt, sie auch als freygebohrne Leute, und nicht als ewige Sclaven hielte: Aber man mag vielleicht auch dafür halten, der Nation Naturell bringe es so mit, welches allenthalben heftig ist und extrem gehet. Wie denn anderswo schon angemerckt ist, daß ihre Herrschafft so hart und strenge sey, als der Spanier ihre, obschon aus einem gantz andern Grunde: denn jene herrschen aus Hochmuth und Eigen-Liebe, diese aber aus übermäßiger Gerechtigkeit, wenn man so reden kan, so Tyrannisch. Sie meynen es sey der Herren und Knechte Schuldigkeit, also ohne alle Ausnahme zu herrschen und zu gehorsahmen: anders kan man keine Raison solchen Verfahrens ersinnen. Die Holländer üben auch strenge Krieges-Zucht, aber wem es nicht anstehet, der kan, wenn seine Zeit um ist, seinen Abschied kriegen: und dennoch drängen sich die Leute um ihre Dienste, und lassen sich, so offt sie nach Europa zurück kommen, da sie allemahl frey sind, meist wieder aufs neue annehmen. Sie werden sonst wohl gehalten und gut bezahlt. Ein Lieutenant bekommt Monathlich 14 Pagodos, oder 6 Pfund Sterling und 6 Englische Schillinge zur Besoldung; Ein Fähnrich 4 Pfund und 19 Schilling; und ein gemeiner Soldate 1 Pfund 2 Schilling, 6 Pfennige. Die Sergeanten haben Monathlich 2 Pfund und 5 Schillinge, die Corporale aber und Constabler bey der Festung 1 Pfund und 5 Schillig, wovon sie sehr wohl leben können, weil alle Lebens-Mittel daselbst über alle massen wohlfeil sind. Die Cattun-Leinwand ist so wohlfeil, daß ein Soldat alle Tage ein rein Hembd anziehen kan, wie auch viele thun, wenigst um den andern Tag, wenn sie auf die Wacht ziehen. Und es ist fast kein gemeiner Soldat der nicht einen Jungen zur Aufwartung hielte, so wenig kostet ein solcher zu unterhalten.

Die Civil-Bedienten werden sowohl nicht salariret, der Gouverneur hat nur 1500 Rthlr. oder 300 Pfund; aber er hat manch gut Accidens, davon ihm noch wohl ein 0 zu jenen zuwächst. Die Räthe haben nicht völlig die Helffte, aber sie halten ihre Neben-Handlung für eigene Rechnung weit einträglicher. Die Prediger bekommen nebst freyer Wohnung des Jahrs 100 Pfund Sterling. Unser Schreiber sagt: „Wie sie davon Haußhalten ist mir unbekand, weil sie sich „mit keiner Handlung bemengen dürffen. Indes ist gewiß daß sie offt einige 1000 Pfund

Pf. Sterl. beylegen. Einen habe ich besonders wohl gekennet, welcher Geld genug gesammlet hatte, sich bey seiner Retour in Engeland ein Bißthum zu erkauffen, und einen Sitz im Ober-Hause unter den Lords zu erhalten. Der Fiscal hat zwar nur 23 Pfund, aber er müste ein dummer Kerl seyn, wenn er seine Säcke nicht auch füllen solte.“

Die Kirche in dem Fort hatte schon für etlichen Jahren ein Capital von ein 4000 Pf. Sterl. davon die Zinsen zu Unterhaltung der Kirche und der Armen gebraucht werden solte; weil aber die Kirche in gutem Stande war, und der Armen sich wenig oder keine funden, so haben die Zinsen zum Capital geschlagen werden können, und aus der jährlichen Sammlung pflegt auch noch ein 100 Pf. zu Vermehrung des Hauptstuhls hinzu zu kommen. Sie hat auch eine Bibliotheq meist Theologischer Bücher, und eine freye Schule, darin Lesen, Schreiben und Rechnen gelehret wird. Item eine Hohe Schule oder Collegium: Die jungen Herren aber, die derselben geniessen, und darinnen sich aufhalten, studiren wenig, sondern gebrauchen, als Günstlinge der Regierung, sich der guten Tage, die sie darinnen haben. Wobey Herr Salmon bedauret, daß nicht wenigst die Mathematischen Wissenschafften fleißig getrieben würden, als durch welche sich hernach solche junge Herren, wenn sie als Agenten der Compagnie bey einem oder andern Asiatischen Printzen zu negotiiren hätten, sich sehr recommendiren, und vieles zum Dienst der Compagnie und ihrem eigenen Ruhm und Nutzen erhalten könten; Wie die Englischen Gesandten, die von 1603 biß 14 der Handlung halben an den Mogul gesandt wurden, wohl erfahren, da sonderlich der Capitain Hawkins durch die neueste Historie, in specie von America, die er wohl inne hatte, weil er selbst da gewesen, sich bey dem Kayser so insinuirte, daß, da er wegen hefftiger Gegen-Arbeit der Portugiesen, so die Printzen von Geblüte mit allen mächtigen Ministern eingenommen und bestochen hatten, den Handels-Contract, welchen er zu schliessen abgesandt war, nicht zu Stande bringen konte, dennoch der Kayser ihm eine ansehnliche Officiers-Charge gab, und den Englischen Chan nennete; und sein Successor, Herr Thomas Roe, als er einst durch den Cron-Printz, Sultan Chorrom, und den mächtigsten Minister, Assaph Chan, mit ihrem Gefolge und Creaturen, von des Moguls Throne verdränget, und an der Audientz gehindert wurde, stürtzte den Sultan, der Chan, und alle Grossen, die zugegen waren, in ein hefftiges Schrecken, als er laut über Gewalt und um Audientz rieff, auch sogleich vom Kayser sehr gnädig empfangen wurde, als der ihn auch wegen seiner guten Conduite

duite aufrichtig liebete, schützte und selbst dem Sultan über dis Verfahren seine Ungnade zeigte.

Vor wenig Jahren hat auch die Englische Nation, besonders das sehr löbliche Collegium de cognitione Christi promovenda angefangen, sich der armen Heyden in Indien anzunehmen, und wie sie biß dahin der Königl. Dänischen Mission de cursu Evangelii promovendo auf sehr liebreiche Art hülffliche Hand geboten, also hat sie auch endlich zu Madras auf eigene Kosten eine Mission errichtet, die mit der Dänischen zu Tranquebar zu einem Zweck arbeiten, und beyde den Heyden das Heyl in Christo verkündigen sollen. Von welcher Englischen Mission man in denen vorerwehnten Relationen, so von der Dänischen zu Halle heraus kommen, zugleich Nachricht finden kan.

Paliacatte oder Pullicata die erste Stadt, vom Fort S. George 7 bis 8 Meilen Nordwerts, gehöret der Holländischen Ost-Indischen Compagnie, und ist, wie Herr Hamilton sagt, mit 2 Castellen, mit dem einen wegen der Holländer, und mit dem andern wegen des Mogols, befestiget. Doch andere gedencken des Letztern nicht. Dieses ist gewiß, daß das erste Geldria heist. Darinnen hat der Gouverneur, wie auch die übrigen Bedienten der Compagnie, ihre Wohnung. Man findet gleichfalls eine Kirche darinnen. Die Stadt ist gar artig nach Holländischer Art angebauet, und hat einige Strassen, worauf lauter Holländer wohnen, die gar lustig mit Bäumen bepflantzet, zu keinem ungangenehmen Spatzier-Gange dienen. Die Holländische Compagnie hat eine Müntze daselbst, worinnen Ropyen und Sagoden geschlagen werden, gleichwie die Engelländer zu Madras, die Portugiesen zu Goa, thun, und die Dänen zu Tranquenbar, und die Frantzosen zu Ponditschery auch thun können, wenn sie wollen. Obs aber aller Orten die Kosten tragen würde, ist zu zweifeln: denn die Engelländer geben ihrem Müntz-Meister und Wardein jeglichem jährlich 120 Pf. Sterl. und was kosten nicht die Arbeits-Leute. Der Fluß, woran es lieget, führt mit der Stadt gleichen Nahmen. Die Holländer haben diesen Ort bereits 100 Jahr und darüber in Besitz gehabt. Er war eine von den ersten Colonien, die sie auf dem festen Lande von Indien hatten.

Calitare liegt etwa eine Tagereise Nordwerts von Paliacate; die Engelländer haben eine kleine Factorey daselbst; und ohngefehr 25 Meilen weiter hin nach Norden zu, liegt die Stadt Pettipolly oder Petapoely, woselbst die Engelländer gleichfalls eine Factorey haben.

Die

Digitized by Google

Die Holländer haben zwar noch einige Handels-Plätze und eigenthümliche Oerter, aber doch keine Vestungen auf dem Nördlichen Theile von Coromandel, so wohl längst der Küste hin, als auch innerhalb des Landes; selbige sind: Masulapatan, allwo das Haupt-Contoir von dem Nordlichen Coromandel ist, Palicol, Daatzerom, Birnilipatan, Nagelwanze und Golconda; Der Besitz aber des letztern Orts hat mit der Herrschafft der Golcondischen Könige ein Ende genommen, und ist Seit der Zeit davon getrennet worden. Hiervon aber unten ein mehrers unter Golconda.

Ehe wir aber das vormahlige Königreich Bisnagar Carnate oder Narsinga und zugleich die eigentliche Coromandelsche See-Küste gar verlassen, solten wir von seinen innersten Städten und Beschaffenheit etwas reden; aber wir finden selbst von den Residentz-Städten Bisnagar und Narsinga bey den neuen Scribenten nichts, und was die alten davon haben, müsten wir uns schämen wieder nachzuschreiben, Z. E. Bisnagar habe ehemahls allein 100000 Mann zu Pferde ins Feld gestellet, item sie habe einer schönen See-Hafen. Siehe *Atl. geogr. Vol.* 3. *pag.* 588. Ob wir nun wohl von dieser Stadt nichts neues, das gewisser und besser wäre, wissen, so ist doch das bekand: daß jene alte Erzehlungen falsch sind: Denn die Stadt liegt mitten im Lande, wie käme der vortrefflichen See-Hafen dahin, da das gantze Land keinen hat, der was taugt. Und Mohren, die zu Kriegs-Diensten geschickt sind, findet man in dieser gantzen Gegend kaum 100. Wenigst können zween 00 von jener Summa weggelöschet werden. Velour ist wie die andere Städte, die was bedeutet haben, seit dem der Mogul das Land vollends unter seine Herrschafft gebracht, wie allenthalben unter Muhammedanischen Fürsten geschicht, im Verfall. Wolten wir die Fabeln und Mährlein der Heyden zu Hülffe nehmen, so könten wir noch manches erzehlen. Z. E. Woher es komme, daß diese Küste so wenig Berge habe, und woher die Adams-Brücke oder die Untieffe und Insuln, so vermuthlich ehemahls eine Land-Enge, wodurch Indien und Ceilon Land-Vest gewesen, entstanden. Nemlich es habe ein gewaltiger Riese auf Ceilon geherrschet, der habe die Malabarischen Götter sehr geplaget. Deswegen habe sich einer von ihnen in einen grossen Affen verwandelt, daß er gar wohl über die Meer Enge habe springen können, weil aber das Heer kleiner Affen so er sich zu Hülffe geschaffen, ihm nicht zu folgen vermocht, habe er alle Berge und Hügel in der Gegend ausgerissen und in die See geworffen, und ihnen also einen Weg gebahnet.

Wir wollen aber doch einige Pagoden oder vielmehr deren Thürme, so längst dieser See-Küste sich was ferne sehen lassen, beschreiben, weil sie denen Seefahrern für Baacken und Zeichen dienen, woran sie die Gegend kennen. Eine Meile von Nagapatnam nach Norden zu stehet eine Pagode und Thurm. Ein

Digitized by Google

wenig nordlich von Tranquebar stehen deren viere, und bey Porto Novo ein Stück-Weges ins Land noch vier andere die wir bey Sidamberam ein wenig beschrieben und daselbst zugleich gemeldet haben, daß viele Schrifft in denenselben sich finde. Weil sie nun von den Mohren nicht wie viel andere zerstöhret ist, so wäre es wohl der Mühe oder wenigen Kosten werth, daß man von diesen Schrifften Abschrifft nähme oder nehmen liesse: weil Herr Schultze der Englischen Missionarius, der sie gesehen und beschrieben, meynet: die Bramanen thäten es wohl; Man könte vielleicht daraus sehen ob diese rechten Cretenser in ihrer heutigen Historie oder Theologie weit von ihrer Vorfahren abgewichen. Zwischen Conymere und Sadraspatnam stehen zwey Thürme nebst einem dichten Busch oder Walde, südlich daneben. Zwischen Sadraspatnam und Koblon sind 7 Pagoden, deren 5 etwas im Lande 2 aber an der See stehen. Koblon selbst aber kennet man an einer kleinen weissen Pagode, die am Strande gegen dort an stehet, welches sich nach Hr. D. von Gochs sagen noch allda befindet; dahin gegen Coblon nicht mehr sey, ob es über der Streitigkeit wegen der Ostendischen Compagnie von den Engelländern oder Holländern sey zerstöhret worden, setzt er nicht darzu.

Es wäre zwar vielleicht nach Geographischer Ordnung besser gewesen, wenn mit Beschreibung der Indianischen Halb Insul und ihrer See-Städte, die fast alle in Europäischen Händen sind, oder da sie doch Logen und Factoreyen haben, wir oben bey Arrakan oder dem Flusse Ganges, wo wir bey dem vorigen Theil stehen geblieben, angefangen, die Bengalische Bay herum, die Coromandelsche Küste herunter durch die Meer-Enge Manaar, über die Sescarabia oder Perl-Küste und das Cap Comorin, die Malabarische Küste wieder hinauf durch die Cambayische See-Bucht um die kleinere Halb-Insul Gusuratte biß an den Ausfluß des Indus zur Gräntze von Indien gegen Persien gegangen wären: Weil aber Herr Salmon lieber die Küsten von Coromandel und Malabar beyde vom Cap Comorin ab, erst beschreibet, und Hr. von Goch ihm folget, so haben wir nicht ganz von ihnen abgehen wollen, bey denen Ländern die von ihren Nationen am meisten besucht werden, und die ihnen folglich am besten bekand seyn solten. Ehe wir nun vollend nach Malabar übergehen, wollen wir nur vorher sagen: woher es komme, daß man in diesen Gegenden so viel Nahmen der Oerter findet, die sich auf ur aur oder our nach der Frantzosen Aussprache, und auf patan oder patnam enden: Die vorgedachten Missions-Berichte sagen, ur heisse ein Städtgen oder Flecken und patan eine Stadt. Ob nun schon mancher Ort dessen Nahme auf die erste Art endiget, füglich zu den grossen Städten gehöret, wie Tanschur oder Danjour, so können solche doch wohl ihre Benennung von der Zeit her haben, da sie noch Flecken und klein genung gewesen. Item, daß die meisten Nahmen so verschiedentlich ge-

Digitized by Google

geschrieben werden, das kommt vor den verschiedenen pronunciation derselben, und diese rühret eigentlich von etlichen Buchstaben her die die Malabaren in ihren Alphabeth haben, die ihnen kein Europäer ohne viele Ubung, und wohl auf die lebendige Stimme zu mercken, nachsprechen kan. Z. E. Sie haben einen Buchstaben der etwas vom d. l. r. und s. an sich hat, und das h hat wieder mit dem ch und tz so viel Vermischung u. s. w. daß die Europäer wenn sie diese Mixtur nicht treffen können, so gebrauchen sie den Buchstaben, so ihnen am meisten ins Gehör fällt. Da denn die Malabaren freylich selbst einander mit der Aussprache nicht gantz gleich kommen; nachdem einer eine härtere oder gelindere und läuffigere Zunge oder bequehmeres Organon hat.

Von der West-Küste auf Indiens Halb-Insul Malabar genannt.

DAs Land und See-Küste Malabar ist wie Coromandel unter verschiedene kleine Fürsten oder Rajas noch bis auf diesen Tag zertheilet, ausgenommen die See-Häfen, als welche meistens in denen Händen derer Europäer sind. Malabar erstreckt sich von dem Vorgebürge Comorin an, so in der Breite von 7 Graden und 40 Minuten gelegen, biß an Mangalore, welches im 13 Grade und etlichen wenigen Minuten der Norder-Breite lieget. Es begreiffet nach der accurateſten Ausrechnung eine See-Küste von 100 Deutschen Meilen in sich, wird aber nicht über 25 breit gehalten. Es gräntzet an Canara oder einem Theil des Königreichs Visiapour nach Norden zu, an die Berge von Gate Ostwerts, und an das Indianische Meer West- und Südwerts. Bey der Eintheilung des Landes und der Macht der Printzen als die nicht viel bedeutet und wol niemals so groß gewesen ist, als sie beschrieben gefunden wird, wollen wir uns nicht aufhalten, sondern die Städte besehen, welche wichtiger sind als das gantze übrige Land, denn alle Handlung, Macht, Reichthum und Ansehen des Landes muß man bey ihnen suchen; Zumal da etliche derselben die Residentz-Städte der allda umher gelegenen Malabarischen Königreiche, wie es die stoltzen Portugiesen alle diese Länderchen zu nennen beliebet hat, gewesen sind.

Das Südlichste Theil von Malabar wird das Königreich Trevankur coor oder cour genennet, nach dem Nahmen der Haupt-Stadt, und lieget längst der See-Küste hin. Die Einwohner werden Parven oder Parvas genennet und sind durch Xaverii Predigt bekehret worden. Daher man dasige Küste mit viel kleinen Kirchen bebauet siehet.

Die nächste Stadt, welche wir auf der Malabarischen Küste Nordwerts von dem Vorgebürge Comorin antreffen, ist *Tegapatan*, so 30 Englische Meilen

Digitized by Google

Nordwerts von jetztgedachtem Vorgebürge liegt. Die Holländer haben allhier eine Festung und Kauff-Handel, und zwar insonderheit mit Pfeffer und grober Leinewand, Catchas genannt. Sechs Meilen weiter nach Norden zu, liegt die Stadt *Anjengo*, so die Südlichste Colonie ist, welche die Engelländer auf dieser Küste haben. Allhier hat die Englische Ost-Indianische Compagnie ohnlängst eine Vestung angeleget, um ihren Pfeffer-Handel in Sicherheit zu stellen. Diese Festung ist auf einem sandigten Grunde gebauet, und wird noch darzu auf der einen Seite von den allzeit hefftig dagegen anstossenden Meers-Wellen bespület, und auf der andern von einem kleinen Fluß benetzet; so daß sie stets zu flicken und zu hüten haben. Man hat keinen Tropfen trinckbar Wassers innerhalb einer Stunde von der Festung. Die Rhede hat einen sehr garstigen und schlammigten Ancker-Grund. Vor diesem hatten die Engelländer allhier nur zwey Lofies oder Factoreyen, welche Brinjan und Ruttera genennet wurden; die grosse Beschwehrung aber, welche sie von denen benachbarten Höflingen hatten, hat ihnen Anlaß gegeben, selbige zu einer Vestung zu machen. Sie liegt unter der Herrschaft der Königin von Astinga, welcher die Engelländer jährlich ein Geschencke überschicken, und für den Platz der Vestung einen Erb-Pacht bezahlen müssen.

Als im Jahr 1720 in diesem Lande eine innländische Zwistigkeit entstanden war, wurde das jährliche Geschencke dem Englischen Gouverneur daselbst abgefordert. Derselbige aber erwieß sich hierbey mehr hartnäckig, als vorsichtig, und weigerte sich, dieses jemanden anders, als der Königin selbst, ohngeachtet der hierzu Abgeschickte genugsamen Beweiß von der ihm aufgetragenen Commission vorzuzeigen hatte, in die Hände zu liefern. Es nöthigte dahero die Königin denselbigen, solches ihr zu überbringen, worauf er denn, um mit desto grössern Staat zu erscheinen, zwey von seinem Raths-Collegio und einige andere Bedienten, nebst dem gröSten Theile der Besatzung zu seinem Gefolge auf die Reise mitnahm; sie wurden aber überfallen, und alle zusammen niedergemacht, biß auf einige Schwartzen, welche sich mit der Flucht salvirten, so, daß sie von diesem Unglücks-Fall des Gouverneurs die Zeitung zurück bringen konten. Man findet allhier viel Pfeffer und lange Leinewand, welche so fein ist, als man sie irgendwo in Indien siehet.

Erwa liegt 2. Meilen weiter hin nach Norden zu. Allhier haben die Dänen einen kleinen Kauff-Platz an der See. Es ist ein Hauß mit Stroh gedeckt, und gar schlecht von Ansehen; und eben also ist auch ihr Kauff-Handel daselbst beschaffen.

Ein wenig Nordwerts von Anjengo liegt die Stadt *Coulan*. Sie war vorzeiten die Residentzstadt eines also genandten Königreichs. Sie wurde von denen Portugiesen im Jahr 1705 eingenommen, und fast von Grund auf neu oder anders erbauet.

Digitized by Google

erbauet. Sie hatte als die Holländer sich ihrer 1602 bemächtigten 7 Kirchen, welche diese zu andern Gebrauch verwendeten, oder nebst andern öffentlichen Gebäuden niederbrachen, und die Materialien zum Bau der Festung, die sie einen Canon-Schuß weit davon erbaueten, verbrauchten. Darin itziger Zeit etwa 30 Mann Soldaten liegen. Der Kauff-Handel wird daselbst eben nicht starck getrieben.

Calecoulan liegt nicht weit davon Nordwerts. Dieser Ort wurde von denen Portugiesen im Jahr 1523. fast gantz zerstöret. Nach der Zeit aber haben sich die Holländer wegen des Pfeffer-Handels daselbst niedergelassen.

Porca ist die nächste grosse Stadt auf der Küste, und wird vor die Haupt-Städt eines kleinen Königreichs gleichen Nahmens gehalten, welches sich unter Holländischen Schutz begeben hat. Die Holländer haben allhier eine geringe Factorey.

Die Stadt *Cochin* liegt auf eben derselbigen Küste, ohngefehr 20 Meilen Nordwerts von Anjengo. Dieses ist eine grosse Handels-Stadt, die beste Colonie und Festung, welche die Holländer auf der West-Küste haben, die Residentz der Ober-Befehlshaber von der Küste Malabar, und an einem sehr angenehmen Orte gelegen. Sie wurde von denen Portugiesen im Jahr 1504 befestiget, als die beyde Albuquerques die Portugiesische See-Macht commandirten. Sie wird von einigen in *Alt-* und *Neu-Cochin* unterschieden. *Alt-Cochin* liegt anderthalb Stunde von der See, ist an sich selbst nur ein ruinirtes Dorff, allwo man aber einen grossen Marckt hat, und wird von denen Portugiesen Cochim Dacina, oder das obere Cochin genennet, weil es an dem Flusse höher hinauf liegt, von denen Holländern aber Malabar Cochin, weil der König allhier residirete. Das andere oder *Neu-Cochin* liegt kaum eine Stunde von der See an eben dem Flusse. Die Portugiesen baueten und zierten es mit unterschiedlichen feinen Gebäuden, Kirchen und Clöstern, worzu schöne Gärten und angenehme Spatzier-Gänge gehöreten. Die Kirche und das Collegium der Jesuiten stund nach dem See-Strande zu, und hatte einen hohen Thurm. Die Haupt-Kirche daselbst war ein sehr herrliches Gebäude, gezieret mit zwey Reihen von Pfeilern, und hatte gleichfalls einen hohen Thurn. Die Kirche und das Closter der Augustiner-Mönche stund an dem Ufer des Flusses. Die Kirche der Dominicaner und ihr Closter waren auch 2 schöne Gebäude, mit einer doppelten Reihe Pfeiler von vortrefflichen Steinen ausgezieret. Als aber diese Stadt im Jahr 1662. denen Holländern übergeben worden, liessen dieselbige alsofort einen grossen Theil der Häuser niederreissen, wie auch alle Kirchen, biß auf eine, um sie in einen kleinern Bezirck zu bringen, und die Festungs-Wercke desto regulairer zu machen. Man muß auch bekennen, daß sie selbige fast unüberwindlich gemacht, nemlich in Ansehung des Theils der Welt, worinne diese Festung stehet; dazu sie die Steine der

nieder-

niedergerissenen Kirchen wol benutzten. Worbey bedencklich ist, daß sie überall in gantz Indien eine Kirche schon vor gnug halten, auch für die grösten Städte, so gar, daß man auch selbst in Batavia noch ohnlängst nur eine Hollandische Kirche gehabt hat.

Gedachte Festung ist dermahlen ohngefehr 600 Schritt lang, 200 breit, und mit 7 grossen Bollwercken umgeben. Die Gordynen davon sind so dicke, daß 2 Reyhen grosser Bäume, um darunter im Schatten spatziren zu gehen, darauf gepflantzet stehen. Es gehet auch ein Graben durch die Stadt, welcher dichte vor dem stattlichen Gebäude des Gouverneurs von dieser Küste vorbey gehet.

Der Flagge-Stock stehet auf dem Thurm der alten Haupt-Kirche, ist ein Mast 75 Schuh und ein Top-Mast 60 Schuh hoch, so, daß man sie wohl bis auf 7 Meilen in die See hinein sehen kan. Die Guarnison bestehet insgemein aus 300 Mann. Ihren Vorrath von Reiß bekommen sie von Barsaloor, weil der Malabarische Reiß nicht 3 Monath lang ausgedroschen gut bleibet, wiewol er sich im Stroh ein Jahr lang gut erhält.

Das Wasser ist nicht alleine hier, sondern auch längst der gantzen See-Küste hin, von Cranganor bis nach St. Andreas zu, welches ohngefehr eine Weite von 12 Stunden ausmachet, von schlechter Art, indem diejenigen, welche es täglich trincken, ein oder gar zwey dicke Beine bekommen, welche zuweilen über den Knöcheln wol 3 Schuh dick sind. Sie verursachen zwar keine Schmertzen, sücken aber sehr, doch düncket das dicke Bein dem der sich damit träget nicht schwerer zu seyn, als das andere. Die Holländer suchen diesem Ubel dadurch, daß sie Wasser von Verapolis hohlen, welches die Compagnie-Bedienten umsonst, die andern aber für Geld kriegen, vorzukommen; allein es glückt ihnen eben nicht allezeit, von diesem Ungemache befreyet zu bleiben.

Man hohlet von hier auch Pfeffer, der aber etwas leichter ist, als der, welcher ein wenig weiter gegen Norden zu wächset. Ferner ist hier Zimmer-Holtz, Wachs, Eisen und Stahl zu finden. Fische und Wildpret sind gleichfalls im Uberfluß zu bekommen.

Die Stadt *Cranganor* liegt 14 bis 15 Englische Meilen Nordwerts von Cochin, und war auch die Haupt-Stadt eines Königreichs desselben Nahmens, dessen König die Ober-Herrschafft des Königs von Cochin erkennete. Diesen Platz nahmen die Portugiesen bald nach ihrer Ankunfft in Indien ein, und befestigten ihn, welcher ihnen aber von den Holländern im Januario 1662 wieder abgenommen wurde. Die Holländer fanden hier ein schönes Jesuiter Collegium nebst einer stattlichen Bibliothec: Und weil dieser Ort vormals ein Bischöfflicher

Sitz

Sitz gewesen, so war auch eine Dom-Kirche, und noch 6. bis 7. andere Kirchen allda, denen es wie auf andern Oertern, deren sich die Holländer bemeistert, ergieng; so, daß man itzt nichts, als einige Uberbleibsel davon findet. Es machten nemlich die Holländer aus denen Materialien dieser Gebäude eine kleine und wackere Festung, die nur eine Stunde den Fluß hinauf liegt. Ausserhalb der Mauren war das Collegium von Chanote, so deswegen berühmt ist, weil viel Christen von St. Thomas hieher gehörten, welche ihren Gottesdienst allhier in der Syrischen Sprache verrichteten. Sie hatten auch daselbst eine Syrische Schule zur Erziehung der Jugend und verschiedene Lehr-Meister und Priester aus ihrem eigenen Mittel.

Herr Hamilton berichtet etwas von diesem Königreiche, welches man sonst nirgends findet. Es soll nemlich in denen alten Zeiten schon ein Königreich, und eine Republic von Juden, gewesen seyn, deren ehemahls eine so grosse Anzahl allhier sich befunden, daß sie in die 80000 Familien ausgemacht, wovon aber jetzund nur noch eine Anzahl von 4000 übrig wäre. Sie haben zu Cochin eine Synagoge oder Versammlungs-Hauß, welches nicht weit von des Königs Pallast, etwa 2 Englische Meilen von der Stadt, stehet. Darinne würden auf kupfernen Platten mit Hebräischer Schrifft die Denckmahle ihrer Begegnisse seit Nabuchdonosors oder Nebucadnezars Zeiten her verwahret, und immer wiederum verneuert, wenn etwa die alles verschlingende Zeit selbige gantz vertilgen zu wollen schiene. Der Herr van Rehde soll hiervon einen Auszug in Holländischer Sprache haben machen lassen. Obgedachte Juden sollen von dem Geschlechte Manasse herstammen, und auf Befehl ihres Chaldäischen Uberwinders, hieher an die äusserste Gräntzen seines Gebiethes geschickt worden seyn. Er erzehlet ferner, daß sie in diesen Landen, nachdem sie anfänglich sehr wohl und gütig tractiret worden, an Reichthum und Macht dermassen zugenommen, daß sie endlich das kleine Königreich Cranganor erkaufft, und daß die ältesten in ihrem Rathe 2 Söhne aus einem vornehmen Geschlechte zu Fürsten erwählet hätten; einer aber von denenselben hätte sich die Herrschsucht dermassen einnehmen lassen, daß er seinen Bruder ums Leben gebracht, dessen Sohn hernach seinen Todt nicht ungerochen gelassen, worauf das Land wiederum unter eine Regierung der vornehmsten Herren, endlich aber gar wiederum unter das Malabarische Regiment verfallen, da dann, nachdem sie weiterhin durch grossen Druck in Armuth gerathen, viele unter ihnen in solcher Bedrückung ihren Glauben verleugnet hätten, und Heyden worden wären.

Zwischen Cranganor und Calicut liegen die Städte *Panane* und *Tanor*, zu welchen sie aber der Gräntze nach gehören, ist ungewiß. Sie war vor diesem auch unter der Gewalt der Portugiesen. Vasco de Gama machte einen Vertrag mit dem Samorin, oder Könige von Calicut, wegen ihrer Niederlassung zu Pana-

Digitized by Google

ne und auf dieser Küste; als aber die Mohren sich ihnen widersetzten, griffen sie den Ort feindlich an, und bemeisterten sich desselben. Die Engelländer und Frantzosen haben hierauf vormals einige Wohnungen gehabt, welche sie aber 1670 wiederum verlassen haben. Die Holländer sind endlich an der Portugiesen Stelle gekommen, und haben nun hieselbst eine Factorey. *Tanor* ist ein armseeliger ruinirter Ort, wohin aber dennoch die Europäer um der Handlung willen bisweilen kommen. Es ist eigentlich ein kleiner freyer Staat, und wird von Mahometanern bewohnet, welche an den Samarin einige Erkenntlichkeit entrichten.

Die Stadt *Calicut* liegt im 11ten Grade und 20 Minuten der Norder-Breite. Sie war, als die Portugiesen hier ankamen, der gröste Handels-Platz in Indien, und die Haupt-Stadt des Samorin oder Kupfers, welcher sich wohl eher die Ober-Herrschafft von gantz Malabar zueignete, auch noch der mächtigste unter den Heidnischen Fürsten auf dieser Küste ist. Die Mohren thaten alles, was in ihrer Macht stund, die Portugiesen zu verhindern, daß sie sich nicht allhier niederlassen solten; worauf sie einen Theil ihrer Truppen ans Land setzten, und eine starcke Vestung baueten, um das, was sie innen hatten, zu beschützen, woraus sie aber wiederum vertrieben wurden; wiewohl andere sagen, die Portugiesen hätten sie selbst geschleiffet, weil sie es nicht der Mühe werth geachtet, den Ort zu unterhalten. Dem sey aber, wie ihm wolle, so ist nunmehro die Festung von der See weggespület, wovon man noch einige Uberbleibsel sehen kan, wenn das Wasser niedrig ist. Verschiedene Europäische Nationes haben ihre Factoreyen allhier, und handeln hieher noch heutiges Tages unverhindert. Insonderheit haben die Engelländer allhier viele Jahre lang eine Factorey gehabt, welche aber nunmehro nach Tellichery verleget worden. Die Frantzosen liessen sich auch daselbst 1698 nieder, schafften sich aber wegen Geld-Mangel mit der Handlung wenig Nutzen. Es ist eine grosse verfallene Stadt, und des Fürsten Pallast, wie man es nennet, ist ein alt ungeschicktes Gebäude, so nicht mehr zu repariren ist, und wird auch nur selten von ihm besuchet. Ein wenig Nordwerts von der Stadt sind 5 Grab Stäte, welche denen See-Fahrenden zu Baaken dienen. Der Samorin, oder König dieses Landes machte mit denen Engelländern im Jahr 1615 wieder die Portugiesen ein Bündniß. Es ist allhier ein Uberfluß von Pfeffer, Betel und Cocos-Nüssen, wie auch Oel zu hohlen, nebst Sandel-Holtz, Casia lignea, u. dg. m.

Der Samarin fieng im Jahr 1714 einen Krieg wieder die Holländische Ost-Indianische Compagnie an, worinnen das Haupt der Englischen Factorey, welcher ein Geheimder Rath des Samorin war, wacker die Hand lehnete. Der Streit entstund erst über eine kleine Festung, welche die Holländer zu Chitwa baueten. Der Grund, worauf selbige geleget wurde, war ein wüster Moraft

an der

an der Seite eines Flusses, worüber sich der König von Cochin und der Samorin beyderseits das Recht zueigneten. Der erstere übergab sein Recht an die Holländer, welche sodann gleich in der Eile daselbst eine Festung anlegten. Der Samorin aber ließ einige seiner Soldaten, als Arbeits-Leute, Steine und Kalck zuzufordern, in Holländische Dienste gehen, und vermittelst derselben überrumpelte er den Ort mit einigem im Hinterhalt verlegten Volcke. Denn als die 2 Lieutenants, welche bey dem Bau commandirten in einem Zimmer des Wachs-Hauses saßen und spieleten, und einige ihrer Soldaten hatten ausgehen lassen, so überfielen die gedachte Arbeits-Leute die in Ruhe sitzende und keines Ubels sich versehende Wachten; gaben dem Hinterhalt ein Zeichen, mit dessen Hülffe sie das halbgebauete Fort wegnahmen. Die beyden Officierer zogen zwar alles, was sie konten zusammen, um die Festung wieder zu gewinnen; allein der eine verlohr das Leben, und der andere, da er keine Gelegenheit sahe, wiederum Meister zu werden, fiel auf ein Fahrzeug, und segelte nach Cochin, so nur 10 Meilen darvon liegt, allwo er aber seine Unvorsichtigkeit mit einem über ihn gefälltem Todes Urtheile büssen muste. Hierauf steckte das Volck des Samorins folgenden Tages die Englische Flagge aus, schleifte das Fort und nahmen der Holländer Geschütz mit hinweg.

Doch die Holländer steckten sich mit einigen Bunds-Genossen, nemlich den Königen von Cochin, Paru und Porcat, derer zusammen gefügte Kriegs-Trouppen dem Calicutischen Fürsten zu mächtig waren, und zwungen den Samorin innerhalb einer Zeit von 3 Jahren einen schändlichen und schädlichen Frieden zu machen, wodurch er verpflichtet wurde, die Festung auf seine eigene Unkosten wiederum aufbauen zu lassen, der Holländischen Compagnie auf immer und allezeit 7 von 100 am Zoll vor allen Pfeffer, welcher aus seinem Lande geführet wurde, wie auch über dieses noch eine grosse Summa Kriegs-Unkosten zu bezahlen, welche er allem Vermuthen nach borgen muste. Durch diese Veränderung nun sind die Sachen der Engelländer daselbst zurücke gegangen, der Holländer ihre aber haben mit dem Amfioen- und Pfeffer-Handel einen guten Fortgang gewonnen.

Ohngefehr 9 Deutsche Meilen Nordwerts von Calicut liegt die Stadt *Panola*, allwo die Frantzosen eine Factorey oder Handels-Platz haben. Man rechnet sie zu dem Gebiethe von Cananor.

Telicherry, welches ehemahlen die Frantzosen hatten und wiederum verliessen, liegt 5 Englische Meilen nach Norden zu. Die Engelländer haben allhier eine kleine Festung gebauet zur Beschirmung ihrer Handlung, so vornehmlich in Pfeffer bestehet. Es ist aber daselbst weder ein Fluß, so zur Beschirmung dienen könte, noch eine Rhede, allwo die Schiffe sicher liegen können, sondern man

Digitized by Google

hat nur Pack-Häuser, die Waaren darinnen zu bewahren. Dieser Ort liegt innerhalb des Landes im 11ten Grade und 50 Minuten der Norder-Breite, und ist mit einer steinernen Mauer umgeben.

Ein wenig weiter hin Nordwerts liegt die Stadt *Thermapatan*, und noch 2 Stunden weiter die Stadt *Cananor*, welche ungefehr 50 Stunden von Cochin liegend gerechnet wird. Ameyda, der Portugiesische General-Gouverneur, bauete allhier mit Bewilligung des Mahometanischen Landes-Fürstens eine Festung, welche die Holländer im Jahr 1663 nebst der Stadt denen Portugiesen wiederum aus denen Händen rissen, und noch heutiges Tages inne haben. Anfänglich schleifften sie die Stadt, die Festung aber verstärckten sie an der Land-Seite noch mit zwey Bollwercken, und einer grossen Gordyne. Ob nun schon allhier wenig Handlung getrieben wird, so halten sie doch daselbst beständig 40 Soldaten nebst einem Haupt-Manne, der zugleich Commendant ist, zur Besatzung. Am Ende der Stadt ist eine andere schöne Stadt gebauet, welche dem Landes-Fürsten unterworffen ist.

Mangalore ist, wie bereits oben angemercket worden, die Nördlichste Gräntze der Malabarischen Küste, wiewol etliche sie schon zum Reich Ganara rechnen, im 13ten Grade und etlichen wenigen Minuten der Norder-Breite, gerade dem Fort St. George auf der Küste Coromandel gegen über. Dieses ist der gröste See-Hafen für den Reiß-Handel in Indien, indem es nicht allein die Europäischen Schiffe, sondern auch die gantze Küste Malabar damit versiehet. Die Stadt liegt an einem Flusse etwas aufwerts, welcher sich, ehe er in die See fällt, in verschiedene Arme zertheilet. Die Einfahrt ist wegen einer Sand-Banck gefährlich. Auf jeglicher Seite davon liegt eine Festung. Ubrigens ist die Stadt gar armseelig gebauet, und hat keine Mauren. Die Handlung ist dieses Orts allen Nationen frey, ob sich schon die Portugiesen desfalls eine besondere Meisterschafft zueignen. Sie stecken nemlich eine Flagge auf ihr Hauß aus, und wollen damit allen Europäern sowohl, als auch denen Indianischen Schiffen gebiethen, ihnen Nachricht von ihrem Vorhaben zu geben, und keinen Reiß eher zu kauffen, als bis sie mit den Einwohnern den Preiß bestimmet, wovor sie eine gewisse Belohnung fordern. Allein die Europäer fragen nicht viel darnach, und machen ohne ihre Erlaubniß immer hin ihren Kauff.

Ehe wir aber von den Europäischen See-Städten auf der Indianischen See-Küste Malabar, ab- und weiter gehen, müssen wir noch etwas, dieselbe überhaupt betreffend, anmercken: daß der Westliche Monson- (Englisch) Beurt- (Holl.) oder auf Deutsch Wechsel-Wind, und endlich mit demselben die Regen-Zeit, auf dieser Küste ehe eintritt, als auf der Oestlichen, ist im

vorigen

vorigen Capitel schon gemeldet worden. Sie ist das gantze Jahr grün, mit vielen Dörffern, Städten und Flüssen durchschnitten, so weit sie eben Land hat, nur schmal bis an die Gebürge; derhalben sie den Seefahrern, die längst der Küste auf- oder abseegeln, allezeit, so lange es gut Wetter und Seegel-Zeit ist, überaus anmuthig und angenehm in die Augen fället. Sie bringet den besten Pfeffer und Cardamommen in ziemlicher Menge hervor, so beydes nicht ein unnöthig, sondern nützliches Gewürtze ist, und den Europäischen Schiffen bessere Ladung giebt, als das leichte gewebte Gütgen so auf der Ost-Küste und Bengalen fället.

Vor diesem gab es viel See-Räuber in hiesigen Gewässern, da aber nun die vorigen Küsten mit Festungen bebauet, von Europäern bewohnet und die See mit Englischen, Holländischen, Dänischen und Portugaiesischen Schiffen, die nicht ihre Gattung, sondern zu groß sind, angefüllet ist, so finden sie ihre Rechnung in hiesigen Gegenden nicht sonderlich mehr: Zumahl die Europäischen Schiffe, sie mögen einander sonst der Handlung halben so sehr neiden, als sie wollen, wann sie einem See-Räuber auf die Spuhr kommen, sind sie alsobald Freunde, und machen auf jene Jagd, welche und wieviel ihrer zur Hand sind. Schon von Dampiers Zeit her haben die armen Hälse, wenn sie in andern Seen viel Jahr lang geraubt und geschwärmet gehabt, und endlich in hiesige Gegenden angekommen, es nicht ausgehalten, sondern haben Schiff und Gesellschafft verlauffen, und sind arm davon gegangen, wie sie darzu gekommen; und haben sich ihrer in währender Raub-Zeit begangenen offt rechten Helden-Thaten, wo nicht schämen, doch nicht rühmen dürffen.

Diese Küste geniesset auch einer mehrern Freyheit, als Coromandel und andere Länder unter des Moguls Gebiete. Wodurch auch der Herr van Goch bewogen worden, hier abermahl, wie schon ein paar mahl vorher, dem Herrn Salmon zu widersprechen, der einmahl behauptet hatte, daß die gantze Halb-Insul vom Mogul bezwungen wäre. Und in so weit kan jener Recht haben, daß man wohl freylich den Mogul nie mit einer Armée auf dem untersten Theil oder Spitze der Halb-Insul gesehen: Da er aber die mächtigsten Königreiche Decan, Visiapour und Golconda überwältiget hat, da doch die letzten beyde nicht lange vorher das grosse Narsingische Reich verschlungen, und sich damit gestärcket hatten, was solte ihn wohl gehindert haben, alle kleinere Provintzen derselben, sie möchten nun diesen beyden Königreichen würcklich unterworffen, oder nur daran Schatz-schuldig gewesen seyn, zugleich mit Land-Voigten und Kriegs-Besatzungen zu versehen und zu besetzen, wie die grössern, wenn ers entweder aus Ruhmsucht oder Habsucht hätte thun wollen. Wer Aurengzeb, welcher eben Golconda und Visiapour vollends bezwungen, aus

seinem Leben und Thaten kennet, der weiß wohl, was er für Kriege geführet, was er alles bezwungen, und wie er in allen, was er sich nur vorgenommen, durch List oder Gewalt seinen Zweck erhalten. Wenn er nun diesen kleinen Fürsten einige Freyheit gebrauchen lässet, wie die vorigen Könige von Narsinga und Visiapour ihnen auch gelassen hatten, als wie bey denen Fürstenthümern Madura, Tanschour, Gingy und andern gesehen haben; sind sie ihm denn deswegen zu mächtig, und kan er sie nicht vollends unterdrücken, wenn er wil? lässet er nicht dem einen um dem andern eine Visite geben, die diesen Herren jederzeit kostbar fällt, und deren sie gern ohne wären.

Aber das ists eben, was auf der Küste Malabar so leicht nicht geschicht, und womit man behaupten wil, der Mogul habe sie nicht bezwungen: Allein es bezahlt ihm die Mühe und Kosten nicht. Er müste den engen und schmalen Landstrich so nirgends als von vorne zu kan angegriffen werden, mit einer starcken Armée überziehen, er müste derselben den Proviant und alles lassen nachführen, weil die Einwohner, wie leicht zu dencken, alles in die unzugänglichsten Gebürge, oder die Europäischen Städte flüchten würde. Wer wolte aber leugnen, daß er sich solcher Gestalt des Landes nicht bemächtigen könte, wenn er wolte. Aber zu unterhalten würde es ihm eben so kostbar fallen, als es einzunehmen. Sind hier einige Fürsten noch frey, so sind sie es doch nicht anders als viele andere Süd- und Nordwärts im Gebürgen gelegenen Fürstenthümer unter des Moguls Gebiete, und sinds nicht länger als biß der Mogul Zeit und Gelegenheit findet, den einen oder andern mit einer Armée seiner Schuldigkeit zu erinnern.

Die Europäer und ihre Handels-Plätze auf den See-Küsten des Moguls, sind auch frey, und geben Ihm nichts, als was sie zufolge ihrer Contracte zu geben verwilliget haben, und wissen ihn noch darzu durch Belegung seiner See-Häfen in Bengale und der Bucht Cambaya mit Anhaltung seiner Mohrischen Schiffe und Sperrung der Handlung zu Haltung der gemachten Verträge wohl anzuhalten. Wer könte aber deswegen sagen: daß Er nicht Herr des Landes wäre? Eben so muß Er sie auch nicht stöhren in den Verträgen, welche sie mit seinen Lehns-Leuten oder Gouverneurs haben, nach welchen ihnen aller Pfeffer, wilder Zimmet, Cardamommen und andere Waaren für einen bedungenen Preiß allein müssen zugeführet und überliefert werden: Dagegen sie diese Fürsten bey solchen freyen Bündnissen zu schützen versprochen, so wol als sich selbst; welches sie auch thun, so offt es Noth thut, aber alles das hindert nicht, daß man nicht den Mogul für einen würcklichen Ober-Herrn aller dieser zu Indien gehörigen Länder erkennen müste. Denn die gantze Europäische Krieges-Macht auf der gantzen West-Küste wird sich niemahls über 1000 Soldaten und 2000 See-Leute und etwa noch

noch einmahl so viel Topaſſen und Paliaren d. i. eingebohrnen Portugieſen und Malabaren, erſtrecken. Geſetzt auf der Oeſtlichen Küſte wären eben oder noch einmal so viel, und alles einerley Volck, auch alle beyſammen an einem Orte, solten sie der Krieges-Macht des Moguls wol gewachſen seyn, der vielleicht eben so viel Europäer mit in ſeinen Dienſten hat?

Von der Küſte Malabar weiter Nordlich kommt man auf die, ſo unter dem Königreich Viſiapour lieget. Ein groſſer Theil derſelben heiſt Canara, worunter auch Goa lieget, aber weil der König von Viſiapour der Portugieſen fürchtbareſter Feind geweſen, iſt genug daraus zu ſehen, daß Canara ein freyes Fürſtenthum unter ihm geweſen, wie Madura, Mallor und andere. Daß wir dieſes Königreichs ehmahlige Gräntzen ſorgfältig unterſuchen ſolten, iſt wol unnöthig. Es hat ohn Zweifel gegen Norden an Decan, Oeſtlich ans Gatiſche Gebürge, Weſtlich an Calicut, oder nach ſeiner Prætenſion bis an Cap-Comorin, und Weſtlich an den Indianiſchen Ocean gegräntzet: Aber jetzt gehört es mit Decan, Golconda und allen umbher dem Mogul; Ohne was der tapffere Sevagi davon und von Decan gezwackt, und zu einer neuen Herrſchafft gemacht, davor dieſe Fürſten den Mogul eben ſo weit vor Herrn erkennen, als er ſie mit ſeiner Armee zwinget, und als andere Rajas in den Gebürgen thun. Unter dieſen neuen Sevagiſchen Staat gehöret ein groß Theil der See-Küſte, die wir jetzt fürnehmen zu beſehen, und die wenn man ſie von Mangalor unterm 14 Grade als biß dahin die Malabariſche reichet, biß an Rajapour unter dem 17 Grad Norder-Breite rechnet, ein 75 Deutſche Meilen ausmachen wird.

Die erſte Stadt auf dieſer Küſte iſt *Barcelor*, welche mit Mangalor durch eine ſchöne lange Allee von 4 Reihen Bäumen, und eine ebene luſtige Straſſe dazwiſchen, gleichſam zuſammen hänget. Es liegt Paliacatte auf der Oſt-Küſte gleich gegen über. Die Holländer haben hier eine Factorey. Batacola iſt der nechſte See-Hafen unter Canara gehörig. Von der Stadt aber ſo dieſen Nahmen führet, und die eine Meile ins Land hinein an dem kleinen Fluſſe gelegen, ſiehet man nur noch die Überbleibſel; denn ſeit die Engelländer ihre Factorey, ſo ſie hier ehemahls gehabt, aufgegeben, iſt die Stadt vollends verlaſſen und verfallen. Welches hier einer Stadt gar leicht wiederfahren kan, die aus lauter Malabariſchen Häuſern oder Hütten beſtehet. Onor iſt der letzte See-Hafen im Canariſchen Gebiete, hat die Bequemlichkeit eines ſo mit Schiffen von 2 à 300 Tonnen könte befahren werden, wenn die Einfahrt von der ſtarcken Brandung der See nicht verſtopfet würde, welches aber öfft geſchicht. Das Caſtell, liegt auch eine Meile am Fluſſe hinauf; es wurde ehemahls von den Portugieſen auf einen hübſchen Hügel erbauet: Als ſich aber der Raja durch ihre Nachbarſchafft nicht gebeſſert, ſondern beladen fand, belagerte er ſie und trieb ſie ſich wieder vom

Halſe.

Digitized by Google

Halse. Dieser Raja von Canara muß auch gegen die Malabarische Gräntze so wo als gegen die von Sevagi zu, allezeit eine Armee in kleinen Schantzen vertheilet im Solde halten, welche auf die Räuberschen Parteyen aus diesen Gegenden passen, ihnen Einhalt thun, und, wenn sie können, ihnen die Raub-Lust wacker versaltzen müssen.

Und so ists durchgehends in Indien, ein jeder der es vermag, hält einige Soldaten, mit welchem er aufm Nothfall dem Landes-Fürsten zu Hülfe ziehen soll: Inzwischen aber gebraucht er sie gegen seine Nachbaren, sonderlich auf den Gräntzen zu Plackereyen oder sich gegen seine Feinde im Lande selbst, Recht zu verschaffen. Und wer das auch nicht thun und sich selbst helffen kan, der muß destomehr Gedult haben und leiden: Denn Recht ist hier was weitläufftig zu suchen und zu erhalten. Die Fürsten nehmen sich der Sachen nicht eher an, als biß die Händel zu groß werden, und ihnen selbst Ombrage machen. Eben wie es vor dem in Deutschland gewesen, ehe der Reichs-Frieden errichtet und das Faust-Recht abgeschaffet worden. Derhalben besetzen die Europäischen Staaten in Indien ihre Territoria mit Gräntz-Hütern; dieses sind angesehene Leute, denen man ein gewisses giebt, womit sie einige Soldaten unterhalten, und mit denselben alle Gewaltthätigkeiten und Unruhe, im Lande oder ihren Bezirck verhüten, und ausserhalb auf die Bewegungen der Nachbaren ein wachendes Auge haben. Solche Gräntz-Hüter, wo ein Fürst oder Regent sie in guter Aufsicht und richtiger Bezahlung unterhält, schaffen dem Lande gar viel gutes, denn sie können durch ihre Leute alle Diebstähle bald entdecken, wenn sie ja nicht allezeit alles verhüten können, sie machen die Missethäter bald handfest, und wissen sie schon auszuforschen, wenn sie gleich entflohen sind. Wo sie aber nicht ehrliche Leute sind, oder doch unter keiner scharffen Aufsicht stehen, und für alles, was in ihrem Sprengel vorgehet, fleißig zur Rechenschafft angehalten, und richtig besoldet werden. So werden sie dem Staats-Cörper selbst zu Eyter-Beulen und Blut-Schwären, dem sie doch nützliche Drüsen zum Abscheiden schädlicher Säffte seyn solten.

Ein wenig weiter nach Norden zu, liegt die Stadt *Carwar* im 15ten Grade der Norder-Breite. Allhier hat die Engelländische Ost-Indianische Compagnie ein kleines Fort mit 2 Bollwercken, und einigem kleinen Geschütz. Das Land um selbige Gegend bringt den besten Pfeffer in Indien hervor. Man sagt, daß dieses die angenehmste und gesundeste Colonie sey, welche die Engelländer auf der Malabarischen Küste haben. Die Schiffe liegen daselbst gantz sicher vor denen Süd-Westlichen Monsons oder Wechsel-Winden in dem Munde des Flusses in Battekoose. Ohngeachtet aber, daß der Fluß auch vor die gröbsten Schiffe, wenn sie einmal darinnen sind, tieff genug ist, so ist doch die Einfahrt, wie bey Conor und andern Orten seichte und untieff.

Diese

Digitized by Google

Diese Stadt Carwar, und Rama auf dem Vorgebürge, und die Stadt Sevaseer, sind die See-Städte einer besondern Herrschafft, die Herr Hamilton Sudah benennet, welche beyde zwar Festungen sind, wovon aber die erstere gar keinen, und die letztere einen schlechten Hafen hat. Ausser diesen sind auch noch 3 kleine See-Häfen Anckla, Kuddermutti und Merdee allhier; beträgt aber zusammen kaum eine Küste von 4 oder 5 Meilen, und endiget sich an dem Strohme Merdee. Landeinwerts aber erstreckt sich diese Herrschafft des Raja von Sunden wol auf ein 15 biß 20 Meilen, nemlich über das flache Land hinüber bis an oder auf die Berge von Balligate, und ist ein Stück des eroberten Königreichs von Visiapour. Diese Herrschafft ist gebürgicht, die Thäler darinnen sind fruchtbar an Getreyde und Pfeffer, welcher allhier der beste in gantz Indien ist, und die Büsche auf dem Gebürge sind mit vielerley Gattungen wilder Thiere, Tiegern, Wölffen, Affen, wilden Schweinen, Hirschen, Elend-Thieren von einer ausnehmenden Grösse, überflüßig versehen. Ingleichen geben diese Büsche einen Uberfluß von Bau-Holtz, welches länger, als Eichen-Holtz, dauret, zu Mast-Bäumen wäre es gut und stärcker als ander Holtz, aber es ist allzuschwer. Nicht weniger findet man allhier eine gewisse Staude mit einem Blatte, welche grösser als ein Feigen-Baum ist, worauf der Thau fällt, den man davon mit grossem Fleiß sammlet, und ein oder zwey Tage in der Sonne setzet, da er denn eine angenehme und starcke Säure bekommt.

Ehe und bevor sich Aurengzeb dieses Landes bemeisterte, fand man allhier die besten Betieljes oder Nesseltücher in Indien. Die Engelländische Compagnie hatte allhier einen grossen Leinwand-Handel, und hielt dazu wohl in die 50000 Menschen beschäfftiget. Allein für den Gewaltthätigkeiten der unbändigen Soldaten entwich dieses Volck an Oerter, wo sich das Krieges-Feuer noch nicht entzündet. Die Bedienten der Factorey zu Carwar wurden einstens von einem Moguliſchen Feld-Herrn überlistet, und die Gebäude in Brand gesteckt, weßwegen die Engelländer zu Carwar eine Festung zu ihrer Sicherheit baueten. Allein derjenige, welcher dazumahl die Direction hievon gehabt, muß keinen grossen Verstand, einen guten Platz darzu zu erwehlen, oder auch keine gute Absicht bey solchem Werck gehabt haben; denn die Festung liegt wohl eine Stunde von der See, weswegen der Raja, wenn er eine Batterie an dem Munde des Flusses aufwirfft, ihr die Gemeinschaft mit der See abschneiden kan, gleichwie er auch im Jahr 1718 würcklich that, als ein Englischer Gouverneur durch Hochmuth und Gewinnsucht denen Seinigen einen Krieg, worinnen viel Blut vergossen worden, auf den Halß zog.

Darauf folgt auf dieser See-Küste die Stadt *Goa*, biß dahin es von Carwar 7 bis 8 Meilen ist, auf einer Insul, deren sie noch zwey neben sich hat, und die

die von dem Ausflusse eines Strohms, so allda ins Meer fällt, gemacht werden.

Sie war ehemahls die Haupt-Stadt der Portugiesischen Herrschafften in Indien; jetzund aber ist sie beynahe noch der einige ihnen übrig gebliebene feste Ort, der etwas zu bedeuten hat. Sie liegt ohngefehr 2 Meilen an dem Flusse Mandoua hinauf, und ist ein sehr sicherer und bequemer Hafen, welcher, wie ein gewisser Capitain anmercket, den Hafen zu Portsmouth nicht sehr ungleich, auch wohl so feste ist: wenigstens kam er denen Holländern also vor, als sie ihn einst blocquirten, aber nicht einnehmen konten, ob sie sich schon der andern Portugesischen Städte auf der Küste bemächtigten. Die Insul, worauf Goa liegt, ist 3 Meilen lang und eine breit. Weil nun dieser Platz mit Hügeln umgeben ist, so ist er überaus heiß, und einiger massen ungesund. Die gantze Insul ist mit einer hohen Mauer umfangen, welche mit Bollwercken an den Krümmen des Flusses bevestiget ist. Die Stadt selbst liegt eine halbe Meile am Flusse längst hin. Sie soll wie Rom auf 7 Hügeln oder Bergen liegen, der übrige Theil der Insul ist an die Einwohner zu Gärten ausgetheilet. Bey der Einfahrt ist der Fluß auf beyden Seiten mit Castellen, und der Canal längst auf mit Redouten belegt. Auf der Spitze der Insul Bardes, ist ein Fort, Agvada genannt, mit starcken Wercken und Canonen, welche Wasserpaß schiessen. Hier müssen alle Schiffe anländen, und sagen, woher, und warum sie dahin kommen. Der Gipfel des nechst am Flusse liegenden Berges, ist auch mit einer starcken Mauer und groben Geschütze bepflantzet, und gleich gegen über auf der Insul Goa liegt das Castell Nostra Signiora do Cabo, oder Unsere liebe Frau vom Vorgebürge. Eine halbe Meile innerhalb des Canals ist noch ein ander Castell, Do Rey genannt, welches auch sehr wohl befestiget, und mit Canonen, so dem Wasser gleich schiessen, besetzet ist. Allhier nehmen die Vice-Könige insgemein Possession bey ihrer Ankunfft. Nahe bey diesem Fort liegt ein Franciscaner-Closter, und demselben gleich gegen über, etwa ein Stück-Schuß davon, das Fort Gaspar Dias. Oberhalb der Schlösser wird der Fluß enger, nemlich von halb zu viertel Meile breit. Die Ufer sind mit den schönsten Frucht-Bäumen besetzt, welches, nebst dem, daß das Land zu beyden Seiten mit Lust- und Land-Häusern, Dörffergen und Gärten gleichsam besäet ist, einen sehr angenehmen Schauplatz præsentiret, und die anderthalb Meile bis hinauf nach Goa währet. Auf der Helffte des Weges ist auf dem Ufer zur Rechten Hand ein Platz, Pallo de Dongi genant, allwo die Vice-Könige ehemahls residirten. Allhier fängt sich eine Mauer an von sehr grosser Dicke und Breite, welche eine halbe Meile lang ist, und zu einem Fuß-Wege dienet, wenn das Land überschwemmet ist. Am Ende derselben fängt sich die Stadt an, und biß hieher können die Schiffe kommen, wenn sie gelöschet, d. i. geleichtert sind.

Der

Der Fluß läufft noch einige Meilen weiter ins Land hinein, und zertheilet daſſelbige in verſchiedene kleine fruchtbare Inſuln und Halb-Inſuln; welche die Stadt mit allerhand Lebens-Mitteln überflüßig verſehen. Allhier ſiehet man des Abends viel kleine Jachtgen, Gondeln und Zellen, auf denen die anſehnlichſten Leute aus der Stadt kommen, friſche Lufft zu ſchöpffen, und ſich mit dem Anſchauen der angenehmen Landſchafften, welche ſich überall längſt dem Fluſſe hin præſentiren, zu ergötzen.

Zunächſt an dem Hafen von Goa iſt derjenige, welcher Murmagon genennet, und durch einen Canal, ſo zwiſchen der Inſul Goa und der Halb-Inſul Salſette hinläufft, gemachet wird. Dieſe zwey Canäle kommen bey St. Laurentii zuſammen, und formiren die Inſul Goa, worauf 30 Dörffer liegen. Bey dem Eingang in den Hafen, zur rechten Hand, iſt die Halb-Inſul Salſette, welche 5 Meilen in der Länge, und ohngefehr 15 Meilen in Umfange begreifft. In denen 50 Dörffern, welche darauf liegen, halten ſich zum wenigſten 50000 Seelen auf. Auf der lincken Seite iſt die andere Halb-Inſul Baredes, welche 11 Meilen im Umkreiſe hat, und 28 Dörffer in ſich hält. Allhier ſtehen die bereits gemeldte zwey Forts, Aguada und Rey.

Die Häuſer in Goa ſind von Steinen gebauet und ſehr prächtig, inſonderheit aber der Pallaſt des Vice-Königes. Die Dom-Kirche iſt groß, gewölbet, und vermittelſt 12 ſteinerner Pfeiler in 3 Flügel abgetheilet, welche ſo wohl als die Capellen mit allerhand Bildern ſehr ſchön gezieret ſind. Des Ertz-Biſchoffs Pallaſt iſt auch ſehr geraumlich und prächtig. Es ſind darin verſchiedene feine Gallerien und herrliche Gemächer; der Ertz-Biſchoff aber reſidiret gemeiniglich in einem Pallaſte auf dem Lande, welcher auf einem Hügel ſtehet an der Seite des Fluſſes, welcher nach Goa zuläufft, um der friſchen Lufft daſelbſt zu genieſſen. Die Baarfüſſer-Mönche oder Franciſcaner haben eine der ſchönſten Kirchen in Goa. Selbige iſt zwar klein, ſiehet aber nicht anders aus, als wenn ſie von einem einigen gantzen Stücke Goldes gebauet wäre; ſo viel Gold iſt um den hohen Altar herum, und in denen acht Capellen auf allen Seiten herum verſchmieret. Das Dach iſt mit ſchöner gegrabener Arbeit gezieret. Es ſind auch noch viel andere ſchöne Kirchen und und herrliche Palläſte in dieſer Stadt nebſt allerhand Clöſtern, z. E. von Dominicanern, Auguſtiner-Mönchen, Franciſcanern, Barfüſſern, Carmeliſtern, Jeſuitern und Capucinern, nicht weniger auch Nonnen-Clöſter. Kurtz, die ſo genannte Geiſtlichkeit iſt daſelbſt ſo zahlreich, daß einige verſichert haben, ſie machten den halben Theil der Einwohner aus. Die Portugieſen haben allhier einen Vice-König, welcher das ſo genannte Layen-Volck regieret, und über alle Portugieſiſche Colonien von dem Vorgebürge guter Hoffnung an biß nach China zu gebieten hat; die Geiſtlichkeit aber ſtehet unter

ter dem Regimente des Ertz-Bischoffs. Hiernächst ist auch allhier ein Inquisitor Generalis, dessen Gerichts-Hof das Schrecken selbiger Lande war, als Goa noch in einem blühenden Zustande sich befand. Ferner ist ein Bürgerlich Gerichte, mit 8 Personen besetzt, welches in Bürgerlichen und peinlichen Sachen die Gerechtigkeit handhabet, und alle Appellationes, die von andern Colonien dahin ergehen, entscheidet. Ob nun schon die Portugiesische Herrschafft in dortiger Gegend nunmehro in sehr enge Gräntzen eingeschräncket worden, so bestellet der König doch noch immer verschiedene Generals und Commendanten, wie vormahls, so, daß z. E. einer der General von Ormus, ein anderer der General der Nordlichen Gegend, u. s. f. genennet wird, sie geniessen aber davon wenig mehr, als die Ehre den Titul zu führen.

Die Einwohner zu Goa und auf denen dazu gehörigen Dörffern, sind nicht des zehenden Theils Portugiesen, sondern hauptsächlich Nachkömmlinge Portugiesischer Väter und Canarischer Mütter, welche so schwartz sind, als ein schwartzer Agat-Stein; die von solchen abstammen, sind ein gut Theil schwartzbraunner, als die Portugiesen in Europa. Die vornehmsten Kauff- und Handwercks-Leute zu Goa sind Heyden und Mahometaner, welche einen besondern Theil von der Stadt inne haben, aber ihren öffentlichen Gottesdienst nicht üben dürffen.

Der tapfere Raja Sevagi, der dem Mogul Aurengzeb so viel Tort anthut, schonte Goa auch nicht; Sein Nachfolger aber stehet mit ihnen in guten Vernehmen, weil vom Kriege nichts zu hohlen ist, als Schläge auf beyden Seiten. Die Portugiesen sind nicht im Stande ihre Herrschafften weiter auszubreiten, und der Raja ist nicht vermögend Goa zu erobern.

Die Portugiesen haben diese Stadt schon länger als 200 Jahr im Besitz gehabt. Sie wurde zuerst von Alphonso de Albuquerque im Jahr 1508 erobert, und so dann von Idal Chan wieder hinweg genommen, welcher dazumahl ein souverainer Fürst dieses Theils von Indien war; Albuquerque aber riß sie ihm bald nachhero wieder aus den Händen. Nachdem sie nun die Portugiesen wiederum gebauet, fest gemacht, und sehr schön ausgezieret hatten, so machten sie dieselbige zur Haupt-Stadt von allen ihren Ost-werts von dem Vorgebürge guter Hoffnung an liegenden Colonien.

Rajapur, ist die einige merckwürdige Stadt auf der Küste Nordwerts von Goa, in der Landschafft Visiapour, muß aber von Dunde Rajapour, welches weiter hinauf Nordwerts im Königreiche Decan liegt, wohl unterschieden werden.

Visia-

Digitized by Google

Visiapour, die Haupt-Stadt dieser Provintz, und die alte Residentz ihrer Könige, ehe sie der Mogul unter seine Gewalt gebracht, ist eine inländische Stadt im 17ten Grade der Norder-Breite, und im 75sten Grade der Länge, nach der Londonischen Mittags-Linie, oder im 93ten nach der Holländischen Rechnung, gelegen. Die alten Historien-Schreiber berichten uns, daß diese Stadt 4 biß 5 Englische Meilen im Umfang gehabt habe, mit einer doppelten Mauer befestiget, und mit verschiedenen herrlichen Gebäuden gezieret sey. Sie mag aber vorhin beschaffen gewesen seyn, wie sie wolle, so ist ihr Ansehn nunmehro armseelig und verfallen. Ob des Moguls Staats- oder Religions-Interesse eine solche Verwüstung alles dessen was groß, schön und alt heißt, in neu eroberten Städten und Ländern erfordert, kan man nicht sagen. Es scheinet, daß der Mogul in allen seinen unter sich gebrachten Landschafften die grossen Städte gar nicht achte, oder lieber habe, daß sie offen und unbefestiget bleiben, auf daß sie nicht gewonnen und gegen ihn vertheidiget werden können.

Nach Süd-Westen zu von Visiapour liegt die Stadt *Soulapour*, am Ufer des Flusses Kristena. Allhier war vor Alters eines derer Palläste des Königs von Visiapour.

Raolconda, an der Gräntze von Golconda, ist wegen seiner Demant-Gruben berühmt. Wir finden die Nahmen noch unterschiedlicher andern Städte bey denen Geschicht-Schreibern; weil sie uns aber keinen Bericht von ihrer eigentlichen Lage noch sonst von etwas, so darinnen anmerckenswürdig ist, geben, so gehen wir zur nächstfolgenden Provintz.

Das Königreich Decan, zu welchem auch Bellgate gehöret, gräntzet Nordwerts an Cambay oder Guzarate, Ostwerts an Golconda und Berar, gegen Süden an Visiapour, und Westwerts an das Indianische Meer.

Die vornehmsten Städte auf der Küste sind Dabul, Dunde-Rajapour, Chaoul und Bombay, die im Lande drinne sind Aurengabad, Daltabad, Chitanagar, Beder, Amadanagar, Condelon und Indelosi.

Zwischen Goa und Dabul liegt ein Städtgen, Vingurla genannt, welches vorhin ein Handels-Platz gewesen ist, allwo die Holländische Compagnie biß 1696 ein Contoir gehabt, um welche Zeit ein Raja Kempason, welcher nachhero die Portugiesen sehr gequälet, der Factorey sich bemeisterte und sie plünderte. Etwa 4 Meilen weiter hin nach Norden zu liegt Malwan, eine Insul, die ohngefehr eine halbe Meile im Umfange hat, und mit einer steinernen Mauer umgeben ist, einen Canon-Schuß von der festen Küste. Sie wird von einem souverainen Raja regieret, welcher 3 biß 4 Fahrzeuge zum Raube auf der See hält.

Digitized by Google

Dabul liegt ohngefehr 6 Meilen von der See, und halten einige davor, daß dieser Ort zum Königreiche Visiapour gehöre. Die Portugiesen bemeisterten sich desselben im Jahr 1508, er wurde ihnen aber wieder aus den Händen gerissen, und sagt man, daß er nunmehro Sevagi unterworffen sey.

Dunde-Rajapore liegt über 40 Stunden weiter hin nach Norden zu, jenseit Dabul. Es hat den besten Hafen von der Welt, allwo die Engelländer und Frantzosen Factoreyen gehabt haben, und wurden damals die feinesten Nessel-Tücher von gantz Indien hierherum fabriciret, jetzund aber werden keine Künste noch Wissenschafften allda geachtet, und der Hafen wird auch nicht besuchet. Man findet allhier sehr künstliche Wasser-Tröge, und ein Bad, welches von Natur heiß ist, ohngeachtet es nicht 9 Schuh weit von einem kalten Bade liegt. Man hält beyde gut und gesund.

Die Stadt *Chaoul* liegt noch 4 Stunden weiter nach Norden zu, auf einer Ebene, anderthalb Meile von der See, und an dem Ufer eines Flusses, auf welchem zur Zeit der Fluth sehr grosse Schiffe bis an die Stadt hinan gebracht werden können. Sie hat eine gute Mauer und andere Festungs-Wercke nach der heutigen Art. Das Fort Elmoro, welches von den Portugiesen im Jahr 1520 angelegt worden, beschützet die Einfahrt des Hafens. Das Gebiethe dieser Stadt erstrecket sich auf anderthalb Meilen weit, und gräntzet gegen Süden zu an die Landschafft Sevagi.

Bombay, oder vielmehr Boonbay-Fort, eine Insul, liegt ohngefehr 10 Meilen Nordwerts von Dunde-Rajapore, im 19ten Grade der Norder-Breite. Die Portugiesen, welche sich kurtz nach ihrer Ankunfft in Indien dieses Orts bemeisterten, gaben ihm den Nahmen Boonbay, wegen der Güte des Hafens, als welcher, wie man sagt, 1000 Schiffe in sich einzunehmen und zu beherbergen fähig ist. Der König von Portugall übergab sie an König Carl den Andern, bey dessen Vermählung mit der Printzeßin Catharina, Infantin von Portugall, als ein Stück ihres Heyraths-Guths, und eine Zeitlang nachhero verehrete der König solchen Ort der Englisch-Ostindischen Compagnie.

Die Insul Bombay hat bey nahe 2 Meilen in der Länge, und 5 im Umfange. Sie ist groß genug, die Häuser aber darinnen sind klein und schlecht, ausgenommen etliche wenige, welche denen Engelländern und Portugiesen zugehören. Das Fort ist feste, und regulair fortificiret, mit 120 Stücken beflantzet, und von der Stadt etwas abgelegen. Man hat daselbst kein gut Wasser, ausser denjenigen, welches man zur Regen-Zeit in Cisternen sammlet. Das, so ihre Brunnen geben, ist Brack, d. i. es hat einen saltzigten Geschmack. Vermögende Leute, schicken über ein viertel Weges an der Bay hinauf, allwo ein guter

Brun-

Brunn ist, woraus sie Wasser zu trincken hohlen lassen. Es sind noch 3 biß 4 andere kleine Städte auf der Insul, allwo die Portugiesen ihre Kirchen haben. Es wird beydes denen Heyden und Mahometanern die freye Ubung ihres Gottesdienstes daselbst zugelassen.

Die Insul ist dem Ansehen nach gar dürre und unfruchtbar, und bringt nicht die Helffte vom Getrayde hervor, dessen die Einwohner zu ihres Lebens Unterhalt benöthiget sind; sie werden aber von dem benachbarten Landen um einen gar billigen Preiß damit versehen. In ihren Cocos-Nuß-Büschen bestehet ihr meister Uberfluß und Reichthum. Ihre Gärten bringen auch Mangas, Jackas und andere Indianische Früchte hervor. Sie machen mit sehr wenig Mühe überaus viel Saltz aus dem See-Wasser, welches in kleine Gruben gelassen wird, worauf dann die Sonne die Feuchtigkeit heraus ziehet, und endlich das Saltz alleine zurück bleibet.

Die Einwohner sind eine Vermischung verschiedener Völcker, Engelländer, Portugiesen und Indianer, und soll deren Anzahl, wie man sagt, wohl auf 50 biß 60000 sich belauffen. Der Præsident von Surate ist gemeiniglich Gouverneur dieses Platzes, welcher hieselbst einen Unter-Gouverneur hat, und ein nach dem Muster von Engelland eingerichtetes Regierungs- und Gerichts-Collegium. Wenn der Gouverneur auf der Insul ist, so lässet er sich in grösserer Pracht sehen, als der Gouverneur von Fort St. George, indem er, wenn er ausgehet, von 2 Hauffen Mohren und Bandarinen mit ihren Standarten begleitet wird.

Bombay, wie bereits angemercket worden, ist nicht der gesundeste Ort in der Welt; man hat daselbst sehr viele Fieber, Durchfälle und Ruhr Kranckheiten, den Scharbock, und unter andern auch eine gewisse Seuche, welche Barbiers genennet wird, und den ganzen Leib so kraufftloß macht, daß man fast weder Hand noch Fuß rühren kan. Auch ist die Venus-Seuche nirgends gemeiner als in selbiger Gegend. Die einheimischen Einwohner, und welche des Landes gewohnt sind, geniessen eine mittelmässige Gesundheit, und gelangen zu einem ziemlich hohen Alter.

Beydes die Holländer und der grosse Mogul haben sich Wechsels-weise bemühet von Bombay Meister zu werden; es ist ihnen aber bißher immer fehl geschlagen. Im Jahr 1688 landete des Mogols General mit 25000 Mann auf der Insul, und bestürmete das Fort, da er es aber nicht einnehmen konte, so machte er endlich mit dem Gouverneur einen Accord, und zog wieder ab. Allein die Dörffer und Plantagen auf der Insul erlitten sehr viel dabey, wovon man die Schuld nicht ohne Ursach dem Gouverneur, Herrn John Child, zuschrieb, weil

weil er, die Landung zu verhindern, keine Anſtalten gemacht hatte. Man merckte bey dieſer Belägerung an, daß die Indianer ihre Lauff-Gräben ſo dick und hoch gemacht, daß ſie ſich darinne vor dem Schieſſen aus der Feſtung völlig bedecken konten; allein hätten die Engelländer nur einen guten Vorrath von Hand-Granaten und Bomben gehabt, ſo würden ſich jene darwider nicht haben in Sicherheit ſtellen können, und die Inſul würde denen Indianern bald zu heiß worden ſeyn, als welche die Feuer-Kugeln ſehr fürchten. Dieſe Inſul bringt zur Regen-Zeit ſehr viel gifftige Thiere hervor, welche überaus groß werden, wie uns denn der Ehrwürdige Herr Orington, ehemahliger Hoff-Prediger des Königes Wilhelmi, welcher allda geweſen iſt, verſichert, daß ihre Spinnen ſo groß wären, als ein Manns-Daume, und ihre Kröten ſo groß, als die Enten.

Die Inſul *Canorin*, welche von einigen Sallette genennet wird, lieget etwas Nordlicher, als Bombay, und wird davon nur durch einen Canal, durch welchen man bey niedrigen Waſſer waten kan, abgeſondert. Dieſe Inſul iſt 5 Meilen lang, und 4 breit. Sie gehört denen Portugieſen, und iſt unter ſolche Herren ausgetheilet, welche ſich um die Crone wohl verdient gemacht haben, und hier als Printzen leben, weil das gemeine Volck, ihr Land zu bauen, und ihnen als Lehns-Herrn zu dienen verbunden iſt. Die Haupt-Stadt iſt Bandora. Es ſind verſchiedene Klöſter; inſonderheit haben die Jeſuiter ein herrliches Collegium, welches durch verſchiedene Batterien, ſo mit groben Geſchütz beſetzet, beſchirmet wird. Das Land an der See iſt niedrig, und bringt Reiß und Zucker-Rohr, wie auch viel andere Indianiſche Früchte in groſſem Uberfluß hervor; das mittlere Theil der Inſul iſt aber bergicht. Auſſer denen Wohn-Sitzen derer Edelleute, welche im Lande hin und wieder zerſtreuet liegen, gibts noch verſchiedene Dörffer, ſo mit Portugieſen, Mohren und Heyden angefüllet, welche in elenden und mit Rohr gedeckten Hüttgen wohnen, und gantz nacket gehen, nur bedecken ſie mit einem kleinen Tüchlein, was die Natur verdeckt haben will. Die Portugieſen haben zu Bandora einige grobe Stücken Geſchütz gepflantzet, treiben aber daſelbſt keine Handlung, weil der Fluß denen Engelländern gehöret, und man von denen Waaren zu Mahun Zoll bezahlen muß. Siehe Hamilton.

Es iſt auf dieſer Inſul eine Pagoda, oder Indianiſcher Tempel, welchen man vor ein Wunder-Stück von Aſien hält, und wollen einige, daß ihn Alexander der Groſſe habe bauen laſſen. Pater Gemelli hat uns eine Beſchreibung davon gegeben, die aber ſo verwirrt und undeutlich iſt, daß wir lieber davon ſchweigen. Es ſtehet dieſer Tempel auf einem abhangenden hohen Hügel, und iſt aus einem feſten Felſen gehauen. Der Aufgang dazu iſt groß und hoch, vermittelſt ſehr vieler Stuffen. Die Thüren und Seulen ſind prächtig, das Dach zugewölbt, und der Tempel ſelbſt iſt vermittelſt 30 herrlicher Pfeiler in 3 Theile abgetheilet.

An

An dessen Ende ist ein rund Gewölbe. Er ist mit gewöhnlichen Götter-Bildern der Indianer angefüllet.

Nun kommen wir zur benachbarten Insul Elephanta, welche nach einem steinernen Elephanten-Bilde, so nebst einem daneben stehenden Pferde recht nach dem Leben aus Stein gehauen, also genennet wird. Es stehet dieses Bild mitten auf einem Felde, und kan man es gleich sehen, so bald man nur auf der Insul anländet. Diese Insul ist auch wegen eines Indianischen Tempels sehr berühmt, der eben so wie der andere auf einem Hügel stehet, und aus einem sehr harten Felsen, der ohngefehr 120 Schuh im Viereck begreifft, gehauen ist. Sechszehen aus dem Felsen gehauene Pfeiler, deren jeglicher vierdtehalb Schuh im Durchschnitt hält, scheinen dazu verfertiget zu seyn, daß sie das schwere Dach unterstützen sollen. An denen Seiten des Tempels sind 40 oder 50 Menschen-Bilder, die 12 bis 15 Schuh hoch sind. Einige dieser Riesen-Bilder haben 3 Köpffe, andere 6 Arme, einige sind mit Cronen gezieret. Andere haben Scepter in der Hand. Einige davon sind also abgebildet, daß sie sich auf eine Frau lehnen, andere auf einen Kuh- oder Ochsen-Kopff. Man sieht hier einen, welcher eine Frau bey dem Kinne anfasset, dahingegen andere Kinder in Stücken zerhauen; und über den Häuptern der meisten dieser Bilder sind sehr viel kleine Menschen-Figuren, welche in der Lufft umher fliegen, und eine sehr freundliche Gestalt zeigen. Die Bilder dieser Riesen-Menschen, gegen welche die Indianer eine tieffe Ehrerbietung bezeigen, und die sie als lauter Halb-Götter verehren, waren, nach ihrem eigenen Bericht, das erste Geschlecht der Menschen, deren Nachkömmlinge endlich eine so kleine Statur bekommen, wie jetzt die Menschen insgemein haben. Sie sagen uns auch, daß dieses durch eine allgemeine Verderbniß der Sitten veranlasset worden wäre, und geben damit zu erkennen, daß diß erste Geschlecht der Riesen allein vermögend gewesen, solche grosse und bewunderns-würdige Wercke auszuführen, und daß sie folglich von grossem Alterthum wären, und unsere Bewunderung verdieneten.

Ich gehe nun weiter fort, die Lage der inländischen Städte zu untersuchen, und komme erstlich zu der Stadt Aurengabad, welche von dem ohnlängst verstorbenen Kayser Aurengzeb erbauet, oder vielmehr nur von neuem angerichtet und renoviret worden, als welcher daselbst residirte, da er noch seines Vaters, Cha Jahan, Vice-König in dieser Provintz war. Sie liegt im 19ten Grade der Norder-Breite, etwa 55 Meilen Süd-Ostwerts von Surat. Ob sie nun gleich die Haupt-Stadt von der Provintz ist, so hat sie doch keine Mauren. Aurengzeb erbauete eine schöne Moschee, seiner geliebten Gemahlin, welche allhier starb, zu Ehren. Es ist selbige mit einem herrlichen Gewölbe gedeckt, welches 4 Minarets oder Spitzen hat, und von weiß-polirten Steinen, welche dem Marmor gleichen, erbauet.

Digitized by Google

erbauet. Es sind auch noch verschiedene andere schöne Moscheen, Bäder und öffentliche Gebäude von ausgehauenen Steinen, die sehr hoch sind, daselbst. Die Straſſen sind breit, mit Bäumen bepflantzet, und es ist eine ansehnliche Handels-Stadt.

Doltabad liegt kaum zwey Meilen Nordwerts von Aurengabad. Es war dieses vormahlen ein grosser Handlungs-Platz, ehe und bevor Aurengzeb selbige nach Aurengabad verlegte. Es ist diese Stadt ziemlich groß, aber viel länger, als breit, und mit einer Mauer von harten Steinen umgeben. Sie hatte ein sehr fest Citadell, indem dessen Mauer aus einem Felsen gehauen war... Zur Zeit des Decanischen Krieges waren noch 3 andere Vestungen daselbst; nachdem aber der Mogul sich nunmehro des gantzen Landes bemeistert hat, so sind selbige wie andere befestigten Plätze, am Verfall.

Eine Meile von Doltabad stehen die berühmten Pagoden von Elora, die man also nennet, weil sie nahe bey diesem Orte liegen. Es ist deren eine über allemassen grosse Anzahl, so, daß sie eine Ebene von anderthalb Meilen auf der Spitze eines hohen Felsens anfüllen, und meistens daraus gehauen sind. Selbige zu beschreiben, würde unsäglich Arbeit, Zeit, und bey dem Leser allzuviel Gedult erfordern. Eines einigen Gebäudes wollen wir ein wenig gedencken. Es bestehet selbiges aus drey über einander gebaueten Tempeln, welche ihre verschiedene Thüren, Pfeiler, Mauren und Dächer haben, die allesamt aus einem harten Felsen gehauen sind. Es sind aber diese Pagoden nicht sehr hoch, indem keine von ihnen mehr, als etwa 40 Schuh in der Höhe hat. Sie haben auch kein ander Licht, als nur dasjenige, welches sie durch den Eingang bekommen. Man giebt sowohl hier, als an andern Orten, insgemein vor, daß sie von Riesen gebauet worden; wenn aber solches eigentlich geschehen, unterstehet sich niemand von ihren Priestern oder Bramanen zu bestimmen.

Chitinagar, lieget ohngefehr 63 Stunden Südwerts von Aurengabad, und ist nur merckwürdig wegen einer schönen Pagode, und wegen eines noch unausgebaueten Pallastes, welchen einer von denen Rajas dieses Landes zwar zu bauen anfieng, aber die Vollendung desselbigen nicht erlebte.

Beder liegt ohngefehr 22 Stunden Nord-Westwerts von Balnagar, im Königreich Golconda. Selbiges ist eine grosse Stadt, und mit einer Mauer und Thürmen von Ziegelsteinen umgeben. In gantz Indien ist kein Ort zu finden, allwo die Heydnischen Einwohner über ihr abergläubisches und abgöttisches Wesen fester halten, als hier. Sie haben sehr viel Pagoden mit gantz ungeheuren Figuren, welche, nach dem Bericht eines gewissen Reise-Beschreibers, geschickter sind in denen, die darinnen anbeten, einen Abscheu, als Andacht, zu erwecken.

Con-

Digitized by Google

Condelvai und *Indelvai* ſind beyderſeits groſſe Städte an denen Gräntzen von Golconda, allwo, wie man ſagt, die beſten Schwerd-Klingen in gantz Indien gemacht werden.

Amadanagar liegt im 18ten Grade und etlichen wenigen Minuten der Norder-Breite, und iſt bey 25 Meilen Oſtwerts von Dabul entfernet. Es war vormahlen die Reſidentz eines Indianiſchen Fürſtens; anjetzo aber iſt mir nichts bekannt, daß dieſen Ort merckwürdig machte.

Von Decan reiſet man Oſtwerts nach der Provintz oder dem Königreiche *Golconda*. Es gräntzet dieſes Land Nordwerts an Oriza, Oſtwerts an die Bay von Bengale, Südwerts an Biſnagar und Coromandel, und in Nord-Weſten an Decan. Es liegt zwiſchen dem 15ten und 19ten Grade der Norder-Breite, hat biß 80 Meilen in der Länge, von Süd-Weſten nach Nord-Oſten zu rechnen, und bey 50 Meilen in der Breite. Die vornehmſten Städte auf der Küſte ſind Maſulipatan, Madepollom, Nasſiapour, Vizacapatan, und Bimlapatan: die inländiſchen Städte ſind Bagnagar, Golconda, Tenara, und Gani oder Coulour. Wir ſind nun von der Weſt-Küſte oben nach Norden zu wieder über das Land herüber auf die Oeſtliche Küſte gekommen, und fangen am oberſten Ende von Coromandel, wo wir vorhin aufgehöret hatten, wieder an. Die erſte See- und Handelſtadt iſt:

Maſulipatan, liegt im 16ten Grade und 30 Minuten der Norder-Breite, und im 81ſten der Länge von der Londeniſchen Mittags-Linie anzurechnen. Es iſt eine gute Handels-Stadt, ſehr groß und Volckreich, und hatten beydes die Engelländer und Holländer ehemahls ihre Factoreyen hieſelbſt, anjetzo aber allein die letzteren. Es war ſonſt hier das Haupt-Contoir von Coromandel. Die Gebäude ſind nach der Indianiſchen Weiſe ſchlecht, und die Lage des Orts hat nichts annehmliches, indem er an einem Moraſte liegt, worüber eine Brücke faſt einer halben Stunde lang gehet, in einer Gegend, da ſich ein Fluß ins Meer ergeuſt, und folglich nicht allzu geſund iſt. Dasjenige, was dieſe Stadt berühmt gemacht, iſt die Handlung, welche daſelbſt mit Demanten und andern Edelgeſteinen ſo wohl, als mit Cattun, Neſſeltuch und andern Zeugen getrieben wird. Der Mogul hat allhier ein Zoll-Haus, und die Stadt wird von einem Gouverner in ſeinem Nahmen regieret. Das Land umher iſt fruchtbar an Korn, Zimmer-Holtz und Taback, und auf denen nahe dabey gelegenen Inſuln findet man die berühmte Farb-Materien, welche man Shaii nennet. Es kömmt dieſe Materie von einem gewiſſen Stauden-Gewächſe, welches auf denen mit dem See-Waſſer überſtrömten Landen wächſet. Die Holländiſche Compagnie pflegte vor diſem allhier jährlich einen groſſen Zoll zu bezahlen,

Digitized by Google

welcher aber endlich so wohl, als der zu Palicol, Bimilipatan und Sadraspatan abgeschafft worden ist.

Madepollom liegt etwas weiter nach Norden zu von Masulipatan. Allhier haben die Engelländer noch eine kleine Factorey, und ist die Lage des Orts gesunder, als zu Masulipatan.

Weiterhin, neun Stunden Nordwerts von Masulipatan hat die Holländische Compagnie im Dorffe *Palicol* eine starcke Factorey, und pflegte sonst für die Einkünffte dieses Dorffs jährlich 5000 Gulden zu bezahlen, welche ihr aber endlich nebst dem Eigenthum geschencket worden. Der Land-Mann weiß schon, was er derselbigen geben muß; indem alles auf ein gewisses Kopff-Geld gestellet ist. Sie hat allhier auch einen Zimmer-Platz zum Schiff-Bau, und eine Seyler- oder Reeper-Bahne. Drey Meilen Nordwerts von Palicol ist im Dorffe *Daatzerom* gleichfalls eine Handlung der Holländischen Compagnie. Allhier hat man jährlich einen Marckt, auf welchem viel 1000 Menschen zusammen kommen, und ein wenig von hier, woselbst viel Cattun-Bleichen sind, hat die Compagnie Pack-Häuser.

Von hier, wol ein 37 Meilen weiter Nord-Ostwerts liegt die Stadt *Vizacapatan*, allwo die Engelländer einen Kauff-Platz haben, nebst einer Vestung von 4 Bollwercken; und zu *Bimilipatan*, 7 Stunden weiter gen Norden, ist eine Holländische Factorey. Dieses Dorff liegt im siebenzehenden und drey viertel Grade der Norder Breite. Es ist selbiges das kleineste unter allen, welche die Holländische Compagnie daselbst hat, indem sich nur 4 Personen allda aufhalten.

Das sind die vornehmsten See-Städte von Golconda, welches Theil der Ost-Küste auch wohl das Obere oder Nordliche Coromandel genennet wird. *Nagelwanze*, ein groß Dorff, etwas ins Land hinein, 8 Meilen von Masulipatnam, gehöret auch noch hieher, weil die Holländer allda auch Bleichen und Pack-Häuser haben.

Bagnagar, die Haupt-Stadt von Golconda, ist eine inländische Stadt im 17ten Grad der Norder-Breite, 11. oder 12. Meilen Ostwerts von Visiapour, und 32. Westwerts von Masulipatan. Es war eine in grossem Flor stehende Stadt, so lange als Golconda sich noch unter der Regierung seines eigenen Fürstens befand. Des Königes Pallast war groß und herrlich, ingleichen seiner Omrahs ihre. Es waren auch verschiedene herrliche viereckigte Plätze in der Stadt, und ihre Wasser-Behältnisse, oder Tanken, werden von Fremdlingen noch sehr bewundert. Einer derselbigen war ein Viereck von 200. Schuh lang,

Digitized by Google

lang, rings um mit Steinen Stuffen-weise ausgesetzt, biß auf den Boden. In der Mitten stehet ein schönes achteckigtes Gebäude, zwey Stockwercke hoch, mit einer Thüre in jeder Ecke, mit Gallerien und Erckern umgeben, wie auch mit Spring-Brunnen auf jeglicher Seite, aus welchen das Wasser in besagte Tancke fällt, und eine erfrischende Kühlung in der grösten Hitze giebt. Es werden zwar fast in allen grossen Städten dergleichen grosse Tanques. oder Wasser-Behältnisse gefunden, weil man nach der Regen-Zeit, bis daß selbige wieder herbey kommt, das Wasser auf 7. bis 8. Monathe, aus dem Gebürge herab leiten und zum täglichen Brauch halten und sparen muß, es sind dieselbige aber nicht allezeit so schön und kostbar als wie hier.

Die Stadt und das Schloß *Golconda*, allwo der König offtermahlen Hoff hielt, liegt ohngefehr eine gute Meile Westwerts von Bagnagar, auf einem hohen Berge, und hat eine vortreffliche Aussicht; es sind aber wenig gute Gebäude darinnen, ausser dem Pallast. Die Gräber der Könige von Golconda sind ohngefehr zwey Musqueten-Schüsse vom Schlosse abgelegen, und nehmen einen grossen Raum ein, indem ein jedes in besondern Garten ist. Man steiget zur Capelle, als der eigentlichen Grab-Stätte, auf 6. oder 7. steinerne Stuffen hinauf. Selbige ist viereckigt, mit einer Gallerie umgeben, die offene Schwibbogen hat, ungefehr 40. Schuh hoch, und oben mit einem Gewölbe bedecket. Inwendig brennen überall Lampen, und der Boden ist mit einer Tapete bedecket. Über der Grab-Stätte selbst liegt eine Art eines Talars von geblümten Atlas, welcher bis auf die Erde herab hanget. Verschiedene Geistliche warten daselbst beständig auf, um die Lichter und alles übrige in guter Ordnung zu erhalten. Zum wenigsten war es in diesem Zustande, biß daß dieses Land ohnlängst von dem Mogul erobert worden ist. Die Holländische Compagnie hatte allhier zur Zeit der Golcondischen Könige eine wackere Handlung, welche grosse Vortheile gab, die sich aber, seithem der Staat umgekehret, auch sehr verändert, und itzt gar aufgehaben ist.

Von Bagnagar liegt eine gute Meile Ostwerts eine Stadt *Tanara*; welselbst auch ein Pallast des Königs von Golconda war, hier fänget die Gegend an in welcher

Die berühmten Demant-Gruben von Golconda

liegen, welche diesem Königreiche endlich zu Grunde geholffen. Denn ihre Schätze lockten den Aurengzeb so kräfftig an, daß er nicht ruhete, biß er durch List und Gewalt endlich den König des Reichs im Jahr 1686. gefangen bekam, wie

Digitized by Google

schon im ersten Capitel umständlich ist erzehlt worden. Da wir nun in unserer neuesten Welt-Historie von einer jeden merckwürdigen Sache an ihrem gebührenden Orte ein für allemal Nachricht zu geben uns befleissen, so müssen wir hier die Beschreibung der Demant-Gruben aus einer an die Kön. Societät der Wissenschafften zu Anfang gegenwärtigen Jahr-Hunderts (Euwe dürffen wir wol nicht brauchen, wiewols ein gut und recht bequem deutsch Wort ist) nach London gesendeten Nachricht hier beybringen. Sie kan gar füglich in der neuesten Historie mitpassiren, weil wir keine neuere von den Demant-Gruben haben, und dabey auch so viel Neuerung nicht vorgehen kan. Diese Demant-Minen, wie man sie doch nennen muß, ob sie wol selten mehr als 4. Faden tief sind, liegen im Gatischen Gebürge, so von Cap. Comorin mitten durch die gantze Indische Halb-Insul hinläufft. Sie finden sich nicht alle an einem Orte beysammen, sondern hin und wieder in Golconda und Visiapour, daher viele glauben, daß sie wol durchs gantze Gebürge lang hinauf zu finden wären. Sie werden nicht in denen harten Felsen gebrochen oder gefunden, sondern unter und zwischen denselben, wo man einen groben Kieß findet, da schlägt man ein, doch nicht offt, und man sucht nicht viel neue Gruben, weil die bisher bekandten und bräuchlichen allein vermögend wären der Welt so viel Demanten auf den Halß zu hängen, daß sie deren gnug kriegen, und deren Werth fallen würde, wenn die Landes-Herren jedermann und allzeit graben liessen.

1. Im Königreiche Golconda sind anjetzo 23. Gruben gangbar, oder sinds doch nur noch ohnlängst gewesen. *Coloure* war die erste Grube, deren man sich in diesem Königreiche bediente. Die Erde ist daselbst etwas ein gelbichter Sand mit kleinen Steinlein vermischt, die bald gelb bald weiß sind, und da findet man die Demanten mit unter in der Strata, oder den Adern, die dieser kiesigte Sand hält: denn die Demanten findet man so häufig und Strichweise nicht, so daß zuweilen die Erde wol etliche Ruthen weit und breit, und 2. biß 3. Klaffter tieff, umgegraben und durchgewühlet, aber nichts gefunden wird. Die Demante, welche man in diesen Gruben findet, sind insgemein sehr wohl gestaltet, viele derselbigen sind spitzig, und haben ein gutes lebendiges und weisses Wasser. Jedoch sind auch einige gelb, braun, und von andern Farben. Ihre ordinaire Grösse ist ohngefehr ein Sechstheil eines Mangelins, so nach Linschotens Meynung 4. Gran ist, schwehr; sehr wenige findet man, wovon ein Stück 5. biß 6. Mangelins schwehr sind. Jedoch findet man auch wohl einige, welche 10, 15. biß 20. Mangelin wägen, aber selten. Oeffters haben sie auch eine helle und durchsichtige Haut, welche etwas grünlich aussieht, obschon das Hertz des Steines rein weiß ist. Allein diese Gruben geben itzo wenig Ausbeute mehr.

2. Die

Digitized by Google

2. Die Gruben zu Codawillikull, Malabar und Butepallem, haben eine röthliche Erde, die ein wenig zur Orange-Farbe sich neiget, als womit die Kleider der darinne arbeitenden Berg-Leute gefärbet werden. Man gräbt in die 4. Klafftern tieff hinein. Selbige geben insgemein Steine von einem sehr herrlichen Wasser und einer Crystallinischen Haut, welche kleiner sind, als die zu Coloure. Die zu Ramiah, Gurem und Matampelle, haben eine gelbe Erde, wie die zu Coloure. Ihre Steine sind eben beschaffen, wie die in denen zwey jetzt-bemeldten Gruben, aber mit vielem blauen Wasser vermenget.

Currure, die berühmteste und älteste Grube unter allen, haben die Könige von Golconda fast jederzeit für sich selbst allein gehabt, und haben niemanden drinnen graben lassen, als die auf seinen Befehl und für ihn selbst darinnen arbeiteten, biß der berühmte General Emir Jemla ihm selbige samt der Landschafft Karnate abnahm, und seinen Herrn dem Mogul Aurengzeb zueignete. Es sind wol ehe darinnen Steine von 9. Untzen trois, oder 81½. Pago's schwer gefunden. Die Edelstein-Kenner werden das Gewicht besser kennen, als wirs zu schreiben vor uns finden. Die Demanten so hier gefunden werden, sind groß, fallen ins breite, und in sich selbst sehr rein weiß von Wasser, obwol ihre Haut etwas grünlichtes in sich hat. Die Erde ist röthlicht, wie in andern Gruben.

Es soll im vorigen Seculo ein Portugiese von Goa dahin gegangen seyn, sein Heil mit Graben zu versuchen, ich sage Heil, weil diese Steine ihn lieber waren als alles andere. Denn nachdem er alles, auch die Kleider so er missen konte, dran gewandt hatte, um graben zu lassen, und die Berg-Arbeiter nunmehro den letzten Tag auf seine Rechnung arbeiteten, so setzte er einen Becher mit Gifft hin, mit dem Vorsatz, solchen in folgender Nacht auszutrincken, und sich damit selbst vom Leben abzuhelffen, woferne er selbigen Tag nichts fände. Allein die Arbeits-Leute brachten ihn des Abends einen sehr schönen breiten Stein, der 20. Pago's schwehr war. Zum Gedächtniß dieser Sache ließ er einen grossen Stein auf solchem Platze aufrichten, und eine Aufschrifft in der Honduischen oder Tellingdaischen Sprache darein hauen, die noch heutiges Tages daselbst soll zu lesen seyn, folgenden Inhalts:

Verkauffet Weib und Kind, und was ihr nur mög't haben,
Schon't eurer Kleider nicht, ja macht euch selbst zum Sclaven;
Schafft euch nur Geld, und laufft gleich nach *Currure* hin,
Grab't, wühlet, scharrt und sucht! Zuletzt kommt der Gewinn.

Niche

Nicht weit von Currure liegen die Gruben von *Latawaar* und *Ganjeconta*, in gleichem Landstriche, und geben eben solche Steine. Viel darunter aber sind auf der einen Seite dünne, und an der andern dicker, also sehr ungleich, und kan kein recht ansehnlicher Stein draus geschliffen werden, im übrigen aber schön weiß, und von einem sehr herrlichen Wasser; die beste Grube aber daselbst ist ausgeleeret, und in Ganjeconta wird noch allein für den Kayser gegraben.

Jonagerre, *Pirai*, *Pugulle*, *Purwille* und *Anuntapelle*, die auch aus rother Erden bestehen, werden itzo viel bearbeitet, und geben gute Steine, deren einige grünlich Wasser haben. Die rechten Demanten-Bergwercke oder Minen aber sind die zu Wazzergerre und Munnemurg, gegen welche die andern allerdings mehr Löcher und Gruben, als Schächte sind. Denn daselbst graben sie durch hohe Felsen, wol 40 biß 50 Klaffter tieff, biß sie wegen des Wassers nicht weiter kommen können. Die Ober-Fläche der Felsen bestehet aus einem harten, festen und weissen Steine, in welchen sie ein Loch hinein hauen, etwa so groß, als ein Brunnen Loch, 4 biß 6 Fuß tieff, alsdenn machen sie Feuer hinein, und brennen den Felsen mürbe, alsdenn hauen sie wieder, so tieff sie können, denn machen sie wieder Feuer, und so fort, bis sie an ein Mineralisch Gesteine, so eine Art eines Eisen-Ertztes, kommen; Das pflegt eine Rinde, selten mehr als 3 oder 4 Schuh dicke, zu seyn. Wenn sie dadurch sind, finden sie gemeiniglich eine solche Art von Erde, darinnen die Demanten, als in ihrer Mater, wie sie zu seyn scheinet, gefunden werden. Dieser Erd- oder Sand-Kieß-Ader folgen sie, und durchsuchen sie wol, so tieff sie gehet. Und sind sie glücklich, so beginnen sie um die Gegend von neuen zu sencken. So bald sie aber Wasser finden, müssen sie aufhören, dann sie haben keine Kunst-Wercke, die Wasser zu heben, wie in Europa. Alles ausgebrochene Ertz zerschlagen sie, denn sie finden auch zuweilen Demanten drinnen. Die Mutter-Erde ist roth, und der Steine pflegen bis 6 auf ein Mangelin zu gehen. Sie sind auswendig übel gestaltet, und sehen rauh, als wild Gesteine, aus. Ihr Wasser ist bey vielen auch vermischt, die meisten aber sind doch rein.

In *Langumbaar* gräbt man eben also, wie zu Wazzergerre und Munnemurg. Der Felsen ist zwar nicht so hart, aber die Erde und Steine, so man allda findet, sind jenen sehr gleich.

Wootoor liegt nahe bey Currure, und giebt Steine von gleicher Grösse, Gestalt und Wasser. Den Nutzen davon eignet sich allein der König zu, und ist dieses etwas sonderliches, daß die Demanten daselbst in schwartzer Erde gefunden werden.

Die

Digitized by Google

Die Demante zu Mumnemurg übertreffen alle andere an schöner Gestalt, am Wasser, und an der hellen durchscheinenden Haut. Man findet aber auch viele daselbst, welche äderig, aber doch ebenfalls von Gestalt und Wasser so fein sind, daß man sie gar schwehrlich von denen guten unterscheiden kan, insonderheit von denen kleinen. Es giebt dieser Ort Steine von verschiedener Grösse, 6, 7 bis 10 und 12 auf ein Mangelin. Die Erde ist roth, und liegt in Büschen. Das Wasser daselbst ist so schlimm, daß jeglicher, welcher davon trincket, ausgenommen die Leute, welche allda gebohren und erzogen werden, gleich das Fieber kriegen, woran viele sterben, weswegen denn die meisten, welche sich dahin gewagt, wieder haben weggehen müssen. Dessen ohngeachtet aber ist doch diese Grube viel vortheilhafftiger gewesen, als einige andere, weil die Ader manchmahl nahe an der Ober-Fläche der Erde liegt, selten tieff läufft, und reicher ist, als einige der noch bis hieher entdeckten Gruben. Der Fluß Kishma, welcher ausnehmend schön Wasser hat, ist nur 2 Meilen von dar entfernet; es wollen aber weder die Berg-Arbeiter, noch die Kauffleute, die Unkosten dran wenden, Wasser daraus holen zu lassen. Viele sind der Meynung, daß, ausser dem Wasser, auch die übele Lufft, viel zur Ungesundheit thue, weil die Stadt in einer Tieffe an einem mit Bergen umgebenen Moraste liegt.

Melwillie, oder die neue Grube, hat Erde, so mehr roth ist, als andere, und man findet da Demanten in welchen solche Erde als wie eingeknetet ist, da sie noch weich gewesen. Sie zeigen diese ihre Farbe an ihrer Haut, als welche dadurch so rauh erscheinet, daß man solche nicht wegbringen kan, wenn man sie gleich auf einem rauhen Steine mit Sand schleiffet, als dessen man sich bedienet, die Demante zu säubern. Es sind aber die Steine daselbst insgemein wohl gestaltet. Fünfe bis sechse wägen ein Mangelin. Man findet auch wohl einige, die 14 bis 15 Mangelins schwehr sind. Ja einige sind noch grösser, jedoch die meisten von mittler Gattung. Sie haben insgemein eine dicke und dunckele Haut, und inwendig ein hell gelbes Wasser, das aber nicht so lebendig und Crystallinisch ist als in andern, man hält sie auch für weicher, weil sie leicht einen Ritz bekommen, wenn sie gespalten werden. Verschiedene, welche sich mit ihrer äusserlichen scheinbaren Weisse, als sehr köstlich, darstellen, entdecken ihre Betrüglichkeit, wenn sie auf der Mühlen gewesen, und zeigen eine gelblichte Farbe zum Schaden und Verdruß derer jenigen, die sie geschnitten haben. Was ihnen aber an der Güte fehlet, das ersetzen sie zum Theil durch die Menge, weswegen sie aber auch wolfeiler sind.

3. Von Visiapour ist bekannt, daß auch Demant-Gruben darinne seyn, welche eben so groß und gut sind, als die in Golconda; allein es wurden ihrer nur

Digitized by Google

15 und noch darzu nicht die besten und reichsten gebauet, bey der vorigen Regierung; eben als wenn man sie für den Mogul hätte sparen wollen.

In denen Ramoulconetischen Gruben, welche rothe Erde haben, und etwa 15 bis 16 Schuh tieff sind, findet man selten einen Demant, der ein Mangelin wieget, sondern nur kleine, deren 20 biß 30 auf ein Mangelin gehen. Sie haben insgemein ein sehr herrlich-Crystallinenes Wasser, und darnebst eine helle und klare Haut, die manchmahl etwas bleich-grünlicht aussiehet. Sie sind von einer feinen Gestalt, etliche wenige aber etwas spitzig. Die zerbrochenen Stücken von Demanten nennet das Land-Volck Shemboes.

Die Gruben zu Banugannapelle, Pendekul und Maodawarum, zu Cumerville, Paulkul und Workul, die nicht weit von Ramulconeta entfernet sind, geben fast eben dergleichen Steine, und haben eben dieselbige Erde; in denen 3 letzten aber sind sehr kleine Steingen, deren wohl bis 100 auf ein Mangelin gehen.

Die Gruben zu Longepoleur haben gelbichte Erde, wie die zu Coloure. Ihre Demanten sind insgemein wohlgestaltet, kugelrund, wenige etwas spitzig, und haben ein sehr gutes Crystallinenes Wasser nebst einer klaren Haut. Verschiedene haben eine dicke, dunckele und graß-grüne Haut. Einige haben auch schwartze Fleckgen, daß sie von aussen schlecht scheinen, aber inwendig doch weiß und schön sind. Der Grösse nach geben 2 biß 3, und so weiter, auf ein Mangelin; und manche sind noch kleiner. Die Pootloorische Gruben haben eine röthliche Erde, geben aber Steine, welche denen Longepoleurischen gleichen, nur daß sie kleiner sind, ihre Grösse pflegt $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{5}$ eines Mangelins zu seyn.

Die Gruben zu Punchelingul, Shingarrampent und Tondarpaar haben auch rothe Erde. Ihre Demante sind denen zu Coloure nicht ungleich, nur daß gar selten oder niemahls einige grosse daselbst gefunden werden.

Gundepelle hat eben dieselbige Erde, wie die jetztbemeldte Grube, und gibt Steine von gleicher Grösse, die aber manchmahl ein reines Crystallinenes Wasser haben, worinnen sie die vorigen übertreffen.

Zu Donie und Gazerpellie sind Gruben, die gleichfalls rothe Erde haben, und eben solche Steine geben, wie die vorigen, wovon die meisten eine sehr gute Gestalt und Wasser haben. Sie haben auch verschiedene Shemboes, und einige, in welchen schlimm Wasser ist. Einige sind braun, welche das Volck daselbst weich- oder schwach gewässert nennet, indem man davor hält, sie wären von einer weichern Materie, die, wie die zu Melwillie, auf der Mühle und beym Spalten leicht Ritzgen kriegen, sind aber doch nur mittelmäßiger Grösse; Gazer-

pellie

Digitized by Google

pellie aber hat auch manche grosse gegeben, und ist die einige berühmte Grube im Königreiche Visiapour, so im Brauch ist.

Die Demant-Steine sind in allen Gruben dermassen zerstreuet in der Erden, und liegen so dünne, daß man auch in denen reichsten Gruben selten einen im Graben findet, ehe man die Materie klar gemacht, und mit Fleiß durchgesuchet hat. Sie sind auch öffters in Erd-Schollen eingeschlossen, und einige von denen, welche man in der Grube zu Melvillie findet, sind mit der Erden so feste vereiniget, daß sie nicht gnugsam dahinter kommen können, ob sie hell und durchsichtig seyn, ehe und bevor sie dieselbige mit Saude auf einem harten Steine gerieben haben, wie sie dann auch selbige nicht anders, als an ihrer Gestalt von andern Steinen unterscheiden können. Bisweilen legen sie die unerfahrnen Berg-Arbeiter, um zu wissen, was sie gefunden haben, auf einen grossen Stein, und schlagen mit einem andern Steine drauf, da sie dann endlich durch ein sehr kostbares Erfahrungs-Mittel inne werden, daß sie einen Demant zerbrochen haben. Nahe bey dem Platze, wo sie graben, machen sie eine Cisterne, ohngefehr 2 Schuh hoch, und über 6 Schuh viereckt, mit einem kleinen Loche auf einer Seiten, etwa 2 Daumen hoch vom Boden, wodurch das, was drinnen ist, in eine kleine Grube sich ergiesset, welche in die Erde gemacht ist, um die kleinen Steine aufzufangen, wenn ohngefehr einer oder der andere mit durchlauffen solte. Wenn sie nun das Loch zugestopfft haben, so füllen sie die gemachte Cisterne mit Wasser, und thun alsdann so viel von der in der Demant-Gruben ausgegrabenen Erde hinein, als sie auf einmahl bequemlich fassen kan. Hierauf zerbrechen sie die Erd-schollen, nehmen die gröbsten Steine heraus, und rühren selbige ferner mit Schauffeln um, bis daß das Wasser gantz schlammigt worden, und die sandigte Materie zu Boden gefallen ist. Alsdenn machen sie das Loch wieder auf, lassen das schlammigte Wasser heraus lauffen, und füllen die Cisterne von neuen mit reinem Wasser an, biß daß alle erdigte Materie weggespühlet worden, und nichts anders, als nur Sand, auf dem Boden übrig bleibet. Mit diesem Waschen fahren sie fort, biß ohngefehr um 10 Uhr Vormittags, da sie dann die gewaschene sandigte Materie auf einem ebenen und saubern Platze, der wie eine Billiards-Tafel nahe bey der Cisterne zu solchem Zweck zugerichtet ist, ausbreiten. Nachdem sie nun durch die Sonnen-Hitze um solche Zeit des Tages bald trocken gemacht worden, so beschauen sie alles darinnen mit höchstem Fleiß gantz genau, wobey denn auch das geringste Steingen sich schwerlich vor ihren Augen verbergen kan, daß sie es nicht erblicken solten. Wenn sie noch einen grossen Stein finden, so übergeben sie denselbigen nicht eher, als bis Feyerabend gemacht worden, und zwar gantz ingeheim, damit nicht der Gouverneur des Orts etwas davon erfahre, und Theil daran verlange, wie sie wol pflegen, ohn auf den vorher getroffenen Accord zu sehen.

Digitized by Google

Die Arbeits-Leute, und diejenige, welche sie halten, wie auch die Kauff-Leute, welche ihnen die Steine abkauffen, sind insgemein Heyden, wie ich denn nie gehöret habe, daß sich ein Muselmann darzu gebrauchen lasse. Desgleichen sind auch diese Arbeiter und ihre Herren gewöhnlicher massen Tellingaer, welche in selbiger Gegend, oder nahe darbey, gebohren sind. Die Kauff-Leute sind Banianen von Guzarate, die schon vor langen Zeiten ihr Vaterland verlassen haben, um diese Handlung, worinnen sie bereits so viel Glück gehabt, über sich zu nehmen, die sie nun mehro auch gantz allein an sich gezogen haben. Sie correspondiren mit ihren Lands-Leuten in Surate, Goa, Golconda, Visiapour, Agra, Delly, und an andern Indianischen Orten mehr, und versehen sie allerseits mit Demanten.

Die Ober-Aufseher der Demant-Gruben sind gleichfalls Banianen, Heiden. In den Golcondaschen Herrschafften verpachtet ein Feulinga Bramme die meisten derselben. Erpflegt mit denen Pachtern also zu accordiren, daß alle Steine, die sie finden, und weniger als eine Pagoda, oder 9 Mangelin wägen, ihr eigen, alle übrige aber, die so viel, und noch darüber wägen, ihme zuständig seyn sollen, zum Provit des Ober-Herrn. Beydes die Kauff-Leute und Berg-Arbeiter gehen insgemein nacket, und haben nur ein schlecht Kleidgen um die Mitte ihres Leibes, und einen Schleyer auf ihrem Haupte. Sie dürffen keinen Rock tragen, damit nicht der Ober-Aufseher sagen möge, sie seyen plötzlich reich worden, und also seine Forderung an sie vergrössere. Wenn die klügsten unter ihnen einen grossen Stein finden, verbergen sie denselbigen so lange, biß daß sie Gelegenheit haben, mit Weib und Kindern ins Königreich Visiapour zu kauffen, allwo sie sicher sind, und wohl tractiret werden, weswegen denn auch die daselbstige Gruben weit Volckreicher und im bessern Stande sind, als die in Golconda.

Hiebey ist auch noch zu mercken, daß, obschon mit denen Verlegern der Gruben insgemein ein solcher Vertrag gemacht wird, daß alle Steine über ein gewiß-angesetztes Gewicht dem Könige zugehören sollen, dennoch in denen Haupt-Städten beyder Königreiche, wie die Städte Golconda und Visiapour sind, darauf kein Accord gemacht werde, sondern alle Steine frey sind. Die letzten Könige von Golconda, Abdul Cutopshaw und Edelshaw, und der König von Visiapour gaben nicht allein sehr grosse Preisse für grosse Steine, sondern kleideten auch noch darzu die Kauffleute sehr herrlich, und verehrten ihnen Pferde, oder etwas anders von einigem Werth, um dadurch andere anzureitzen, daß sie ihnen auch solche Steine bringen möchten.

Digitized by Google

**
*

Ehe ich weiter nach Norden zu gehe, wird es Zeit seyn, daß ich auch noch etwas von denen Bergen von Gate und Baligate spreche, welche die disseitige Halb-Insul Indiens, von Norden nach Süden zu, in zwey Theile unterschreiden. Allhier wohnen die meisten Rajas oder Naiques, welche ihren Hals noch nicht unter das Moguliſche Joch gebenget haben. Man siehet diese Völcker insgemein an, als die barbariſchten in Indien, und viele Reise-Beschreiber halten ihre Wohnungen vor nichts anders, als vor lauter Raub-Nester. Allein sie sind in Wahrheit die rechten ursprünglichen Einwohner des Landes, welche das beste Recht so wohl zu denen flachen Gegenden, als zu denen Gebürgen haben, aber von denen Mohren, Arabern und Egyptiern, die sich auf denen Küsten niedergelassen haben, auf das Gebürge getrieben worden. Jedoch sind diese Indianer noch nie in so enge Gräntzen von jetzt-gedachten Völckern zusammen gejagt worden, als nunmehro von denen Mogulern geschehen, welche, nachdem sie ohngefehr vor 300. Jahren aus der Tartarey vertrieben worden, das gantze feste Land Indiens, von der Tartarey an bis an das Vor-Gebürge Comorin, überströmet, und sich von dem gantzen flachen Lande, welches die nach und nach ins Land gekommene Mohren und Araber vorhero denen Indianern abgenommen hatten, Meister gemacht haben. Eben dieselbige haben auch durch Gewalt oder Betrug einen grossen Theil des gebürgichten Landes, von welchen man ehemahls gemeynet, daß in dasselbige nicht hinein zu kommen sey, unter sich gebracht. Dessen ohngeachtet aber sind nicht weniger als 17. dieser Rajas oder souverainen Fürsten, welche mit einander wieder den Mogul in einem Bündnisse stehen, bisweilen von ihrem Gebürge herab kommen, und die Städte, welche unter seiner Regierung stehen, plündern, um welcher Ursache willen man sie Barbaren genennet hat, da sie doch solches allein aus Rache thun, wegen unzählig vielen ihnen zugefügten Unrechts. Der letzt-verstorbene Käyser Aurengzeb zerstörete nicht allein alle ihre Städte und Dörffer, welchen er beykommen kunte, sondern auch ihre Tempel, und alles, was unter ihnen vor das heiligste gehalten wird. Die Europäer, welche unter diesen Berg-Einwohnern gewesen sind, haben bey ihnen insgemein mehr Höflichkeit und Gast-Freyheit angetroffen, als bey des Moguls Leuten, welche uns sie so abscheulich abmahlen.

Gewiß ist, daß kein Land den Stand der Unschuld noch einiger massen so wohl vorstellet, als eben dieses. Die ihnen nöthige Beschützung ihrer selbst wieder ihren mächtigen Feind vereiniget sie unter einander mit denen genauesten Banden der Freundschafft. Sie scheinen also zu leben, als wenn sie alle nur eine Familie ausmachten. Ihre Gouverneurs üben keine Unterdrückung noch Ty-

Digitized by Google

ranney an ihnen, und gleichwohl erweiſet ihnen das gemeine Volck immerdar allen behörigen Reſpect, und nimmt man an demſelbigen nichts ſclaviſches noch trotziges wahr. Die Religion erwecket weder im Staate, noch in denen Privat-Familien einige Zwiſtigkeit. Es giebt zwar unterſchiedliche Caſten oder Secten unter ihnen, ſie haben aber eine unveränderliche Regul unter ſich, daß keiner ſeine Caſte verändern ſolle. Wolte einer zu einer andern Secte treten, ſo könte er in keine Caſte aufgenommen werden, dero ſeine Vorfahren nicht zugethan geweſen, ſo, daß bey ihnen über dergleichen Puncte kein Streit vorfällt. In ihren Gebäuden und Kleidung ſuchen ſie nichts weiter, als was die Natur erfordert, ſich wieder die Ungelegenheit des Wetters zu beſchützen. Sie bedienen ſich einer ſehr einfältigen Koſt, welche in Milch, Reiß, Wurtzeln oder Kräutern, und bisweilen in ſehr wenigem Fleiſch beſtehet, und allezeit auf einerley Weiſe zugerichtet wird. Sie haben keine darzu verfertigte Schüſſeln, und iſt ſehr wenig Veränderung bey ihrer Art zu eſſen an ihnen zu ſpühren. Waſſer iſt ihr ordentliches Getränckе, und iſt weder Bier noch Wein in ihrem Lande zu finden. Das geringe Volck unter ihnen brennet zwar eine ſchlechte Art von Arrack aus Reiß; man hat aber nicht wahrgenommen, daß ihre Obern ſich deſſen bedienen. Auch ſelbſt unter dem gemeinem Volcke höret man nichts von Trunckenheit, oder von Zancken und Streiten, welches in andern benachbarten Landen ſo gemein iſt, und noch viel weniger von denen unter uns ſo gemeinen Eiden und Flüchen. Sie ſcheinen ſich mit keinem andern Volcke jemahls vermenget zu haben, und wie ſie nie aus ihrem Lande anderswohin zu reiſen pflegen, ſo können ſie auch keine fremde Laſter mit nach Hauſe gebracht haben. In einem Dinge aber kommen ſie mit denen übrigen Völckern der Welt überein, daß ſie nehmlich glauben, alle andere Nationes, auſſer ihnen, wären Barbaren; worinnen man ſie aber um deswillen leicht entſchuldigen kan, weil ihnen ein ſolch Barbariſches Tractament von denen Mohren und Mogollern wiederfahren iſt, als welche ſie feindlich angefallen, und ihnen das gröſte Theil ihres Landes weggenommen haben. Ich werde aber von dieſem Volcke noch ein mehrers vorzuſtellen haben, wenn ich auf den Punct von denen Sitten der Indianer insgemein kommen werde, und ſchreite nunmehro zur Beſchreibung der Lage der Provintz Guzurate oder Cambaya, wovon einige meynen, es ſey nur ein Königreich; andere hingegen ſagen, es ſeyen zwey Königreiche, welche von denen Moguls erobert worden.

Guzarate oder *Cambaya* ſtöſſet gegen Norden an die Bay des Fluſſes Indus, und an die Landſchafft Jeſſelmeer, gegen Oſten an Candiſh und Chitor, gegen Süden an die Provintz Decan, und Weſtwerts an das Indianiſche Meer. Es erſtreckt ſich vom 19den Grade und einigen Minuten der Norder-Breite bey nahe biß an den 25ten Grad derſelbigen, ſo, daß es über 75. deutſche Meilen

von

Digitized by Google

von Süden bis nach Norden, und nicht weniger, als 100. dergleichen Meilen von Osten nach Westen zu austrägt. Wenn man Daman und Bassaim, oder Bacaim, nicht darzu rechnet, wie de l'Isle thut, der von Bombay biß Balsora alles zu des Moguls Ländern zehlet, so würde es sich von Süden nach Norden nur etwas über 60. Meilen erstrecken. Die Bay des Flusses Indus auf der Nord-Westlichen Seite, und die Bay von Cambaya in der Süd-Oestlichen machen einen grossen Theil davon zu einer Halb-Insul. Und nach Herrn Hamiltons Bericht soll ein Arm des Flusses Indus, welcher bey Cambaya in die See fällt, diese Provintz gantz zu einer Insul machen. Was die vornehmsten Städte in diesem Lande betrifft, so will ich erst einige Nachricht von denen Häfen und Plätzen an der See-Küste ertheilen, und von Süden nach Norden zu gehen. Hier kömmt nun erstlich vor

Bassaim, oder *Baceim*, im 19½. Grade der Norder-Breite liegend, allwo schlechte Handlung getrieben wird. Es ist von einem kleinen Wasser umgeben, welches den Ort zu einer Insul macht, und hat eine sehr gute und hohe Mauer rings herum, welche eine Stunde gehens lang ist. Mitten in der Stadt liegt ein Schloß. Die Portugiesen haben sie im Besitz, welche daselbst 6. Kirchen und verschiedene Klöster, nebst einem Jesuiter-Collegio, auferbauet haben, und sagt man, daß auch noch verschiedene benachbarte Dörffer unter ihr dasiges Gebiethe gehören. Es residiret allhier der General-Stadthalter der Portugiesischen Nordlichen Gegend, welcher über den Gouverneur aller ihrer Nordlichen Colonien, als da sind Diu, Daman und Chaul, zu gebiethen hat.

Ohngefehr 15. Stunden Nordwerts von Bassaim liegt die Stadt *Daman*. Die Portugiesen bemeisterten sich derselben im Jahr 1559, und haben sie von der Zeit an noch immer im Besitz gehabt, ob sie schon einstens von Aurengzeb mit einer sehr grossen Armee belagert worden, wovon doch de l'Isle, wie vorgedacht, anderer Meynung zu seyn scheinet. Es haben die Portugiesen dazumal in der Nacht einen Ausfall auf dasselbige Quartier der Belägerer, da die Elephanten stunden, gethan, und selbige mit ihren Feuer-Wercken dermassen erschrecket, daß sie sich von ihren Wärtern loßrissen; ihr eigen Volck zertraten, und mehr Schaden unter des Moguls Armee thaten, als ein Feind in so kurtzer Zeit hätte ausrichten können, worauf der Mogul die Belägerung aufhub, und sich forthin hütete eine in der Christen Gewalt stehende Stadt anzugreiffen. Dieses Daman liegt an dem Munde eines Flusses gleiches Nahmens, im 20ten Grade und etlichen wenigen Minuten der Norder-Breite. Es gehen 3. breite Strassen längst hindurch, und 4. andere Creutz-weiß durch selbige, die alle sehr regulair angebauet sind; jedoch haben wenig Häuser mehr, als ein Stockwerck. Bey jeglichem Hauß ist ein Garten und Baum-Garten, und die gantze Stadt

hat

Digitized by Google

hat eine halbe Meile in Umfange, und ist mit einer steinernen Mauer umgeben. Sie ist ziemlich befestiget, und zwar bereits einiger massen von Natur, weil sie mit einem tieffen Morast umgeben ist, hat auch einen Hafen vor kleine Fahr-Zeuge an dem Munde des Flusses, welcher durch ein Fort beschützet wird; grosse und schwere Schiffe aber können nicht hinein kommen. Vor diesem war sie eine gute Handels-Stadt, anjetzo aber ist sie sehr verarmet. Die Portugiesen haben allhier verschiedene Kirchen und Clöster, wie in ihren andern Colonien. Man muß bekennen, sagt unser Schreiber, daß die Portugiesen die Fortpflanzung der Christlichen Religion in Indien mit mehrern Eyfer befördert haben, als einige unter denen Protestantischen Völckern gethan. Es thut mir leyd, daß ich veranlasset werde, hier dessen zu gedencken, daß die Protestanten sich fast gar nicht angelegen seyn lassen, die Christliche Religion unter denen Indianern fortzupflantzen. Ja es fehlet so weit, daß sie einige Missionarios zu solchem Ende dahin abschicken solten, daß sie auch kaum Geistliche gnug für ihre eigene Handels-Oerter haben, und an verschiedenen derer selbigen nicht ein einiger zu finden ist; dahingegen die Portugiesen ihre Kirchen und Priester durch gantz Indien ausgebreitet haben, auch selbst zu Agra, Delly und Lahor, denen vornehmsten Indianischen Städten, mitten im Reiche des grossen Moguls so wohl, als an ihren eigenen Pflantz-Oertern. Ich sage dieses nicht, um damit unsern Lands-Leuten einen Verweiß zu geben, sondern nur zu dem Ende, daß sie dem löblichen Eyfer nachahmen möchten, welchen sie an denen Römisch-Catholischen deßfalls wahrnehmen, als deren viele gewißlich sich in grosse Gefahr hinein begeben, und viele Mühseeligkeit über sich nehmen, um unter denen heydnischen Völckern die Christliche Religion fortzupflantzen. Es ist fast sehr zu verwundern, daß unter denen so vielen Partheyen und Secten, die wir unter uns haben, und sonst so eifrig sind, einander zu reformiren, fast nicht ein einiger sich in die Gedancken kommen lässet, denen unwissenden Indianern das Evangelium zu predigen. Wenden sie dargegen ein, daß die Römisch-Catholischen bey Unternehmung solcher Mission die Absicht auf ihr zeitliches Interesse mit richten, und selbiges auch darinne finden, so solte sie dieses desto mehr anreitzen, ihnen darinne nachzufolgen. Ich halte aber davor, daß man dieses nur sage, unsere lange und grosse Nachläßigkeit damit zu entschuldigen, da wir eines geruhligen und gemächligen Wesens so lange gewohnt sind, und uns dahero nicht entschliessen können, einigen Mangel und Ungemach, dessen man sich bey einem dergleichen Wercke versehen muß, über uns zu nehmen. Von dem durch den König von

Dänne-

Digitized by Google

Dännemarck gemachten Anfange einer Protestantischen Mission zu Trancken-
bar hat Herr Salmon noch nicht gewust, und von dem Englischen zu Madras
noch nichts wissen können, beydes ist aber auch nicht zulänglich den Vorwurff
gäntzlich von den Protestanten zu nehmen, biß sie werden mehr Ernst beweisen,
und es nicht bey einem Versuche oder Anfange bewenden lassen.

Der nächste See-Hafen Nordwerts von Daman, ausser einigen dar-
zwischen liegenden geringen Städtgen, als da sind Dumbas, Nunsarin, Gun-
davie, ist *Surate*, im 21ten Grade und 30 Minuten der Norder-Breite, und im
72ten Grade der Länge von der Londonischen Mittags-Linie an, oder im 80ten
nach des de l'Isle und der Holländischen Rechnung. Diese Stadt liegt an dem
Flusse Tapte, ohngefehr 10. Meilen von der See. Weil sie sich nun nebst dem
Flusse etwas krümmet, so hat sie fast die Gestalt eines halben Monden. Sie ist mit
einer Mauer und Thürmern befestiget, und hat ein viereckigtes Castell, mit einem
Thurme auf jeder Ecke auf der Süd-Westlichen Seite, von welchem man so wol
den Fluß, als auch die Zugänge zur Stadt von der Land-Seiten her beschiessen
kan. Der Fluß läufft an der einen Seite des Castells hin, und auf der andern
Seite ist ein Graben. Die Stadt hat ohngefehr ein halb oder drey viertel Mei-
len im Umfange, und 6. oder 7. Thore, bey welchen Schild-Wachen stehen,
die alle, so hindurch gehen, scharff examiniren, den sie für fremd ansehen.
Die meisten Strassen sind enge, und die Häuser insgemein niedrig und klein. An
denen Seiten sind sie gewöhnlicher massen mit zerspaltenen Rohr Fach-weise be-
setzet, und die Dächer mit Cajan- oder Palm-Blättern gedeckt. Die Europäer
aber, und einige der reichen Mohren, haben höhere Häuser von gebackenen oder
gehauenen Steinen. Die Fluhre der obern und untern Zimmer sind ein Estrich,
weil sie es vor kühler halten als die Bretter: Die Stadt ist sehr Volckreich, und
der Bazar, oder Marckt-Platz, mit Banianen, und andern Kauff-Leuten ange-
füllet, welche mit ihrer Seide und andern Waaren auf ihren Köpfen, oder in
ihren Händen, daselbst stehen, und sie feil bieten. Mitten in der Stadt ist ein
grosser offener Platz, Castle-Green genannt, wegen des nahe dabey gelegenen
Castells. Das Wahren-Magazin, die Schiffe zu beladen, ist daselbst auch
unter freyen Himmel, und liegen die Ballen allzeit frey, ohn in der Regen-Zeit.
Allhier stellen so wohl die Europäer als die Indianer, ihre Ballen hin, und ma-
chen sich bereit, ihre Schiffe zu beladen. Es gefällt uns hier dasjenige mit beyzu-
fügen, welches der mehr-belobte Engelländer, Herr Hamilton, der noch vor we-
nig Jahren daselbst Handlung getrieben, von dieser Stadt mit anmercket;
Dieselbige, spricht er, ist ohngefehr im Jahr 1660. an dem Ufer des
Flusses Tapte, oder Tape, erbauet worden, welcher zu Ran-
nier, der damahligen Handels-Stadt an diesem Flusse, we-

gen der darinne befindlichen Sand-Bäncke sehr unbequem war. Um dieser Ursach willen zogen die Engelländer weiter hinab an die obere Seite des Flusses nahe bey einem Castell, so schon viel Jahre vorhero dahin gebauet worden, um sich vor denen Anfällen der Malabarischen See-Räuber zu bewahren, welche diese und die Malabarischen See-Küsten vom Vor-Gebürde Comorin an, unsicher machen, kurtz darauf folgten andere dem Exempel der Engelländer nach, so daß dieser Platz innerhalb wenig Jahren eine wackere Stadt wurde, die aber noch keine Mauren hatte. In solchem Zustande blieb sie biß an obgedachtes 1660tes Jahr, in welchem der Raja Sevagi, der sich des Moguls Herrschafft entzog, auch mit einer Armee hieher kam, und sie plünderte, ausgenommen die Europäischen Logen, welche in der Eyl etliche Stücke dafür pflantzeten, und auf ihrer Huth waren. Denenselbigen ließ er seine Freundschafft anbieten, weil er vielleicht keine Gelegenheit sahe, ohne Blut- und Zeit-Verlust sich ihrer zu bemächtigen. Er brachte eine grosse Beute von dannen mit hinweg, welches dazu Anlaß gab, daß die Einwohner nachhero den Käyser Aurengzeb ersuchten, ihre Stadt mit Mauren einzuschliessen. Dieses erlaubte er ihnen, und man machte hierauf einen Umfang von ohngefehr einer teutschen Meilen. Als aber die Handlung zunahm, so wurde die Stadt bald zu klein. Weswegen man dann sehr grosse Vor-Städte zur Gemächlichkeit der Handwercks-Leute darneben anbauete. Die Mauer wurde von gebackenen Steinen aufgeführet, ohngefehr 24. Schuh hoch, mit runden Bollwercken, welche etwa 200. Schritt von einander stehen, deren jegliches mit 5. biß 6. Stücken vom groben Geschütz versehen ist. Die reichen Leute haben auf dem platten Lande viel Sommer-Häuser und darum angelegte Gärten, um sich nebst denen Ihrigen in der Hitze zu erquicken, als welche im April, May und Junio daselbst sehr groß ist.

Es blieb die Stadt in einem beständigen Flor, biß daß die Engelländische Compagnie sie im Jahr 1686. durch einen unrechtmäßigen Krieg in Unruhe setzte: Dieser Krieg endigte sich im Jahr 1689. weder zum Vortheil noch zur Ehre der Compagnie. Der See-Räuber, Capitain Evory, verunruhigte im Jahr 1695. den Kauff-Handel dieser Stadt mit 4. kleinen Schiffgen, und nahm eines von des Moguls Schiffen hinweg, und damit zugleich eine grosse Beute von Gold und Silber, seit welcher Zeit diese Stadt wegen des Kauff-Handels viel zu leiden gehabt hat.

Als

Als Aurengzeb ums Jahr 1705. vor Alter schwach zu werden anfieng, kamen die daselbst herum liegende Rajas mit einer vereinigten Kriegs-Macht von 80000. Mann zu Pferde, Suratte zu belagern, und alle Dörffer auf dem flachen Lande zu plündern. Weil sie aber kein grob Geschütze bey sich hatten, so konten sie der Stadt wenig mehr Schaden thun, als daß sie einigen Mangel an Proviant darinne zu wege brachten; weil aber die Stadt den Fluß und die See noch offen hatte, so wurde solcher Mangel durch Zufuhre aus Guzurate bald ersetzet.

Diese Frey-Beuter werden insgemein Gennims genennet, und bestehen aus denen so genannten Warrels, Rafhboots, Pataners und Gracias. Diese Gracias waren vor diesem Ingesessene dieses Landes, und als sie sich Akbar, dem damahls regierenden Mogul, unterwarffen, so bedungen sie sich dieses dafür aus, daß ihnen und ihren Nachkommen ein Grund-Zinß bezahlet werden sollte. Die Nabobs aber ziehen ihnen denselbigen manchmahl wieder ein, da sie denn, um die Stadt- und Dorff-Voigte des mit ihnen gemachten Vertrags zu erinnern, sich offt in grosser Anzahl zusammen rotten, und alles plündern, oder es unter Brand-Schatzung setzen.

Als nun diese Völcker mit einer vereinigten Kriegs-Macht vor der Stadt lagen, warffen die Bürger an bequemen Orten, um die Vor-Städte herum, Schantzen auf, besetzten sie mit Stücken, welche also die Gennims eine gute Ecke von der Stadt hielten. Nachdem die Schantzen fertig waren, führten sie eine gute hohe Mauer auf zwischen jeglicher Schantze, und schlossen solcher gestalt auch die Vor-Städte mit einer Mauer ein. Diese Mauer gehet von dem Flusse oben an der Stadt an, biß wieder an denselbigen unter der Stadt, ohngefehr 5. Englische Meilen lang, und ist alles innerhalb derselbigen sehr wohl bewohnet. Die Einwohner werden biß auf 200000. Seelen gerechnet, worunter viel sehr reiche Mahometaner und Heyden sind. Man findet einige darunter, welche des Jahres in die 20. Schiffe von 300. biß 800. Tonnen ausrüsten, von welchen keine weniger, als 10000. Pfund Sterlings werth am Boord haben, ja einige allein 25000. und alles auf eigene Rechnung.

Der Kauff-Handel zu Surate war und bleibt noch immer sehr groß. Die Einkünffte von denen Zöllen, Land-Zinsen und

Digitized by Google

Kopff-Geldern belaufen ſich zwiſchen 1696. biß 1705. jährlich, ein Jahr ins andere gerechnet, auf eine Million und 300000. Kopyen.

Es ſind in der Stadt keine ſchöne Gebäude, auſſer einige groſſe Häuſer und Caravanſeras, Moſcheen, und einige ſchöne Tanques oder Ciſternen, und insbeſondere eine vor dem Thore. Die Frantzoſen haben auch eine kleine Kirche daſelbſt.

Die Felder um Suratte herum ſind flach, und auf der Land-Seite ſehr fruchtbar, aber an der See-Seite ſandigt und unfruchtbar. Sie haben ausnehmend ſchön Rind-Fleiſch, Schaaf-Fleiſch und Vogel-Fleiſch, welches allda täglich in Uberfluß um einen billigen Preiß verkaufft wird. Der Weitzen iſt allda ſo gut, als in Europa, zu bekommen, wie auch Hülſen Früchte, Erbſen u. d. g. Der Gouverneur des Caſtells wird von dem Mogul alle 3. Jahr beſtellet, hat aber nur das Commando über die Beſatzung, und kommt kaum einmahl von dannen heraus, ehe und bevor er durch einen andern abgelöſet wird. Weil nun dieſer Ort anjetzo ein See-Hafen iſt, allwo der gröſte Kauff-Handel in Indien getrieben wird, ſo hat der Mogul allezeit ein wachendes Auge darauf, damit er nicht wiederum überfallen werden möge, gleichwie dieſes einſtens durch den Raja Sevagi geſchehen, der ihr plünderte. Herr George Oxendon war dazumahl Præſident in der Engliſchen Factorey, und defendirte ſeine Loge wacker, wofür ihn der groſſe Mogul mit einem Ehren-Kleide beſchenckte, und die Engliſchen Zölle bis auf drittehalb pro Cent verminderte. Die Oſt-Indianiſche Compagnie aber verehrete dem Herrn Georg eine güldene Medaille mit dieſer Uberſchrifft: Non minor eſt virtus, quam quærere, parta tueri.

Herr Gerard Angier, welcher ihm in Präſidenten-Amte folgete, ſchlug Sevagi zum zweyten mahle von der Stadt hinweg, da der Gouverneur ſich nicht unterſtehen wolte, ihm das Haupt zu biethen, und erhielt damit ſowohl das Schloß, als das Engliſche Hauß.

Es iſt auch ein Stadt-Voigt daſelbſt, welcher Unter-Gouverneur des Nabob oder Vice-Königes der Provintz iſt. Zu dieſem Herrn begeben ſich die Fremdlinge bey allerley Gelegenheiten. Er entſcheidet aber keine Sache von einiger Wichtigkeit ohne Beyrath der groſſen Stadt-Bedienten, welche der Cogy, der Vacanaviſh und der Catoual ſind. Der Cogy iſt ein in den Geſetzen und Gewohnheiten des Reichs wohlerfahrner Mann, und Richter in Bürgerlichen Sachen. Der Vacanaviſh wird von dem Käyſer dahin geſchickt, um ihm eine wöchentliche Nachricht von allen daſelbſt vorgehenden wichtigen Händeln zu ertheilen, unter welchen noch ein anderer Bedienter ſtehet, welcher faſt alles nach

Hofe

Digitized by Google

Hofe berichtet, was an dem Orte geredet oder gethan wird, es mag so geringe seyn, als es wolle. Der Catoual ist ein solcher Beamter, welcher die Ruhe befördert, und jede Nacht zwahl durch die Stadt reitet, nehmlich um 9, 12 und 3 Uhr. Um 5 Uhr gehet seine Wacht zu Ende, da dann auch die Trommul geschlagen und auf einer grossen kupfernen Trompete geblasen wird, um anzuzeigen, daß nun einen jeden selbst zu wachen gebühte: weil der Tag nicht weit mehr sey. Er wird allezeit von einer Soldaten-Wacht begleitet, und wenn er einige mutwendtliche Menschen antrifft, so nimmt er sie entweder gleich in Arrest, oder straffet sie alsofort am Leibe, wie ers vor gut ansiehet. Dieses geschicht gemeiniglich durch die Cha Buck, so die unbarmhertzigste Geisselung ist, die irgendwo in Gebrauch seyn kan. Bisweilen kriegt der Missethäter auch Stock-Schläge. Ohngeachtet aber diese Stadt über alle massen Volckreich und mit vielerley Nationen angefüllet ist, so entstehet doch gar selten daselbst einiger Tumult oder Unordnung. Von solchen Verbrechen, die am Leben gestrafft werden, als da sind z. E. Mord oder Dieberey, hört man offt in vielen Jahren nichts. Dieses kan zwar einiger massen der allda in Schwang gehenden schleunigen und unpartheyischen Abstraffung der Ubelthäter zugeschrieben werden, aber noch mehr der stillen und ruhigen Gemüths-Art derer Heydnischen Einwohner, als welche selten einander mit etwas beleidigen, noch die ihnen wiederfahrne Beleidigung allzu hoch empfinden.

Die einheimischen Einwohner in Surate sind entweder Mohren oder Mahometaner, Banianer, Perser oder Halachors. Die Mohren haben allhier sowohl, als in allen andern Indianischen Städten, welche unter der unmittelbaren Herrschafft des Moguls stehen, die Regierung gantz allein in Händen, weßwegen sie denn die heydnischen Einwohner etwas verächtlich tractiren. Allein das friedfertige und demüthige Bezeigen der Heyden, welche nach keinen Ehren-Aemtern streben, noch über die Mohren zu herrschen begehren, verringert vieles ihrer Abkehr gegen diese Götzen-Diener. Wie nun diese Banianen unter sich selbst gerne friedlich leben, also verhüten sie auch, so viel an ihnen ist, allen Streit mit allen Fremden. Wenn sie an denen Europäern, mit denen sie zu thun haben, einigen Unwillen mercken, so entziehen sie sich so geschwind, als es nur seyn kan, von ihnen, und kommen ihnen nicht eher wieder vor Augen, als biß sie Zeit gnug gehabt, ihre Gemüths-Hitze abzukühlen, und geben ihnen sodann die allerfreundlichsten Worte. So höfflich sie aber immer in andern Stücken sind, so sehr sorgfältig sind sie auch wegen ihres Geldes, und häuffen unendliche Schätze zusammen. Jemand von ihnen, der 40000. Pfund Sterlings reich ist, wird sich nicht verdriessen lassen, die gantze Stadt durchzulauffen, wenn er nur einen halben Stüver zu gewinnen weiß.

Digitized by Google

Die Persianer, welche zu Surate wohnhafft sind, werden bisweilen auch Gauren, oder Anbeter des Feuers genennet, und sagt man von ihnen, daß sie aus Persien nach Indien gezogen, als der Calif Oman das Königreich Persien erobert, und unter der Mahomedaner Herrschafft gebracht hat. Sie bleiben noch immer bey ihrer alten Persianischen Religion, so, daß sie die Sonne und das Feuer anbeten, u. s. f. Sie sind insgemein Weber, und machen die meisten seidene und andere Zeuge, die in Surate gewircket werden. Es wird aber von denen Weisen und Gewohnheiten dieses Volcks im Capitel von der Religion ein mehrers vorkommen, jetzo aber nur noch ihrer Grab-Stäte zu gedencken, die sie nahe bey Surate haben. Die gröſſeste Ehre, welche dieses Volck ihren verstorbenen Freunden anzuthun vermeynet, bestehet darinne, daß sie ihre todte Leichname hinlegen, und von denen Raub-Vögeln auffressen lassen. Diese lebendige Grab-Stätten ziehen sie allen andern Arten der Begräbnisse vor.

Der Platz, wohin sie ihre Todten bringen, ist auf dem Felde, eine halbe Stunde von der Stadt, welcher mit einer Mauer, so 12. Schuh hoch ist, und 100. Schuh im Umfange hat, umgeben ist. Die Erde darinne ist ohngefehr 4. Schuh hoch erhaben und ablauffend gemacht, damit die stinckende Feuchtigkeit aus denen todten Cörpern in einem darzu verfertigten Graben ablauffen könne. Es kan nichts abscheulichers anzusehen seyn, als dieser Begräbniß-Platz. Da siehet man eine grosse Menge Leichen auf eine höchst eckelhaffte und schändliche Weise bey einander liegen. Einige sind grün, andere gelb, einige blutend und noch gantz frisch, etlichen sind schon die Augen durch die dahin sich versammlende Geyer ausgehacket; andern ist alles Fleisch von den Backen abgerissen; an einigen Theilen ihrer Leiber sind grosse Löcher hinein gefressen, und das Leder ist von einem Ende bis zum andern zerrissen und zerfetzt. Einige Stücke sind von der Sonne gehärtet, wie ein Stück gegerbt Leder, dahingegen andere so abgefressen, wie ein Todten-Gerippe. Man mercket auch an, daß die Geyer ihren Geruch sowohl als ihren Geschmack mit diesen todten Leichnamen erquicken, und sich mit Fleiß gegen den Wind zustellen, um den daher kommenden ihnen so angenehmen Geruch wenigstens noch zu geniessen, wenn sie sich schon so satt gefressen, daß sie nicht wol von dannen fliegen können.

Es wohnet noch eine vierte Nation zu Surate, die man Halachors nennet, welches Wort in der Persischen Sprache solche Leute bedeutet, die sich Freyheit nehmen, alles zu essen und zu trincken. Dieselbe trincken Wein, und essen allerley Fleisch und Fische. Sie sind in ihren Geschmack so gar nicht delicat, daß ihnen ein Stück von einem todten Aase eben so gut schmeckt, als die beste Kost, so man kauffen kan. Diese Leute werden zu den geringsten Diensten gebraucht, als z. E. die Strassen zu kehren, den Mist wegzuschaffen, todte Leichname zu waschen,

Digitized by Google

schen, und nach ihren Begräbniß-Plätzen zu bringen, welcherley Dienste einem Mohren oder Banian verunreinigen würden. Es werden daher selbige von ihnen, als ein höchst-geringes und verächtliches Volck angesehen, und kan man niemanden mehr schimpfen, als wenn man ihn einen Halachor nennet. Allein diese arme Leute fragen nichts nach diesen Nahmen, sondern verrichten ihre verächtliche Arbeit gantz geruhig und ohne einige Widerspenstigkeit, bucken sich und sind freundlich gegen jederman, vor denen sie vorbey gehen, nehmen sich aber mit allem Fleiß in Acht, niemand anzurühren, der sich dadurch, als verunreiniget, ansehen würde. Man findet nicht deutlich genug ob diese Halachors von denen Bareyern unterschieden sind oder hier nur anders genennet werden.

Die Englische Ost-Indische Compagnie hat einen Præsidenten zu Surate, welcher daselbst in grossem Ansehen lebet. Desgleichen ist auch allda ein Buchhalter, Pack-Hauß-Meister und Schreiber, welche Raths-Glieder sind. Diese haben ihren Secretarium, welcher gewöhnlicher massen ein Raths-Glied wird, wann eine Stelle darinnen offen wird. Ferner sind daselbst Factors, Schreiber und Lehr-Jungen, welche nachdem mit der Compagnie gemachten Accord 3 oder 5 Jahr dienen, und so dann Stuffen-weise zu höhern Bedienungen befördert werden. Diese haben die Kost und Wohnung in der Factorey, wie auch ihre ordentliche Besoldung, nebst Freyheit in Indien von einem See-Hafen zum andern zu handeln. Welche unter ihnen Credit, sonst aber kein eigenes Capital haben, damit zu handeln, können Geld geborgt kriegen um 25 pro Cent von denen Banianen, womit sie aber hernach auf einigen Reisen gar viel gewinnen können, nehmlich offt hundert mit hundert. Die Compagnie hält gleichfals daselbst einen Prediger, welcher alle Sonntage einmal prediget, dreymahl aber, wie auch noch über dieses zweymahl in denen Wochen-Tagen Gebethe herlieset. Er ist seinem Range nach der nächste nach der andern Person im Raths-Collegio, und erweiset man ihm vielen Respect und Ehrerbietigkeit. Es stehet ihm allezeit ein schönes Pferd und eine Kutsche zu Diensten, so offt ers verlanget, nebst einigen Aufwärtern, die ihm begleiten; allermassen die Compagnie 40 oder 50 schwartze Paeons in ihren Diensten hat, welche allen Gliedern der Factorey ohne Unterscheid, als Soldaten oder Aufwärter zu Diensten stehen. Die Besoldung der Compagnie-Bedienten ist wie in Madras; Von denen Paeons aber kriegt jeder monathlich nicht mehr, als 4 Roupyen oder 9 Englische Schillinge.

Das Hauß, worinne die Englische Factorey ist, gehöret dem Mogul, von welchem es die Compagnie für 60 Pfund Sterlings jährlich miethet. Es liegt auf der Nord-Westlichen Seite der Stadt, und hat bequeme Wohnungen für 40 Personen, ausser denen Zimmern des Præsidenten. Es hat Keller, ein Pack-Hauß, eine Tanque und ein Bad. Es wird sonst der Orten selten viel

Mieth-

Digitized by Google

Mieth-Geld gezahlet, oder Logiamenter verhäuret. Weils nicht sehr gebräuchlich ist. Daher auch die Hauer so noch gehoben wird, so mäßig ist, daß sie nur zulanget, die Gebäude im baulichen Wesen zu erhalten.

Der Præsident hat die Ober-Aufsicht über alle Colonien der Ost-Indianischen Compagnie, und ihre Factors und Agenten auf der Westlichen Seite Indiens und gegen Norden zu, als z. E. zu Agra, Amadabad &c. und macht eine grosse Figur zu Surate.

Die Tafel der Compagnie, an welcher alle Glieder der Factorey speisen, wird gar herrlich versehen. Sie haben nicht allein Persianischen Wein und Punch, sondern auch Europäischen Wein und Bier. Sie haben 3 Köche von unterschiedlichen Nationen, und werden mit allerley Kost, so das Land hervor bringet, bedienet. Alle Schüsseln, Teller und Trinck-Gefässe sind von Silber, und an denen Sonn- und Fest-Tagen werden sie noch herrlicher tractiret. Nach der Mittags-Mahlzeit ladet der Præsident zum öfftern die Kauffleute in einem schattigten Garten ein ausser der Stadt, auf der Seiten einer Tanke oder Canals. Er wird in einem Palanquin oder Trag-Sessel von 4 Paeons auf ihren Schultern dahin getragen, nebst zwey Unions-Flaggen vor ihm her, und einigen schönen Persianischen oder Arabischen vor ihm hergeführten Hand-Pferden, die sehr kostbar gezieret sind. Die Sättel derselbigen, wie auch die Pferde, worauf die Kauffleute reiten, sind von gesticktem Sammet. Die Zäume und Decken der Pferde glintzern von Silber, und der Capitain derer Paeons zu Pferde führet 40 biß 50 Mann nach sich zu Fusse, als eine Leib-Wacht des Præsidenten. Der Rath folget in grossen offenen Kutschen, welche aber, an statt der Pferde, nach Landes-Manier von Ochsen gezogen werden. Die übrigen Glieder der Factorey fahren auf Hackeries, so eine Art von Kutschen sind mit 2 Rädern, ohne erhabene Sitze, oder reiten zu Pferde, indem auf der Compagnie Unkosten eine Anzahl schöner Pferde gehalten wird, um einen grossen Aufzug damit zu machen, als welches man in Indien vor etwas gar sonderliches hält. Daher geht niemand aus dem Rathe vor die Stadt-Thore hinaus, ohne ein Gefolge von 4 oder 5 Paeons bey seiner Kutsche, und das Englische Ober-Haupt zu Surate empfänget fast eben so viel Ehrerbietung als des Moguls Gouverneur. Wenn die Kauffleute zu einem Indianischen Gast-Mahle gehen, richten sie sich nach der Orientalischen Weise, so, daß sie dabey auf Persianischen Tapeten liegen; in ihrer Behausung aber sitzen sie auf Stühlen nach der Englischen Manier.

Die Engelländer, als auch andere Nationes, haben ihren Begräbniß-Platz ohngefehr eine Englische halbe Meile von der Stadt, und scheinen denen Mahometanern in der Pracht ihrer Begräbnisse nachzufolgen. Die ansehnlichsten

Digitized by Google

sten derer Engelländer sind die Begräbnisse des Herrn Oxendon und des Præsidenten Angiers, welche mit herrlichen Thürmen und Spitzen gezieret sind; die Holländer aber wollen ihnen in solcher Eitelkeit nichts nachgeben. Insonderheit findet man eines daselbst, welches auf Befehl eines lustigen Holländischen Commendanten erbauet worden, davon wegen dessen Artigkeit sehr viel geredet wird, weil es gleichsam mit drey grossen Punch-Schalen gezieret zu seyn scheinet, bey welchen seine Landes-Leute, die ihn überlebet, sich seiner, und ihres offtmahligen Herumtrinckens, wie er auf dem Tode-Bette es verlanget, zum öfftern erinnerten.

Ohngeachtet aber der grossen Vorzüge so die Europäer haben und brauchen, so müssen sie doch auch genug wissen und fühlen, daß sie unter der Mohren oder Mahometaner Gewalt stehen. Denn, wenn etwa eines der Mohrischen Schiffe, von See-Räubern genommen wird, so meynen sie gleich, daß sie berechtiget seyn, sich an den Europäern wegen solchen Schadens zu erhohlen, unter dem Vorwand, die Räuber-Schiffe wären Europäische Fahr-Zeuge, und würden von ihnen gehalten: schliessen daher ihre Factoreyen mit einigen Trouppen dermassen ein, daß niemand weder aus- noch eingehen kan, biß sie die verlangte Satisfaction erhalten haben. Machen sie aber solche Prætention gantz ohne Ursach, und machens zu grob, so wissen diese auch schon rath. Sonderlich sind die Holländer gar fix mit ihren Schiffen für die Mogulischen See-Häfen zu rücken, und sich recht zu verschaffen. Denn gegen die grossen Europäischen Schiffe vermögen sie nichts; Daher auch wohl ehe die Dänische Ost-Judische Compagnie, die doch selten über 1 oder 2 Schiffe zugleich in Indien hat, sich dieses Mittels bedienet, und sich so unnütze gemacht, daß die Indianer oder Mohren nemlich von der Kauffmannschafft, als welcher solche Unsicherheit am meisten zur Last fällt, froh gewesen sind, wenn sie bey den Grossen den Zwist haben können helffen beylegen. Im Jahr 1691 wurde die Englische Factorey mit einiger Reuterey und Fuß-Volck umringet; die Frantzosen aber und Holländer wurden innerhalb der Stadt-Mauren, auf Abdel Gifford's, eines reichen Mohrens, Anklage gefangen gehalten, weil demselbigen von denen Juth-Leuten, (wodurch sie die Europäer verstehen) ein Schiff weggenommen war, da sie dann von denen Engelländern, Frantzosen und Holländern Satisfaction verlangten, weil der See-Räuber alle ihre Flaggen ausgesteckt hatte. Hierauf stellte der Englische Præsident dem Gouverneur vor, daß Abdel Gifford hierinne keinen Glauben verdiente, weil er schon vormahlen einige Bdols-Leute dahin vermocht, daß sie gerichtlich ausgesagt, eines seiner Fahrzeuge wäre ihm genommen worden, welche aber nachgehends bekannt, daß sie von ihm bestochen worden, einen falschen Eyd in solcher Sache zu thun; gesetzt aber, daß seine Beschuldigung Grund hätte, so wäre es doch eben so unbillig, daß man die Europäer nöthigen wolte, solche Güter, die auf der See weggenommen würden, wieder zu ersetzen, als es seyn würde, wenn man verlangte, daß der

Mogul alle zu Lande begangene Raubereyen wieder gut machen möchte; die See-Räuber wären von der Compagnie nicht authoriſiret, und ſtünden auch nicht unter ihrer Gewalt. Als nun nachhero kund worden, daß die Dänen das Mohriſche Schiff Repreſſalien-weiſe wegen einiger an ihnen verübten Beleidigung, weggenommen hatten, ſo wurden die Engelländer wiederum auf freyen Fuß geſtellet, nachdem ſie faſt 4 Monathe lang Arreſt halten müſſen. Des nächſt-folgenden Jahres gab eben dieſer Abdel Gifford, um ſeinen Verluſt wiederum erſetzt zu bekommen, eine neue Klage ein, daß ihm ein Schiff zur See weggenommen und geplündert worden wäre, und brachte es dahin, daß die Engelländiſchen Kauff-Leute von neuen arreſtiret wurden, allein zu ihrem groſſen Glück, wurde der Betrug gleich entdecket und bewieſen, daß ein Theil von dem Gelde, welches Gifford verlohren zu haben, vorgäbe, von ihm ſelbſt heimlich aus Land gebracht, und in einen Garten an der Seite des Fluſſes verſteckt worden wäre, welches dann denen Engelländern wiederum ihre Freyheit, ihrem alten Ankläger aber Schande gnug zu wege brachte. Allein der Nabob oder Vice-König und andere Moguliſche Bediente ziehen mehrentheils doch Geſchencke davon, denn die Europäer, denen ein ſolcher Arreſt Schaden thut, und verdrießlich fällt, geben lieber allzeit eine mäßige Summa ehe ſie es zu Repreſſalien kommen laſſen. Denn ſo würde ihr Arreſt zu lange währen.

Die Holländiſche Oſt-Indianiſche Compagnie hat daſelbſt auch ein Haupt-Comtoire, worunter die Factoreyen zu Agra, Hamed-Abad, Brotja und Brodera ſtehen. Sie hält daſelbſt einen Ober-Aufſeher des Handels, einen Ober-Kauffmann, welcher die zweyte Stelle in dieſer Factorey hat, und noch 48 Bediente, worunter die Soldaten und Leib-Guarde des Ober-Aufſehers mit gehören. Der auch ſonſt noch Inländer zu Dienſte hat; und iſt ſein Staat nicht weniger anſehnlich, als der Staat des Engliſchen Befehlhabers.

Ehe ich die Stadt Surate verlaſſe, muß ich noch gedencken, daß daſelbſt keine öffentliche Wirths-Häuſer ſeyn, ſondern an deren Statt einige groſſe Gebäude, die von einigen Caravanſeras genennet werden, worinne die Reiſende ſchlaffen, und ihre eigene Koſt ſich zubereiten können. Man findet dergleichen Häuſer von Stunden zu 3--6 Stunden von einander auf allen groſſen Straſſen erbauet. Es iſt gemeiniglich eine Tanque oder Waſſer-Behältniß nahe darbey, zum Dienſt derjenigen, welche darinnen einkehren. In denen Vorſtädten von Surate iſt eine ſehr groſſe Tanque, ſo rings um Stuffen-weiſe und unten aufm Boden mit Quader Steinen ausgeſetzt, und eine halbe Stunde im Umkreiß iſt. Ob nun ſchon die Engelländer, Frantzoſen und Holländer einen groſſen Handel in dieſer Stadt haben, ſo iſt doch ſelbiger nicht zu vergleichen mit demjenigen, welchen die Mohren, Armenianer, Banianer, Araber und Juden daſelbſt treiben. Es

iſt

ist uns erzehlet worden, daß einer von diesen Kauffleuten eine Flotte von 15 bis 16 Kauffarthey-Schiffen auszurüsten vermögend gewesen.

Ob gleich der Mogul ein gantz souverainer Herr ist, und sich das Eigenthum über das gantze Land alleine zueignet, so giebt er doch auf der See, da seine Befehle so viel nicht vermögen, grosse Aufmunterungen an alle Handlung treibende, und leidet um derselben fleißige Fortsetzung zu befördern und zu hemmen, manches so ihm sauer gnug zu verdauen wird. Es ist gewiß, daß die Holländer grosse Freyheiten in seinem Reiche geniessen, worüber er wol manchmal bey sich selbst übel zufrieden ist. Denn sie geben ihm was sie nach alten Verträgen schuldig sind, aber von neuen Zöllen oder Auflagen darf er ihnen nichts anmuthen, oder sie weisen ihm die Steven ihrer Schiffe. Aber weil er auch weiß, daß keine Nation der Handlung besser vorstehet, und daß sie am geschicktesten sind, die Negotien recht im Flor zu bringen, so duldet er vieles, was er sonst doch wohl ahnten würde und könnte, wenn er nicht um der Kauffmannschafft willen ein Auge zumachte.

Es sind zu Suratte noch verschiedene Europäische Kauffleute, ausser denen die in den Factoreyen denen Compagnien dienen, welche ohngeachtet aller Vorstellungen, so diese darwieder thun, unter dem Schutz der Regierung leben. Als z. E. die Engländer noch 2 Compagnien hatten, so wohnten selbige in besondern Häusern, und lebten in so grosser Feindschafft gegen einander, als wenn ein öffentlicher Krieg zwischen ihnen gewesen wäre. Ja, sie liessen, wie es schiene, einen so grossen Haß gegen einander in ihren Hertzen einwurtzeln, daß auch, als ihre Herren mit einander vereiniget waren, sie kaum einander ein gut Wort zusprechen konten, wenn sie zusammen kamen. Die Verachtung und Beschimpfung, welche sie einander anthaten, so lange sie noch getrennet waren, konte in denen Indianern nichts anders, als sehr verächtliche Gedancken von denen Engelländern erwecken.

Drey oder vier Deutsche Meilen Nordwerts von Surate liegt eine kleine Bay, welche das *Swalley-Gatt* genennet wird. Allhier laden und löschen oder lossen die Europäische Schiffe ihre Güter, weil man mit grossen Schiffen nicht biß an Surate kommen kan. Die Engelländer, Frantzosen und Holländer haben alle ihre Ghuoltery oder Schuil-Platz, eine viertel Meile von der See, nebst Häsen und Pack-Häusern, ihre Güter hinein zu stellen, wenn die Schiffe hier liegen, welches vom September bis zum Mertz-Monath geschicht. Und alsdenn bauen die Banianen, Armenianer und Mohren kleine Hütten längst dem Strande hin, allwo sie ihr Guth, als auf einem Marckte, zum Verkauff auslegen.

Baroche liegt ohngefehr 13 Meilen Nordwerts von Surate, war vor diesem mit einer Mauer umgeben, und wurde vor einem sehr festen Ort gehalten; jetzund aber sind die Festungs-Wercke gantz verfallen. Nichts destoweniger ist es

noch immer ein Handels-Platz, und haben beyden die Engel- und Holländer ihre Agenten daselbst. Die Stadt wird aber nur von Cattun-Webern und Handwercksleuten bewohnt. Es werden von hier sehr beruffene Cattunene Zeuge, die man Baroachsche Baftas nennet, gehohlet.

Die Stadt *Cambaya* liegt im 23ten Grade der Norder-Breite, und am Ende des Meer-Busens von Cambaya, der seinen Nahmen von der Stadt, oder diese den ihren von ihm hat. Sie ist viel gröſſer als Surate, und hatte vor diesem auch eine bessere Handlung, welche sich aber nun nach Surate gezogen hat. Die Portugiesen sind vormahlen Meister von diesem Platze sowohl, als von Baroche und Surate gewesen, wurden aber von den Mohren daraus wieder hinweg geschlagen. Die Stadt Cambaya ist mit einer Mauer von gebackenen Steinen und mit Thürmern, welche wie gewöhnlich von einander etwas abstehen, umringet. Die Strassen sind breit, die Häuser von Steinen gebauet, welche in der Sonnen getrocknet worden, und die Stadt hat ein groß alt Castell. Die Einwohner sind vornehmlich Banianen und Rashboots. Die Begräbnisse der Printen von Cambaya sind in dieser Stadt. Es war vor diesem ein Hospital für allerley Thiere allhier aufgebauet, in welchem die gutherzigen Heiden allerley kranke und groſshaffte Thiere unterhielten, in Hoffnung den Göttern oder ihren Vor-Eltern die vielleicht nach ihrem Tode könten in einem Thiere wieder gebohren seyn, zu dienen, itzt aber ists wie die Stadt selbst fast eingegangen. Die Fluth fällt mit solcher Gewalt in die Bay von Cambaya, daß das hurtigste Pferd ihr nicht soll gleich lauffen können. Die Früchte und Zeuge der Stadt Cambaya geben keinen in gantz Indien etwas nach. Es ist daselbst ein Uberfluß von Korn, Vieh, Cattun und Seyde. Cornalinen und Agat-Steine findet man in dasigem Flusse, wovon allerhand Galanterien gemachet werden. Man sticket allhier mit der Nadel aufs allerschönste in gantz Indien, und vielleicht auch in der gantzen Welt. Die trotzigen Pataner aber, ihre Nachbarn, quälen diese Gegend gar sehr. Sie pressen der Stadt manchmahl groſse Summen ab, dahingegen die Rashboots und Kollies diese wiederum überfallen, und manchmahl bis an die Stadt-Thore streiffen, umb die Pataner aufzusuchen und zu verfolgen; daher die Stadt manchmahl von ihren Schutzhaltern so viel als von den Räubern leidet. Dieses Volck war im Jahr 1716 dem Kauff-Handel zwischen Amadabad und Cambaya sehr entgegen. Der Gouverneur von Surate widersatzte sich ihnen zwar mit einem Corpo von 2000 Mann; allein sie ruinirten dasselbe hinterlistiger Weise, dermassen, daß es innerhalb 2 Monathen beynahe um die Helffte verringert, und der Uberrest sich wieder nach Hause zu begeben genöthiget wurde.

Goga liegt an der Westlichen Seite des Meer-Busens von Cambaya, fast Baroche gegen über im 21sten Grade der Norder-Breite. Die Stadt ist groß genug,

gamay, aber von ſchlechtem Anſehen, 7 oder 8 Meilen Süd-Weſtwerts von Cambaya abgelegen, allwo die Portugieſiſchen Schiffe, welche nach Goa ſeegeln wollen, ſich manchmahl verſammlen. Man verſtattet allhier denen Fremdlingen die freye Handlung mit ihren Gütern, welche aus und nach Guzurate geführet werden. Sie hat einen Hafen auch vor die gröſſeſten Schiffe, obſchon ſelbige bey niedrigem Waſſer in weichem Schlamme trocken liegen muſſen. Die Fluth ſteigt und fällt hier bis 5 Faden oder Klaftern hoch und tieff, ſonderlich zur Zeit der Spring-Fluthen, wenn der Mond voll iſt.

Diu liegt auf einem Eylande gleiches Nahmens, nach der lincken Hand zu, wenn man in den Meer-Buſen von Cambaya kömmt, auf der Breite von 20 Graden und 40. Minuten. Das Eyland iſt ohngefehr drey viertel Meilen lang, und durch einen engen Canal vom feſten Lande geſchieden. Die Portugieſen bemächtigten ſich dieſes Orts, und machten ihn feſte im Jahr 1515. Er war ſchon von Natur ſehr feſte. Der Hafen wird mit zwey Caſtellen beſchützet, unter welchen das eine mit 100. Canonen beſtantzet iſt, und die Einfahrt in den Hafen ſtreitig machen kan. Eines derer Forts liegt auf einem hohen Felſen, auf welchen man nicht anders, als durch einen ſehr ſteilen und engen Weg, kommen kan. Es hat einen doppelten Graben, worein das Waſſer aus der See flieſſet. Badur, König von Guzurate, belägerte Diu bald nachhero, als es die Portugieſen eingenommen hatten, wurde aber, die Belägerung wieder aufzuheben, genöthiget. Badur brachte es hierauf bey dem Käyſer dahin, daß er ihm eine groſſe Flotte und 20000. Mann zu Hülfe ſchickte. Allein, ob ſie ſchon die Portugieſen mit vereinigten Kräfften angriffen, ſo wurden ſie dennoch aus dem Eylande mit Verluſt des Geſchützes, der Bagage, und mit Hinterlaſſung vieler Verwundeten, wieder herum hinweg geſchlagen. Als die Portugieſen noch im Flor ſtunden, war die hieſige Handlung faſt der zu Surate gleich, welche aber nunmehro ſchon von langer Zeit her gar ſehr abgenommen hat.

Es ſind ferner längſt der Küſte von Guzurate hin noch einige Handelbare Städte, als z. E. *Pormain*, *Mangarool*, woher man groben Cattun, beydes weiſſen und gefärbten, item Korn, Erbſen und Butter holet. Es iſt auch ein Pfeffer- und Betel-Nuß-Marckt daſelbſt. Nicht weniger liegt auch *Jugat* allda, welche Stadt, ob ſie wohl ſich aus der See ſehr ſchön præſentiret, dennoch keinen Handel hat, und dahero ſehr wenig bekannt iſt.

Obgleich die Landſchafft Guzurate eine Provintz des groſſen Mogols iſt, ſo iſt ſie dennoch längſt denen Küſten hin unter verſchiedene Frey-Beuter zur See zertheilet. Alſo iſt ſie 8. Meilen an der See-Küſte hin, zwiſchen Diu und dem Vor-Gebürge Daud biß nach Goga zu, von See-Frey-Beutern, die man

Warrels nennet, bewohnet. Dieſes Volck vereiniget ſich manchmahl mit denen Saganianern, welche auf der Nord-Seite dieſer Halb-Inſul wohnen, um deſto wichtigere Raubereyen auszuführen. Sie haben keine Städte, ſondern nur kleine Dörffer. Das beſte darunter liegt 5. Meilen Oſtwerts von Diu, und wird Chanée genannt: es liegt einen Canon-Schuß innerhalb der Mündung eines Fluſſes, welcher auf eine halbe Meile in die See hinein eine Inſul quer über vor ſich hat.

Es iſt daſelbſt an der Weſt-Seite eine Landſchafft, welche unter einer gewiſſen Fürſtin ſtehet, und Sangania genennet wird. Man hat allda einen See-Hafen, Baat genannt, der ſehr bequem und ſicher iſt. Es wird allhier kein Kauff-Handel getrieben; allein es iſt dieſer Ort ſo wohl, als Kutchnaggen, da doch noch einige Handlung iſt, und der ſo wohl als der erſte von einer Königin beherrſchet wird, ein Raub-Neſt, welches alle Miſſethäter, ſo denen Händen ihrer Richter entlauffen ſind, in Gnaden auf- und annimmt. Dieſe Leute, welche auf die Gröſſe und Anzahl trotzen, und allen Schiffen Anthun die ſie beſegeln können. Ehe ſie in Streit gehen, trincken ſie Bang, welches ihnen in die Köpffe ſteiget, und ſie in Fechten ſehr toll machet, ſo, daß ſie niemanden Quartier geben, ob ſie ſchon ſonſt diejenige, ſo ſich ihnen ohne Wiederſtand ergeben, ziemlich gelinde tractiren. Sie tragen lang Haar, und wenn ſie daſſelbige hängen laſſen, pflegen ſie nichts zu ſchonen.

Ihre Manier zu fechten, zum wenigſten derer Warrels ihre, welchen vielleicht die Sanganianer ziemlich gleich kommen, iſt alſo beſchaffen: So bald ſie eine Priſe geentert, d. i. ſich an Boord geklamert haben, werffen ſie mit ſo viel Steinen auf ſie aus ihrem Schiffe, als wenn es hagelte, um ſie vom Oberlauf wegzutreiben. Ergeben ſie ſich aber noch nicht, ſo werffen ſie ſehr viel Töpffe mit trockener Materie unter ſie, welche, wenn die Töpffe zerbrochen, ſo gewaltig ſtäuben, daß man keinen Athem dafür hohlen noch ſehen kan. Sie werffen auch wol in Oehl getuncken Cattun über aufs andere Schiff, welcher ſo gewaltig brennt, daß er überall anzündet, wo er nur hinkömmt. Davon haben ſie aber ſelten Vortheil, daher ſie das auch nicht thun, als in der Deſperation, und wenn ſie keine Hoffnung haben, das Schiff anders zu bezwingen.

Man hat noch in der Nord-Oſtlichen Gegend von Guzurate ein Volck, die Koulies genannt, welche ſo groſſe Räuber zu Lande ſind, als die andern zur See. Dieſes Volck iſt mit einer Armee zu Lande nicht zu bezähmen, weil das Land mit ſo vielen Bächen, Pfützen und kleinen Flüſſen, welche ſo weich und ſchlammicht auf dem Grunde ſind, daß weder Menſchen noch Pferde dadurch waten können, durchſchnitten iſt. Ihre Städte liegen in groſſen Bamboes-Büſchen

schen so dichte beysammen, und das Volck ist so zahlreich und tapffer, daß man ihnen nicht leichte beykommen, noch sie zwingen kan.

Amanadab, oder *Amadagar*, ist die Haupt-Stadt von Guzurate, und die Residentz des Vice-Königes. Sie liegt auf der Breite von 23. Graden und 40. Minuten, und im 72ten Grade der Länge, nach der Mittags-Linie von London, oder im 91ten Grade, nebst einigen Minuten nach der Holländischen Rechnung, und ist bey 32. deutsche Meilen Nordwerts von Surate. Sie hieß vorzeiten Gurdebad, oder die Wohnung des Staubes, wegen der Staub-Wolcken, die wegen des sandigten ebenen Landes beym trockenen Wetter häufig in die Höhe steigen. Sie liegt auf einer schönen Fläche, und wird von einem kleinen Flusse bewässert, welcher in der Regen-Zeit sehr hoch anlauffen, und das flache Land unter Wasser setzen kan. Es ist diese Stadt mit einer Mauer von gebackenen und andern Steinen umgeben, und hat Thürmer, welche in gewöhnlicher Weite von einander stehen. Sie hat 12. Thore, und erstreckt sich mit denen Vorstädten auf 3. bis 4000. Geometrische Schritte in der Länge. Die Strassen sind insgemein breit; das Meidan Cha, oder des Königes Viereck ist 700. Schritte lang, und 400. breit, und auf jeder Seite mit Bäumen bepflantzet. Das Castell stehet auf der Westlichen Seite dieses Vierecks, und die grosse Caravensera, denen Frembdlingen darinnen Auffenthalt zu geben, nach Süden zu, worauf verschiedene andere Gebäude sind, allwo der Catual Gerichts-Tage hält. Bey dem Meidan stehet auch einer von des Moguls Palläſten. Uber dem Thore ist ein grosser Ercker, allwo die Land-Music und Trompeten des Morgens, Mittags und Abends sich hören lassen. Die Englische Factorey stehet mitten in der Stadt, und die Holländer haben gleichfalls eine auf der grossen Strassen, die 30. Schritt breit ist. Ihre Pack-Häuser sind insgemein mit vielen Indianischen Gütern reichlich angefüllet.

Es sind sehr viel Moschéen, oder Mahometanische Tempel in dieser Stadt, diejenige aber, welche Juma Mesgid, oder die Freytags-Moschée, genennet wird, weilen das meiste Volck an diesem Tage darein zu gehen pfleget, ist die herrlichste darunter. Man gehet in dieselbige hinauf durch verschiedene grosse Stuffen. Es stehet davor ein viereckigtes Kloster, von 140. Schritten in der Länge, und 120. in der Breite. Dasselbige ist mit 12. gewölbten Dächern gezieret, und in der Mitte stehet man ein offenes gepflastertes Viereck. An dem vordern Gebäude des Tempels sind 3. grosse Schwibbggen, und an denen Seiten zwey grosse Thüren, wodurch man hinein gehet, über welchen sehr hohe Thürmer sind, von welchen das Volck zu denen Gottesdienstlichen Ubungen geruffen wird. Das Haupt-Gewölbe ist mit verschiedenen andern kleinen Gewölbern, und mit zweyen Spitzen umgeben. Das gantze Gebäude wird von 44.

Pfeilern

Pfeilern getragen, welche in 2. Reihen ſtehen, und der Boden iſt von Marmor. Es gibt auch ſehr viel Pagoden, oder heydniſche Götzen-Tempel in Amadabad, unter welchen der ſchönſte von Aurengzeb in eine Moſchée verwandelt worden, bey welcher Ceremonie er eine Kuh im Tempel ſchlachten ließ, weil er verſichert war, daß die Heyden nie wiederum in denſelben hinein gehen würden, nachdem er, ihren Gedancken nach, alſo verunreiniget worden wäre. Er befahl auch, daß man alle Menſchen- und Thier-Bilder darinne verderben und zerſtören ſolte, wodurch er denn viel heidniſche Schönheit verlohren hat.

Es ſind in dieſer Stadt ſo viel Büſche und Gärten, daß ſie von ferne, wie ein Wald ausſiehet. Des Königes Garten, welcher auſſerhalb der Stadt-Mauren an der Seite des Fluſſes liegt, iſt mit allerley Indianiſchen Frucht-Bäumen angefüllet. Es beſtehet derſelbige aus verſchiedenen Gärten, die, wie ein Amphitheatrum, angeleget ſind, ſo daß immer einer höher als der andere liegt. Auf dem höchſten iſt ein Spatzier-Gang, von welchem man viel Dörffer auf dem Lande, bis auf etliche Meilen, ſehen kan. Vier oder fünf Meilen von Amadabad iſt das Dorff Serquech, allwo die Begräbniſſe derer ehemahligen Könige von Guzurate ſind. Es ſind dieſelbige groſſe viereckete Gebäude mit 3. groſſen Schwibbögen in jeder Fronte, und über dieſen noch ſehr viel kleinere. In der Mitten iſt ein herrliches Gewölbe, und verſchiedene kleine an deſſen Seiten. Die eigentliche Grab-Stätte iſt allezeit gerade unter dem gröſten Gewölbe.

Bey dieſer Stadt haben die mitleidigen Indianer Hoſpitäler für kranecke und lahme Thiere und Vögel geſtifftet; denn weil ſie ſich einbilden, daß die Seelen ihrer Anverwandten, oder Vorfahren, in dieſe Thiere gefahren ſeyn möchten, ſo halten ſie es vor das gröſte Liebes-Werck, ihnen ihre Nothdurfft zu verſchaffen. Sie kauffen dahero auch öffters verwundete Thiere von denen Chriſten und Mohren, um ſie von der Grauſamkeit derer Ungläubigen, wie ſie ſie nennen, zu erlöſen. Dergleichen Thiere bleiben in dem Hoſpital, ſo lange, bis ſie ſterben, wenn ſie nicht curiret werden können; werden ſie aber wieder geſund, ſo verkauffen ſie dieſelbige ihren Glaubens-Genoſſen, damit ſie nicht etwa wiederum übel tractiret werden mögen.

Oſtwerts von Guzurate liegen die Provintzien Candiſh und Berar, welche ohnlängſt in eine zuſammen geſchlagen worden, und haben gegen Mitternacht Chitor und Malva, gegen Morgen Orixa, gegen Mittag Decan, und gegen Abend Guzurate. Die Haupt-Stadt von Candiſh iſt *Brampore*, welche im 22ten Grade der Norder-Breite, und ohngefehr 55. Meilen nach Oſten von Surate liegt. Sie iſt eine groſſe Stadt, ſtehet aber auf einem unebenen Grunde. In der Regen-Zeit läufft das Waſſer durch die niedrige Straſſen, welche alsdann lauter

lauter Flüsse zu seyn scheinen. Die Häuser haben insgemein leimerne Wände, und sind nur armseelige kleine Hütten, ausgenommen der Pallast des Vice-Königes, und einige andere der Obrigkeitlichen Personhen und vornehmen Beamten in der Stadt. Drey Stunden Nordwerts von Brampour liegt die Stadt Baterpour, und ohngefehr 20. deutsche Meilen weiter nach Norden zu die Stadt Echarpore, oder Medapour, an einem guten Flusse, welcher bey Baroche in die See fällt. Funfzehen Meilen Nordwerts von Medapour ist das berühmte Castell Mandoa, welches auf einem hohen Berge stehet, und mit einer Mauer von 5. Meilen in Umfange umgeben ist. Shapour ist die Haupt-Stadt von Berar, und liegt auf der Breite von 22. Graden und etlichen Minuten.

Die Landschafft Orixa gräntzet an den Fluß Guenga, welcher selbige von Bengal gegen Norden zu scheidet, an die Bay von Bengal Ostwerts, an Golconda Südwerts, und an Berar Westwerts. Die Haupt-Stadt, weche auch den Namen Orixa führet, lieget in der Mitte der Provintz, im 21sten Grade der Norder Breite, und ist ohngefehr 25 Deutsche Meilen Westwerts vom Bengalischen Meer-Busen abgelegen. Die Stadt Cuttack liegt ohngefehr 15 Meilen von der See. Bel- oder Ballisore, woselbst alle Europäische Schiffe, welche nach Bengalen und dem Ganges zugehen, einen Lohts- oder erfahrnen Steuer-Mann einnehmen, liegt bey der Mündung eines Flusses gleiches Namens, der in selbige Bay fällt. Dieser Platz liegt auf der Breite von 21 Graden und etlichen Minuten, allwo die Engelländer, Holländer und Frantzosen eine Factorey haben. Die dasige Rheede ist sehr sicher, und wird einiger Kauff-Handel allda getrieben.

Nordwerts von Ballisore liegt die Stadt Pipeli oder Pipley, wo die Frantzosen und Holländer eine Factorey haben; wiewohl die letztere selbige nunmehro nach der Insul Hingeli verleget haben. Es liegt diese Stadt an einem Flusse, welcher aber nicht tieff genug ist vor grosse Schiffe, die also von dar etwas entfernet auf der Rheede bleiben müssen.

Die Landschafften Chitor und Malva werden insgemein vor eine Provintz gehalten. Sie gräntzen gegen Norden zu an Gualeor, gegen Osten an Bengalen, gegen Süden an Condish und Berar, gegen Westen an Gazurate. Die Haupt-Stadt ist Chitor, die Residentz des Raja Rana, welcher noch ein Nachkömmling des Pori seyn soll, dem Alexander M. eine Schlacht geliefert. Es war aber Porus um selbige Zeit ein souverainer Fürst über den grösten Theil von Indostan, oder Indien, dessen Haupt-Stadt, wie man insgemein davor hält, Delly gewesen seyn soll. *Chitor* ist eine durch ihre natürliche Lage unüberwindliche Vestung, die auch vielleicht deswegen von einigen die Haupt-Stadt seiner Herrschafften ist genannt

Digitized by Google

nannt worden. Sie liegt fast unter dem Tropico Cancri, ohngefehr 75 Deutsche Meilen Nordwerts von Brampour.

Die Haupt-Stadt von Malva ist *Ratipore* oder *Rantipore*. Sie liegt an einem kleinen Flusse auf der Norder-Breite von 25 Graden, und ist ein guter Handels-Platz.

Bengalen ist die Oestlichste Landschafft von des Moguls Herrschafften. Sie stösset an die Provintzien Patna und Jesuat gegen Norden, an das Königreich Arrakan und Tipra gegen Osten, an die Bay von Bengalen, und die Provintz Orixa gegen Süden, und an die Landschafft Malva gegen Westen. Sie erstreckt sich in der Länge von Osten nach Westen zu auf 100 Deutsche Meilen, in der Breite von Norden gegen Süden zu fast auf 75, und wird wegen ihrer Fruchtbarkeit insgemein mit Egypten verglichen, wie dann der Fluß Ganges sich in dieser Provintz in verschiedene Arme zertheilet, und selbige jährlich überschwemmet, eben wie der Nilus in Egypten thut.

Die vornehmsten Städte darinnen sind 1) *Decca*, so an einem derer Oestlichen Arme des Flusses Ganges liegt, auf der Norder-Breite von 24 Graden. Sie hat wol eine deutsche Meile in der Länge, ist aber sehr schmal und krümmet sich nach dem Flusse. Man kan dieses eigentlich die Haupt-Stadt nennen, weil sie die Residentz des Vice-Königs ist. Die Engel- und Holländer haben allhier ihre Agenten und einen starcken Handel. 2) *Ragemahal* liegt höher an dem Ganges hinauf, im 25 Grade der Norder-Breite. Allhier hat die Holländische Compagnie auch ein Contoir und eine Müntze. Unter Ragemahal liegt 3) die Stadt *Casimbazar*, auf der Breite von 24 Graden, allwo die Engel- und Holländer ihre Kauffleute haben, weil das Land sehr reich ist von Seide und Nesseltuch. Südwerts von Casimbazar liegt 4) die Stadt *Huegly* oder *Oeglei*, auf einer Insul, welche der Ganges machet, im 23ten Grade der Norder-Breite, ohngefehr 25 Meilen von derselben Mündung des Flusses. Es ist eine grosse Stadt, in welcher ausser denen Mohren und andern Indianern auch sehr viel Christen, so noch von den Portugiesen als den ersten Europäern herstammen. Die meisten Europäischen Nationes, welche nach Indien handeln, hatten allhier ihre Factoreyen, und insonderheit die Engelländer, welche letztere aber durch die ungesunde Lage des Orts sich bewegen liessen, von dar wiederum weg zu gehen, und etwas weiter hinunter nahe bey Kalkutta ein Fort aufzubauen, welches sie William genennet haben, nach dem Printzen von Oranien, der damals eben den Englischen Thron bestieg. Sonst haben die Holländer daselbst noch eine ansehnliche Factorey, und ihr Haupt-Contoir von Bengalen. Die Dänen haben gleichfalls 4 Meilen unter Huegly eine Factorey gehabt, welche sie aber, nach

gehabten

Digitized by Google

gehabten Zwist und genommener Revange durch Beraubung der Moguliſchen Unterthanen, aus Armuth wieder verlaſſen haben. Gleich gegen über zu Blankezul hatten die von Oſtende eine Factorey; nachdem ſie aber mit dem Gouverneur von Huegly in einen Streit gerathen, iſt ſelbige 1723 von ihnen auch wieder verlaſſen worden. 5) Die Stadt *Chatigan* liegt an dem Ausfluſſe des Oeſtlichen Arms des Fluſſes Ganges. Allhier richteten die Portugieſen vormahls eine ſouveraine Herrſchafft auf, hielten Banditen und See-Räuber von allerley Nationen an ſich, und geſtunden dem Fürſten des Landes keine Unterthänigkeit zu, ſondern trieben täglich Raubereyen zur See und zu Lande, und ſtöreten alſo dadurch den gantzen Kauff-Handel, ſo, daß der letzt-geweſene Mogul vor nöthig befand, eine Armee wieder ſie auszuſenden, und ſie auszurotten. 6) *Malda* liegt ein wenig Oſtwerts von Ragemahal, allwo die Europäer auch ihre Kauffleute haben. Die Holländer haben zu *Sjoppera* und *Pattena* gleichfalls ihre Contoirs. Am letztern Orte wird vornehmlich der Salpeter eingekaufft und geſäubert. Ihr Bengaliſcher Handel wird unter der Aufſicht eines Befehlhabers oder Directoris getrieben, welcher noch einen Befehlshaber zu Caſſambazar unter ſich hat. Gleichwie Bengalen eine der fruchtbarſten Landſchafften in Indien iſt, welche den gröſſeſten Überfluß an Lebens-Mitteln und Kauff-Waaren hat: Alſo iſt dieſes Contoir eines der vortheilhafftigſten der Compagnie, und ſind für ihre Ober-Bediente die fetteſte Poſten allhier zu bekleiden.

Die Landſchafft Bengalen verſchafft mehr Materien zu allerley Handwerckern und Manufacturen, als ſonſt einige bekannte Länder. Die Künſtler ſind allhier überaus geſchickt. Sie übertreffen inſonderheit alle andere in Leinwand- oder Cattun-weben. Dieſe Waare iſt allhier ſo fein, daß auch ſehr lange und breite Stücken gemächlich durch ein klein Ringelgen gezogen werden können. Kriegt etwas davon ein Loch, ſo können ſie daſſelbe ſo nett wieder zuſtopffen, daß man den Riß nicht finden kan. Iſt Glaß oder Porcellain zerbrochen, ſo wiſſen ſie es ſo artig wieder zuſammen zu fügen, daß man keinen Bruch daran ſehen kan. Man ſticket daſelbſt ſehr künſtlich, und ſie machen alle Europäiſche Kunſt-Wercke nach, obſchon alle ihre dazu habende Geräthſchafft ſelbſt, ihre Weber-Stühle, keinen Thaler werth ſind. Damit ſitzen ſie in ihren Vorhöfen, Gärten, an Straſſen und groſſen Wegen, die feine Zeuge zu weben, welche durch die gantze Welt ſo berühmt ſind. Sie machen aus Syrup, Zucker, einigen Baum-Rinden und Roſinen, Brandtewein, welcher ſtärcker iſt, als der Europäiſche. Sie mahlen und vergülden das Glaß ſehr ſchön, davon ſie ſo dünnes haben, daß es nicht dicker iſt, als doppelt Papier. Ihre Farben verſchieſſen nicht, und gehen auch in Lauge nicht ab. Die Bauren anderer Orten prickeln ihre Ochſen mit einem ſpitzigen Stecken, damit ſie hurtig lauffen ſollen; allein

Digitized by Google

hier weiß man auch darzu bessern Rath, indem man ihren Schwantz drehet und windet. Sie machen diese Thiere selbst sehr gelehrt, denn sie wissen sie gar artig zum Aufstehen und Niederliegen zu bringen, um ihnen eine Last aufzulegen, und wieder abzunehmen. Zur Zerstossung ihres Zuckers haben sie eine Hand-Mühle, welche ihnen nicht 10. Stüver kostet. Die Schleiffer machen ihre Schleif-Steine selbst mit Lack und Ameril. Ihre Mäurer machen einen gegossenen Estrich von gestossenen Ziegelsteinen und Kalck, der wenn er recht ausgetrocknet, ohne Ritzen so fest und hart ist, als wenn es eine eintzige Fliese wäre. Ja sie können den Kalck so zubereiten, daß sie ein Schauer von demselben, oder Wetter-Dach, an eine Mauer anzusetzen wissen, ohne Seulen und Stützen, 4. Schuh lang, 8. Schuh breit, und 5. oder 6. Zoll dicke. Ihr Kalck wird aus See-Schnecken und Muschel-Schalen gebrandt, der aber, den sie mit Betel Arek kauen, wird von gewissen Steinen gebrennet.

Ihre Lohts-Männer können sehr leicht die Polus-Höhe nehmen, vermittelst eines Strickgens, darinn verschiedene Knoten sind, wovon sie das eine Ende zwischen ihre Zähne, und das andere mit einer Hand fassen, und durch Hülffe eines Höltzgens, welches daran fest gemacht, und mit einem Loch versehen ist, können sie sehr bequem den Nord-Stern erblicken, und dessen Höhe ausrechnen. Sie machen ihre Butter in allen Töpffen, die sie nur kriegen, mit einem Höltzgen, welches sie am Ende in 4. Stücke spalten, und selbige so weit von einander ziehen, als es die Grösse des Topffs erfordert, das wissen sie dann, vermittelst eines darum geschlagenen Bind-Fadens, dermassen zu bewegen und herum zu drehen, daß sie in wenig Zeit Butter haben. Die Butter-Verkäuffer wissen auch alte Butter frisch zu machen, indem sie selbige schmeltzen, so dann Butter-Milch darauf giessen, und sie einige Stunden also stehen lassen, hernach wieder auswaschen und zu recht machen.

Ihre Chymisten wissen in allen Töpfen den Zinnober zu rechte zu machen und alle chymische Arbeit so mit Queckſilber geschicht zu verfertigen. Sie wissen alle Metallen leicht zu Pulver zu machen, und aus Unschlitt und Meßing Medicamenta zu bereiten, welche alle schleimigte Feuchtigkeiten verzehren, und die grösten Verstopffungen öffnen. Ihre Aertzte sind viel vorsichtiger im Gebrauch des Schwefels, als die Europäer. Sie verbessern denselbigen mit Butter, und nehmen ihn in Fleisch-Brühe ein, worinne Pfeffer und die Kerne von Indianischen Tann-Aepffeln gekocht sind. Wolffs-Wurtzel in Küh-Pisse, und Ratten-Kraut in Limonien-Safft purificiret, gebraucht man daselbst mit vielen Vortheil in Fiebern. Man lässet keine Aertzte zu einem Krancken gehen, welche nicht an dessen Pulse fühlen und ihm voraus sagen können, was vor Feuchtigkeiten in seinem Leibe die Ober-Hand haben.

Die

Digitized by Google

Die vornehmsten Kranckheiten, welche in diesem Königreiche herrschen, sind 1) die sogenannte Mordechin, oder Boors, dieselbe curiren sie damit, daß sie dem Krancken das Trincken verbiethen, und die Fußsohlen brennen. 2) Die Sonipat, oder Schlaff-Sucht, welche man damit curiret, daß man gekochten Pfeffer mit Eßig vermenget, dem Krancken in die Augen thut. 3) Die Pilhai, oder Miltz-Verstopfung, wofür sie eine kleine Oeffnung unter der Miltz machen, und stecken zwischen Fell und Fleisch eine lange Nadel, darauf ziehen sie durch das Saugen an einem Ende eines darüber gestülpten Horns eine Art von einer fetten Materie heraus, welche, wie Eyter, aussiehet. Die meisten Aertzte haben die Gewohnheit, ein Tröpflein Oehl auf jemands Wasser fallen zu lassen. Wenn nun dasselbige sich von einander ausbreitet, so schliessen sie daraus, daß der Krancke viel Hitze habe, und, wenn es beysammen bleibet, daß keine da sey. Die gemeinen Leute gebrauchen sehr schlechte und geringe Artzney-Mittel. Wieder die sogenannte Megrim, rauchen sie, gleichwie man mit Taback thut, die getrocknete Rinde von Granat-Aepffel-Bäumen, zu Pulver gemacht, und mit 4. Pfeffer-Körner vermenget. Für das gemeine Kopffweh riechen sie an ein Pöpgen oder Knöpffgen, welches aus einer Mixtur von Sale Ammoniaco, Kalck und Wasser, in ein Stückgen Leinwand gewunden ist, bestehet. Schwindel und Düsigkeit des Haupts, welche von kaltem dicken Geblüthe entstehet, curiren sie mit Trinckung solches Weins, darinnen etliche Tröpflein angebrandten Weyrauchs getröpfelt und abgelöscht sind. Wider die Taubheit, welche durch eine Menge kalter Feuchtigkeiten verursachet wird, lassen sie ein Tröpflein Limonien-Safft in das Ohr tröpffeln. Wenn das Gehirn voll wässeriger Feuchtigkeit ist, riechen sie an schwartzen gestossenen Kümmel-Saamen, welcher in ein Knöpffgen gebunden ist. Vor das Zahnweh legen sie auf den Zahn ein Gemengsel von Brodt-Krümgen und Stramonien-Saamen, welches das Gefühl vertäubet, und die Schmertzen lindert. Vor allzugrosse Hitze auf der Brust und das Blut-speyen, legen sie einen Kleister auf von einem Giraumond, so eine Frucht ist, die einem Kürbse gleichet; sie braten selbige auch, und trincken den Safft davon. Vor die Colic, welche aus windigten oder wässerigten Materien entstehet, geben sie 4. Löffel voll Wassers, worinnen Anieß-Saamen in ein wenig Pfeffer biß auf die Helffte eingekocht ist. Sie stossen auch Zwiebeln und Ingber, und legen es auf den Theil des Bauches, wo die meiste Pein ist. Vor die Magen-Ruhr, wenn bey einem Menschen die Speisen unverdauet wieder abgehen, rösten sie Knoblauch unter der Asche, nehmen, wenn sie zu Bette gehen, ein Stückgen davon in den Mund, und saugen den Safft heraus. Wenn sie den Safft aus gestampfften und gepreßten Gurcken-Blättern herauspressen und trincken, erwecken sie damit Stuhlgang und Brechen. Das Schneiden des Urins curiren sie

mit einem Löffel voll Oliven-Oehl, in Wasser geschüttet und damit eingenommen. Wider die Weichleibigkeit braten sie einen Löffel voll weissen Kümmel-Saamen mit gepülbertem Jngber, den sie mit etwas Zucker einnehmen. Der Schreiber, aus welchem wir dieses genommen, sagt zur Beschämung derjenigen, welche ihre febrilische Artzney Mittel so sehr rühmen, und die Einfältigen durch deren hohe und geheime Namen verführen, daß er gesehen habe, wie die Jndianer Fieber, welche mit einem Frost und Schaudern anfangen, mit drey grossen Pillen von Jngber, schwartzen Kümmel und langen Pfeffer curiren. Jn Fiebern, welche um den andern Tag wieder kommen, geben sie dem Patienten 3. Tage lang 3. Löffel voll Saffts von Wasserlauch, mit ein wenig Saltz und Jngber.

Das vierte Capitel.

Von dem Nordlichen Theile von Jndien und dessen Landschafften, deren Gräntzen und Haupt-Städten.

Nachdem wir nun die Halb-Jnsul, als den Südlichen Theilen in Jndien, deren Landschafften, und die Europäischen Handels-Städte in demselben beschrieben, so ist nun auch etwas von denen Nordlichen Provintzien zu gedencken, welche sind: 1) Cabul, 2) Haican oder Ballochi, 3) Multan, 4) Buckor, 5) Tatta oder Sinda, 6) Jesselmere und Soret, 7) Hindouns, 8) Jenupar, oder Jengapour, 9) Penckab, oder Lahor, 10) Delly, 11) Agra, 12) Bando oder Asmer, 13) Gualeor, 14) Narvar, 15) Cassimere, 16) Bankish oder Carkares, 17) Naugracut und Siba, 18) Jamba und Becar, 19) Gor, 20) Canduana und Patan, 21) Sambal und Mevat, 22) Halabas, Rotas, Patna und Jesuat, welches man insgemein vor einen Theil von Bengalen hält. Es werden zwar noch einige andere Provintzien in denen Land-Charten genennet, sie sind aber alle unter denen jetzt-erwähnten mit begriffen. Candahar wird zwar auch manchmahl vor eine Landschafft von Jndien mit gehalten; weil sie aber schon fast 100. Jahr lang unter der Herrschafft von Persien gestanden, mag sie auch in unserer Beschreibung bey selbigem verbleiben.

Jn dem Nord-Westlichen Theile der Mogulischen Herrschafften liegt die Provintz Cabul, welche der Berg Caucasus von der Usbeckischen Tartarey gegen Norden zu scheidet; gegen Osten stösset sie an die Provintz Cassimere, gegen

Digitized by Google

gen Süden an Haicam, und gegen Westen an Candahor, eine Persische Provintz. Das Land ist insgemein dürre und unfruchtbar; es wird aber doch darinnen ein grosser Handel mit Pferden und andern Vieh getrieben, so man aus der Tartarey und Persien dahin bringet, womit der gröste Theil Indiens versehen wird. Die Haupt-Stadt dieser Landschafft ist Cabul, auf der Norder-Breite von 34. Graden und 30. Minuten liegend. Sie ist eine grosse Stadt, und weil sie nahe an denen Persianischen und Tartarischen Gräntzen liegt, so ist sie nach Indianischer Art gut befestiget.

Haican, oder *Ballochi*, hat gegen Norden die Provintz Cabul, gegen Osten Attock, gegen Süden Multan, und gegen Westen das Königreich Persien. Die Haupt-Stadt darinnen ist Duckie, auf der Breite von 32. Graden.

Multan gräntzet an Haican gegen Norden, an Jengapore und Hindouns gegen Osten, an Buckor gegen Süden, und an Persien gegen Westen. Die Haupt-Stadt ist Multan im 30ten Grade der Norder-Breite.

Buckor hat Multan gegen Norden, die Hindouns gegen Osten, Tatta oder Sindi gegen Süden, und Persien gegen Osten. Die Haupt-Stadt führet gleichen Nahmen, und liegt im 29ten Grade der Norder-Breite.

Sindi oder Tatta gräntzet an Buckor gegen Norden, an Jesselmere und Soret gegen Osten, an den Meer-Busen von Sindi oder Indus gegen Süden, und an Persien gegen Westen. Der Fluß Sindi oder Indus ergiesset sich allhier durch verschiedene Ausflüsse in den Meer-Busen von Sindi, und gibt seinen Nahmen der Provintz und dem gantzen Reich Indostan. Diese Landschafft wird sowohl gegen die Oestliche, als Westliche Seite des Indus, zum Theil von solchen Räubern bewohnet, welche auf die Befehle des Moguls wenig passen, weil sie ein Morastig- und Gebüschigtes Land bewohnen, und durch dessen Armeen nicht im Zaum gehalten werden können.

Sie greiffen manchmahl die Kaffilaa's oder Caravanen die von Larribundar nach Tatta ihre Kauff-Waaren auf Cameelen, Ochsen und Pferden führen, mit grossen Truppen an, und rauben alles, was sie nur kriegen können. Diejenige, welche gegen Osten zu wohnen, nennet man Jams, es soll ein überaus boßhafftiges Volck seyn, und aus Moguliſchen Unterthanen bestehen; die aber Westwerts wohnen, heissen Ballowches und Makrans, welche auffrührische Unterthanen von Persien gewesen sind;

Die Haupt-Stadt ist Tatta, auf der Breite von 25 Graden und 30 Minuten, auf einer kleinen Insul liegend, welche durch den Westlichen Arm des Indus formi-

Digitized by Google

formiret wird. Es ist eine grosse Stadt, allwo die Portugiesen vor diesem einen grossen Kauff-Handel hatten, und wohin die Waaren von Larribundar, dem Seehafen der Landschafft, geführet worden. Diul ist ein anderer Hafen, der bey allen See-Leuten sehr wohl bekannt ist. Er liegt ein 12. biß 15. Meilen von Tatta.

Diese Landschafften stossen an Persien, und die meisten davon werden von dem Indus und andern schönen Strömen wol bewässert; weil aber der Ausfluß des Indus mit vielem Sand angefüllet ist, so ist der Kauff-Handel so groß nicht, als er sonst wol seyn könte, und nach der Lage dieser Provintzen seyn würde.

Die Landschafft Jesselmere und Soret liegen bey einander, also scheiden wir sie auch hier nicht. Sie haben Buckor gegen Norden, Asmer gegen Osten, den Fluß Paddar, der sie von Guzurate scheidet, gegen Süden, und die Landschafft Sindi gegen Westen. Die Haupt-Stadt von Jesselmere führet eben diesen Nahmen, und liegt im 27sten Grade der Norder-Breite. Die Haupt-Stadt von Soret ist *Jaganet*, auf der Norder-Breite von 26 Graden liegend.

Weil die Hindouns und Asmer an einander stossen, und beyderseits sehr wenig bekandt sind, will ich davon, als von einer Landschafft, auch etwas weniges gedencken. Jengapory liegt ihnen Nordwerts, die Provintzien Delly und Agra gegen Osten und Süden zu, und Jesselmere gegen Westen. Man sagt, daß diese Indianer von andern von ihrer Nation gantz abgesondert und unterschieden, sich mit demselben nie vermenget haben. Ihr Land ist gebürgicht und unfruchtbar, welches vermuthlich die Ursache ist, warum wir von diesem Volcke einen so unvollkommenen Bericht haben. Vermuthlich sinds Berg-Leute die sich, wie viel andere, dem Mogul nie unterworffen haben. Jeder Geschicht-Schreiber gibt uns fast eine andere, und einige gar eine streitige Nachricht davon, so daß man keinem nachschreiben, sondern lieber gar davon stillschweigen darff. Könten die Mohren von diesen Leuten was anders als Schläge holen, sie würden sich längst besser mit ihnen bekand gemacht haben.

Die Provintz Jenapor oder Jenjapore hat Pencab oder Lahor gegen Norden, die Hindouns und Delly gegen Osten und Süden, und Multan gegen Westen. Die Haupt-Stadt ist *Jengapore*, welche an dem Flusse Chaul im 31ten Grade der Norder-Breite liegt.

Attock, gräntzet an Cassimere Nordwerts, an Pencab Ostwerts, an Multan gegen Süden, und an Haikon gegen Westen. Die Haupt-Stadt darinne ist *Attock*, welche an dem Flusse Indus auf der Norder-Breite von 33 Graden liegt.

Cache-

Digitized by Google

Cachemire oder Caslimere stösset gegen Norden an den Berg Caucasus, welcher es von der Tartarey absondert, an Bankish oder Karkares gegen Osten, an die Provintz Pencab oder Lahor gegen Süden, an Cabul gegen Westen, und liegt, so viel man nach der ungewissen Meilen-Zahl ausrechnen kan, zwischen dem 34 und 39ten Grade der Norder-Breite. Die Nordlichen Gräntzen aber dieser Landschafft, und des Indianischen Reichs insgemein sind sehr wenig bekant. Und es hat auch wohl kein Erd-Beschreiber jemahls in diesem Theile Indiens, gegen das Caucasische Gebürge zu, rechte gewisse Observationes gemacht. Die Breite der Oerter aber nach Meilen auszurechnen, wie weit sie von andern Orten entfernet, giebt allzeit ein ungewis Facit. Diese Landschafft ist allenthalben mit Bergen umgeben; an sich selbst aber ist sie eine sehr schöne fruchtbare Ebene, die durch ein hauffen kleine Flüsse, welche von den Bergen herabfallen, und sich in das mitten inne liegende kleine Land-Meer ergiessen, bewässert wird. Welches denn nebst der gemässigten Himmels-Gegend darunter sie liegt, sie überaus angenehm macht, an alle von der Sonne verbrandte Einwohner der Südlichen Provintzen; die aber nun nicht mehr so viel allhier verkehren, als zur Zeit, da die Kayser hier residirten. Die Gemüths-Fähigkeit der dasigen Einwohner gibt der Europäer ihrer nichts nach, und man sagt: daß auch das Land die meisten Europäischen Früchte hervor bringe.

Die Stadt *Caslimere*, welche der Landschafft den Nahmen giebt, liegt mitten in derselben an der gedachten See, und hat wol eine Stunde in der Länge, halb so viel aber in der Breite. Sie hat keine Mauren, und man meynte auch nicht, daß sie deren nöthig hatte, weil man es vor unmöglich ansahe, auf der Land-Seite mit einer Armee an diesen Ort zu kommen, und ihn einzunehmen; biß daß der Mogul Ackbar Mittel fand, die grossen Bedienten des Fürstens, welchem diese Stadt ehemahlen zugehörte zu bestechen, welche dann ihr Land verriethen, und es ihm in die Hände spieleten. Weil nun diese Stadt nachhero von verschiedenen Moguliſchen Kaysern zur Sommer-Retirade erwehlet worden, so daß sie um solche Zeit in Begleitung ihrer grossen Omrahs und Lehn-Fürsten dahin kommen sind, so sind da herum viel schöne Palläste, feine Gärten und Canäle angeleget worden, welches nebst den vorigen diese Landschafft noch mehr und über allemassen angenehm gemacht, und Gelegenheit gegeben, daß man sie das Paradieß von Indien genennet hat.

Die Provintz Pencab oder Lahor stösset an Caslimere und Bankish gegen Norden zu, an Sirba und Jamba Ostwerts, an Jengapore und Delly gegen Süden, an Multan aber und Attok auf der Westlichen Seite. Die Haupt-Stadt darinnen ist Lahor, welche an dem Flusse Ravi, so ein Arm von dem Indus ist, auf der Breite von 33 Graden und etlichen Minuten, und beynahe 250 Meilen von

Digitized by Google

Surate liegt. Es ist eine grosse, aber noch nicht sehr alte Stadt, indem sie erst von dem Kayser Amayum angeleget worden, welcher auch allhier einen herrlichen Pallast aufbauete, und sie zur Haupt- und Residentz-Stadt des Reichs machte, biß seine Nachfolger solche nach Agra verleget. Die Strassen zu Lahor sind gerade, und einige derselben eine gantze Stunde lang. Man siehet noch allda einige Uberbleibsel von verschiedenen schönen Palläſten und öffentlichen Gebäuden, die man aber nun eingehen lässet. Es sind auch daselbst einige herrliche Moscheen, viereckigte Plätze, Tancken und Gärten rund um die Stadt herum, welche von ihrer ehmaligen Herrlichkeit zeugen können. Allhier endiget sich die schöne ebene und zu beyden Seiten mit Bäumen bepflantzte Land-Strasse, welche sich zu Agra anfänget, und also bey 130 deutsche Meilen lang ist.

Jengapore oder Janupar hat ein Stück von Pencab gegen Mitternacht zu, Delly gegen Morgen, die Hindouns gegen Mittag, und ein Stück von Multan gegen Abend. Die Haupt-Stadt heisst auch Jengapore, welche an dem Flusse Chaul im 31ten Grade der Norder-Breite liegt.

Die Provintz Delly gräntzet gegen Mitter-Nacht an die Landschafft Pencab und Jamba, an Bekar gegen Morgen, an Agra gegen Mittag und an Jengapore und die Hindouns gegen Abend. Die Haupt-Stadt ist Delly, auf der Breite von 20. Graden und etlichen Minuten, in der Gestalt eines halben Monden dem Flusse Jemma oder Gemma liegend. Es sind daselbst zwey sehr schöne und breite Strassen mit Piazza's auf jeglicher Seiten, worunter man Kram-Läden und Pack-Häuser findet, oben darüber aber Spatzier-Gänge. Diese Strassen endigen sich an einem schönen vierecketen Platze, auf dessen einer Seiten der Pallast stehet. Die übrigen Straſſen sind klein, und die Häuser insgemein nur niedrige mit Schilff gedeckte Hütten. Die vornehmsten öffentlichen Gebäude sind der Käyserliche Pallast, welcher, wie ein Castell mit einer Mauer, Thürmen und einem Graben befestiget ist, und fast 2. Englische Meilen in Umfange hat; Ferner eine grosse Moschee mit verschiedenen herrlichen Gewölbern von Marmor-Stein, und eine sehr herrliche Caravansera, welche zur Beherbergung der Frembdlingen von einer Moguliſchen Printzeßin erbauet worden. Nahe bey dem Begräbniß des Käysers Amayum ist eine alte steinerne Pyramide, von welcher man insgemein vorgibt, daß sie von Alexandro M. nach der mit dem Könige Poro gehaltenen Schlacht aufgerichtet worden; allein die Aufschrifften auf derselben sind nicht Griechisch, wie sie doch vermuthlich seyn müßten, wenn sie die Griechen aufgerichtet hätten. Und zu dem sind die Buchstaben daran jetzo so verdorben, daß weder die Europäer noch Indianer etwas davon verstehen können. Der Mogul verstörete die alte Stadt Delly, als er sie denen Patanern aus den Händen risse, und Cha Jehan bauete eine neue Stadt wieder auf nahe bey dem Platze, der zerstörten

ſtörten Stadt, welche er nach ſeinem Nahmen Cha Jehanabad, oder die Stadt des Königes Jehan, nennete, ſie iſt aber anjetzo mehr bekannt unter dem Nahmen Delly, welchen die alte Stadt führete. Die ſchöne Baum-Straſſe von Agra nach Lahor gehet bey Delly vorbey.

Das Königreich oder die Provintz Agra, bisweilen auch Indoſtan genannt, gräntzet gegen Mitter-Nacht an Delly, gegen Morgen an Sambal, gegen Mittag an Gualeor, und gegen Abend an Aſmer oder Bando. Agra, die Haupt-Stadt dieſer Provintz, und zugleich auch des gantzen Reiches, liegt auf der Norder-Breite von 26. Graden und etlichen wenigen Minuten, und iſt ohngefehr 175. Meilen Nord-Oſtwerts von Surat entfernet, welche Reiſe die Caravanen insgemein in 35. Tagen verrichten. Vor 150. Jahren war es noch gar ein unanſehnlicher Ort, da ihm der Mogul Ecbar von neuen anbauen lieſſe, und ihn nach ſeinem Nahmen Ecbarabad nennete. Es liegt dieſe Stadt an dem Fluſſe Jemma mitten auf einer dürren ſandigten Fläche, welches die Hitze derſelben Gegend ſehr vermehret. Die Stadt an ſich ſelbſt iſt ein paar Meilen lang, aber bey weiten nicht ſo breit. Sie iſt nicht befeſtiget, ohne was den Pallaſt betrifft; es liegt aber allezeit eine groſſe Armée daſelbſt, inſonderheit wenn ſich der Mogul zugegen befindet.

Die Palläſte der Omrah's und groſſen Herren ſind von Steinen gebauet, und ſehr herrlich. Sie ſtehen längſt dem Fluſſe Jemma hin, und haben groſſe Gärten neben ſich; die übrigen Häuſer aber ſind geringe. Nichts deſtoweniger machen die vielen Mahometaniſchen Moſcheen, Caravanſeras, die groſſen viereckten Plätze, Bäder und Waſſer-Behältniſſe, ſo mit Bäumen und Gärten untermenget, wie auch der längſt hinlauffende Fluß Jemma den Proſpect der Stadt überaus angenehm, und des Moguls Pallaſt wird vor ein Werck der ſchönſten Orientaliſchen Bau-Kunſt, gehalten.

Zwiſchen der Stadt und dem Käyſerlichen Schloſſe iſt eine groſſe Ebene, allwo die Raja's ihre Rashboots in Ordnung ſtellen, wenn ſie die Leib-Wache des Moguls ablöſen ſollen, gleichwie ſie alle Mittwoch mit 15. biß 20000. Mann thun. Der Pallaſt von Mahal, wie man ihn nach der Kayſerin dieſes Namens nennet, lieget in der Form eines halben Mondes an dem Fluſſe Jemma, wiewol er von der Stadt her eine runde Geſtalt zu haben ſcheinet. Er hat faſt eine Meile in Umfang, und iſt mit einer hohen ſteinernen Mauer, darauf Canonen ſtehen, befeſtiget. Man kan dieſes Schloß ſehr weit von ferne ſehen, und weil die Steine, womit es gebauet iſt, roth ſind, und einen Glantz, wie polirt Marmor haben, ſo ſiehet es überaus herrlich aus, wenn die Sonne ſcheinet. Es iſt mit einem tieffen und breiten Graben umgeben, über welchem Zug-Brücken

cken gehen, und die aufgeworffene Spatzier-Gänge in denen Gärten dienen denselbigen zu einer Brust-Wehre.

Innerhalb dem ersten Thore des Pallastes ist ein schöner, breiter, steinerner Spatzier-Gang mit lauffenden Wasser auf der Seiten, und weiter hin ein grosser viereckeˢter Platz, allwo die Mahometanische Leib-Wacht aufgeführet wird. Allhier schlagen die Omrah's, oder Kriegs-Obersten ihre Gezelten auf, so, daß man durch zwey Armeen hindurch gehet, deren Kasbotische von aussen, und die Mahometanische innerhalb dem Pallaste sich gelagert hat, hindurch gehet, ehe man zu den Königlichen Zimmern kömmet. Ausser diesem vierecketen Platze ist noch ein anderer Hof, allwo des Moguls Music, wie man sie nennet, alle Morgen, Mittag und Abends, und wenn derselbe ausgehet, sich hören lässet. Dieses ist eine Ehr-Bezeugung, welche denen Befehlshabern und Unter-Obrigkeiten in allen Indianischen Städten wiederfähret; aber es ist gewißlich denenjenigen, welche jemahls eine andere Music gehöret, nichts rauher und unangenehmer, als der Laut so vielen grossen kupfernen Trompeten und übel-klingenden Trommeln. Daher pflegen unsere Europäische Gouverneurs, ob sie schon diese Ehr-Bezeugung auch annehmen, doch insgemein es also zu halten, daß bemeldte Musicanten eine Ecke von ihnen gestellet seyn müssen, da denn, nach des Herrn Bernier Zeugniß, ihr musiciren keinen gantz unangenehmen Klang geben soll. Aus dem jetztbemeldtem Hofe, allwo die Music stehet, kömmt man zu dem Durbar, welches ein anderer grosser Hof ist, wohin alles Volck zur Audienz-Zeit sich begiebt. Derselbe ist durch Gegitter, oder Schrancken, in 3. Theile abgetheilet. In dem äusserstem Theile stehet das gemeine Volck; im folgenden, welches etwas höher aufgeführet ist, stehen die vom höhern Rang, und innerhalb dem dritten Theile, so noch höher ist, stehen die Omrah's und grossen Herren des Hofes. Auf diese Weise erwartet jeglicher, zur Audienz-Zeit, die Ankunfft des Moguls, welcher, unter Aufspielung der obbemeldten Music, auf einer erhöheten Gallerie über dem Platze, wo die Omrah's sind, zum Vorschein kömmt, und sich auf einen sehr prächtigen, und mit vielen Edelgesteinen von unschätzbahren Werth gezierten Thron hinsetzet. Allhier nimmt der Käyser Suppliquen von allen seinen Unterthanen an, und verwendet täglich einige Stunden auf Anhörung ihrer Rechts-Sachen.

Von dem Durbar begiebt sich der Käyser nach seinen Bädern, wohin ihm allein einige seiner vornehmsten Ministres, mit welchen er über Staats-Sachen Rath zu halten pflegt, folgen. Von einer andern Gallerie in dem Pallaste besiehet der Käyser seine Trouppen, Elephanten und Pferde, und siehet dem wilden Thier-Gefechten, oder auch solchen, welche Menschen und wilde Thiere mit einander halten, zu; woran einige derer Moguls ein gantz sonderbahres

Ver-

Digitized by Google

Vergnügen gehabt haben. Allhier werden auch zum öfftern Missethäter vor ihm gestraffet, sie, daß sie in Stücken zerrissen, oder von Elephanten zu Tode getreten, wie auch bisweilen nach des Kaysers Gutbefinden, so bald, als das Urtheil gesprochen ist, enthauptet werden. Innerhalb dem Pallaste ist auch ein Quartier, woselbst täglich allerley Künstler in des Kaysers Diensten stehen und arbeiten. Dieses schweigen immerfort gantz stille, und hört man allda kein ander Geräusche, als welches durch ihr Geschäffte gemacht wird.

Der Haram, oder Frauen-Zimmer, worinnen selten weniger als tausend Personen sind, nebst ihren Verschnittenen und Sclaven, ihnen aufzuwarten, und worunter einige, als souveraine Printzessinnen tractiret werden, nimmt gleichfalls einen sehr grossen Theil vom Käyserlichen Schlosse ein. Weil es nun daselbst zugleich weder an Thier- noch andern Gärten, noch an Canälen, oder an einiger andern Sache, welches zur Schönheit oder Annehmlichkeit des Ortes etwas beytragen kan, fehlet, so muß der Umfang des Pallastes nothwendig sehr groß seyn, obschon unsere Indianische Reise-Beschreiber in deren Bestimmung nicht genau mit einander überein kommen. Die Einwohner der Stadt sind vornehmlich Mohren oder Mogoller, wodurch wir Mahometaner aus allerley Landen verstehen, aus Persien, der Tartarey, oder Indien. Ein grosser Theil des Hofes und der Armee selbst sind Tartarn und Persianer, zu welchen, weil sie seiner Religion sind, der Mogul ein grösseres Vertrauen zu haben scheinet, als zu denen einheimischen Indianern, die Heyden sind. Wenn nun solche auch in einem oder zwey Mannes-Alters aus der Art schlagen, so werden ihre Stellen mit andern aus solchen Landen ersetzet. Es sind zwar die Mahometaner in Persien und Indien von verschiedenen Secten, deren Wiedrigkeit gegen einander nicht geringer ist, als diejenige, die man unter denen Christlichen Partheyen siehet, weswegen man glauben solte, daß sie nicht leicht mit einander zu vereinigen wären; weil aber die Persianer, welche nach Indien kommen, insgemein nur ihr Glück zu machen suchen, und also von dem Reichthum und grossen Bedienungen, so an des grossen Mogols Hofe zu bekommen, dahin gezogen werden, so ist leicht zu erachten, daß sie sich in allen Puncten nach den Sitten des Herrn, dem sie dienen, bequemen werden.

Allein ausser denen Mahometanern, welche das Regiment gantz allein in Händen haben, giebts allda auch sehr viel heydnische Indianer, wie auch Juden, Armenianer, Portugiesen und andere Europäer. Die Reise-Beschreiber, so zu Agra gewesen, berichten für gewiß, daß doch auch etliche tausend Christen in der Stadt seyn, welche ihre Kirchen und eine freye Ubung ihrer Religion haben. Allein die Mahometaner sehen dieselbe mit der äussersten Verachtung an, dahero wol glaublich, daß sie wenige unter denen Grossen zum Christenthum bekehren werden.

Digitized by Google

Ob aber nun gleich Agra über alle massen Volckreich ist, wenn der Hof allda sich befindet, so ist es doch hingegen auch eine vollkommene Wüsteney zu andern Zeiten; allermassen die Handwercks- und Kauff-Leute so wohl, als diejenigen, welche unmittelbar vom Hofe und der Armee dependiren, mit ihren Familien dem Käyserlichen Lager nachziehen, allwo ein so vortrefflicher Handel getrieben wird, als in denen Volck-reichsten Städten. Weil nun kein Feind im Stande ist, wider den Mogul zu Felde zu ziehen, so leben sie daselbst in vollkommener Sicherheit.

Vier oder fünff Meilen Ostwerts von Agra liegt die Stadt *Secandria*, der Begräbniß-Ort der Moguliſchen Käyser, welcher insonderheit wegen zwey sehr prächtiger Grab-Stätten berühmt ist. Eine davon ist des Mogul Ekbar's seine, die andere aber der Tage-mahal, der Gemahlin des Cha Jehan, ihre, welche Letztere insonderheit alle dergleichen Dinge in der Welt übertreffen soll.

Fettipour liegt ohngefehr 20. Englische Meilen Westwerts von Agra. Es war eine feine grosse Stadt, die von dem Mogul Akbar erbauet worden. Derselbige hatte auch allhier einen prächtigen Pallast aufführen lassen. Als er aber die Lage und Gegend dieses Otts ungesund befand, machte er sich mit seinem Hofe bald wiederum hinweg, so, daß diese Stadt anjetzo fast gantz ruiniret ist.

Die Provintz *Gualeor* gräntzet gegen Mitternacht und Abend an Agra, und gegen Mittag und Morgen an Narvar. Die Haupt-Stadt darinnen führet gleichen Nahmen, und liegt im 26sten Grade der Norder Breite, nahe an der Spitze eines unersteiglichen Felsens. Die Staats-Gefangene werden gewöhnlicher massen auf das Castell zu Gualeor gesetzet, und sagt man, daß auch ein Theil des Königlichen Schatzes allhier verwahret werde.

Narvar hat Agra und Sambal gegen Norden, Halabas und Rotas gegen Osten, und Malva gegen Süden. Die Haupt-Stadt darinnen ist *Jehud*, auf der Breite von 25. Graden und 20. Minuten.

Sambal, *Mevat* und *Halabas* kan man als nur eine Provintz betrachten, weil ihre Gräntzen sehr ungewiß abgezeichnet, und zum öfftern eine vor die andere genommen wird. Die Haupt-Stadt von Sambal ist *Minapour*, im 27sten Grade der Norder Breite. Die Haupt-Stadt von Menat ist *Narval*, welche in gleicher Breite liegt, wie Minapour, aber weiter gegen Osten zu. Die Haupt-Stadt von *Halabas* führet eben diesen Nahmen, und liegt an dem Flusse Jemma, allwo derselbige sich in den Ganges ergeust.

Jemba

Digitized by Google

Jamba und *Becar* haben Siba gegen Norden, Gor und Mevat gegen Osten, und Delly gegen Westen; allein was diese und die Provintzien *Bankish* oder *Carkars*, *Naagracut*, *Siba*, *Ger*, *Canduana* und *Patan* betrifft, welche den Nord-Oestlichsten Theil der Moguliſchen Herrschafften ausmachen, so haben wir von denenselbigen keine sichere Nachricht, dahero wir mit Beschreibung ihrer Gräntzen, als welche noch nicht gewiß abgezeichnet sind, oder der Breite ihrer Städte, worinnen nicht zwey Scribenten mit einander genau übereinstimmen, den Leser allhier nicht aufhalten.

Die Landschafften *Rotas*, *Patna* und *Jesuat* betreffend, so liegen dieselbige auf der Nord-Seite von *Bengale*, und werden insgemein als ein Stück von dieser Provintz angesehen. Die Stadt Patna liegt am Flusse Ganges im 26sten Grade der Norder-Breite, und Patan auf der Breite von 27 Graden und etlichen Minuten, nicht weit von dem Königreiche Acham. Die vornehmsten Städte von Bengalen sind allbereits oben beschrieben, weswegen wir es mit Beschreibung der Landschafften und Städte von Indien hierbey lassen.

Das fünfte Capitel.

Von den Einwohnern des Landes, ihren Gebäuden, Hauß-rath, Naturell, Kleidern, Speisen, Ergötzlichkeiten, Ceremonien, Fuhrwerck und Art zu reisen.

DJe Einwohner in Indien sind erstlich die Eingebohrnen ersten Bewohner des Landes, insgemein Malabaren oder Banianen genandt. 2) Die Gauren oder alten Parsen. 3) Die Persianer. 4) Die Araber. 5) Die Tattern oder Moguller. 6) Juden. 7) Armenianer, und 8) Europäer von vielerley Nationen. Wolte man Indiens Einwohner kürtzer eintheilen, so könte man sagen: es werde bewohnet von Heyden, dazu Banianen und Gauren gehören, von Mahumetanern, darzu die Tattern oder Mogullen, die Persianer und Araber gehören, endlich von Juden und von Christen. Eigentlich aber werden gar nur zweyerley Einwohner in Indien gezehlet, nemlich Banianen und Mohren. Da denn die Banianen die ursprünglichen Einwohner oder Heyden, die Mohren aber alles was Mahumetanisch genennet wird, sind.

Von

Von allen und jeden dieser Einwohner ins besondere möchte im Capitel von der Religion noch was fürkommen. Jetzt da wir die Gebäude des Landes besehen wollen, dürffen wir uns nur erinnern, daß hauptsächlich 3 verschiedene Einwohner sind, die von Sitten und Gewohnheiten sehr unterschieden, so kan man leicht dencken, daß auch ihre Art zu bauen nicht durchgehends einerley seyn werde. Es sind zwar der Mohren in Ansehung der Heyden nur wenig, aber in Betrachtung der Regierung und da alle Ober-Herrschafft bey ihnen stehet, so nehmen sie den eigentlichen und rechten Landes-Einwohnern allenthalben das Recht; wenigst das Vorrecht oder den Rang, ohngeachtet der Heyden 20. gegen einen Mohren seyn. Was aber die Gebäude betrifft, dürffen sie sich für den Heyden eben nichts rühmen. Denn obwol die Mohren einige ansehnliche Gebäude, sonderlich Moschéen, im Lande erbauet haben, so ist es doch wenig zu achten gegen die alten Pagoden und herrlichen Gebäude, die einen aufmercksamen Anschauer mit Verwunderung biß zum Erstaunen einnehmen. Deren wir einige bey Beschreibung des Südlichen Theils von Indien, nicht beschrieben, (denn das kan man nicht) sondern nur erwehnet haben. Man kan nicht wissen, was Indien vormahls muß für Einwohner gehabt haben, vielweniger begreiffen, wie die jetzigen, sofern sie von jenen abstammen, nimmermehr so aus der Art schlagen können, denn man findet bey ihnen heut zu Tage nicht den zehnten Theil von der Munterkeit und Lebhafftigkeit des Genüths, so bey jenen gewesen seyn muß. Derhalben man es ihrem Mangel oder Bedrücktheit zuschreiben muß, weil sie in keinem Dinge sich hervor zu thun gewohnet, zudem armseelig und bettelhafft wohnen. Denn ihre Häuser können diesen Nahmen mit keinem Recht führen, sintemal es nur schlechte und geringe, armselige, niedrige Gebäuden und mit Schilff gedeckte Hütten mit leinernen Wänden sind. Daraus nicht nur ihre Dörffer bestehen, sondern damit auch ihre ansehnlichsten Städte angefüllet sind. Und so wohl auf denen vornehmsten Strassen, als Bazars oder Marckt-Plätzen, ists einerley. Vorne an denen Häusern sind Hütten-Schauer von kleinen Pfeilern unterstützet, unter welchen Bäncke von Erde aufgeworffen sind, allwo die Leute ihre Waaren zum Verkauff darlegen, oder auf Matten und Tapeten sitzen, mit ihren Freunden sprechen, und ihre Geschäffte abthun. Diese Hütten werden von denen Reisenden zum öfftern Piazza's genennet, wovon einige Anlaß nehmen, sich grosse Einbildungen von denenselbigen zu machen, da es doch nur sehr schlechte Wetter-Dächer sind. Die Hütten selbst haben keine Fenster gegen die Strassen zu, welches sie noch unansehnlicher machet. Selbst die Palläste ihrer Fürsten, oder Raja's, zeigen nichts schönes an sich, und sind meistens auf einerley Art gebauet, ohne daß die Thüren und die Regen-Schauer dafür etwas grösser sind. Ich sahe, sagt Salmon, einstens einen dieser Printzen in einer solchen Piazza vor dem

Tho-

Thore ſeines Pallaſtes ſitzen, von ſeiner Leib-Guarde mit glänzenden Waffen und hundert Fackeln umgeben. Er war in Neſſel-Tuch gekleidet, und mit einem weiſſen Turban, wie auch mit vielen hellglänzenden Edelgeſteinen gezieret, womit er dann keinen geringen Staat machte. Als ich ihn aber des folgenden Tages, von allen ſeinen Zierrathen entblöſſet, und mit einem kleinen Gefolge begleitet, auch die Scharlach-Tücher und Tapeten weggethan ſahe, und überdieß wahrnahm, daß das Gebäude, welches ich mir des Abends vorhero, als einen prächtigen Pallaſt eingebildet, nur leimerne Wände hätte, ſo ſchlug dieſes die Meynung, die ich vorhero von ſeinem prächtigen Staat gefaſſet, ziemlich wieder darnieder. Um aber in der Beſchreibung ſolches Pallaſtes fortzufahren, ſo dienet ferner folgendes davon zur Nachricht. Als wir zum Thore hineingegangen, kamen wir an einem viereckeren Hof, mit einem Schauer auf jeglicher Seiten, worauf verſchiedene Zimmer zum Vorſchein kamen, welche, ſo viel ich mereken konte, kein ander Licht hatten, als welches ſie durch die Thüre empfiengen. Es waren noch andere Höfe auſſer dieſem, wie wir vernahmen, wir konten ſie aber nicht zu ſehen bekommen, weilen die Weiber in denenſelben ſich aufhielten.

Ihr Hauß-Gerähte beſtehet nur in Küſſen, Matten und Tapeten, worauf ſie liegen. Unter ihren Mobilien werden weder Betten, noch Tiſche, noch Stühle gefunden. Sie haben auch weder Schorſteine, noch Küchen in ihren Häuſern, ſondern bereiten ihr Eſſen in ihren Höfen oder beſondern kleinen Hütgen zu, die etwas vom Hauſe abſtehen.

Ihre Sarras oder Caravanſeras, welche an denen Land-Straſſen zur Aufnehmung derer Reiſenden, an ſtatt der Wirths-Häuſer, dienen, ſind faſt auf eben dieſelbige Art gebauet. Es ſtehen gleichfalls Hütten davor, als wie vor denen Häuſern. Sie ſind auf einer Seite offen, und haben keine Thüren, um die darein einkehrende Menſchen vor wilden Thieren oder Räubern zu beſchirmen. So wenig Unkoſten ſie aber ſonſt an ihre Häuſer wenden, ſo ungemein groſſe wenden ſie hingegen an ihre Brunnen und Tanken. Einige derſelben haben über 1000. Schritte in Umfange, und ſind mit Quader-Steinen ausgeſetzt, mit Stuffen hinab biß auf dem Boden rings um. In der Mitte iſt öffters ein Sommer-Hauß von Steinen mit Gallerien umgeben, von wannen man auf ſteinernen Stuffen zum Waſſer hinunter gehen kan. Es ſind dieſelbige alſo zugerichtet, daß verſchiedene Perſonen ſich zugleich ganz in geheim baden können, ohne von jemand geſehen zu werden.

Digitized by Google

Ihre Tempel und Pagoden sind verschieden. Etliche derselben sind herrliche steinerne Gebäude, mit hohen Spitzen, und von innen so wol als von aussen, mit vielerley ausgehauenen Bildern besetzt. Inwendig aber sind sie sehr enge, indem sie nur ein langes finsteres Zimmer ohne Fenster habend, welches an sich selbst ausnehmend heiß ist; und weil darinnen allezeit viel Lampen vor ihren Bildern brennen, so muß man fast darinnen ersticken, so, daß man froh ist, wenn man bald daraus wieder zurück kommen kan, so groß auch erst die Neugierigkeit gewesen, die einen hinein getrieben. Etliche von diesen Pagoden, sonderlich auf dem Lande sind sehr klein, und kaum groß genug für das Bild so darin stehet. Zu Jagarinat einem Orte in der [illegible]schafft Orixa stehet ein sehr herrlicher Tempel, der auch so berühmt ist, und etliche Klöster voll Priester um sich herum hat, nebst einer sehr schönen Tancke mit gehauenen Steinen Stuffen-weise rings umher und unten im Grunde ausgesetzt, auch mit einer 5 Fuß hohen Mauer umbgeben, und mit eisernen Thüren verschlossen, um alle Menschen draus zu halten, die nach der Priester Urtheil nicht hinein dürffen. Der Tempel hat die Gestalt eines Cylinders oben mit einem platten Dache 14 bis 15 Ruthen hoch. Aber dieses und alle die herrlichen Gebäude so man in Indien findet, sind von solcher Art, daß, wie wir schon gesagt: man nicht glauben solte, daß solche von der heutigen Indianer ihren Vorfahren gebauet, und ihre Nachkommen so gar keine dergleichen Fähigkeit an sich zeigen könten. Es ist also nöthig, daß man sich von Indiens Einwohnern wie sie in alten Zeiten gewesen, und wie sie jetzt sind, gantz unterschiedene Ideen mache.

Die Gebäude der Mohren oder Mahometaner sind wenig besser als der andern ihre; auch die grossen Omrah's suchen nicht sehr zu bauen, weil sie kein Erb-Recht in ihren Landen haben; und weil sie 2 drittel des Jahrs zu Hofe oder im Felde leben, da sie immer von einem Orte zum andern ziehen: so sind ihre Gezelter und Pavillons ihre prächtigsten und gemächlichsten Gebäude. Diese Gezelter und andere Feld-Equipage hat ein jeder gedoppelt; denn ehe ein Lager aufbricht, ist an einem andern Orte schon wieder eins aufgeschlagen. Wo aber die Mohren in See-Städten unter Europäern wohnen, da bauen sie auch wol wie diese Häuser von Steinen 2 Stockwerck hoch, oben mit einem platten Dache und einem Geländer umher. Hinter welchem sie einen abgesonderten Hoff und Gebäude, mit einem Garten zur Wohnung ihrer Weiber haben. Auch halten die Mohren wie die Indianer am meisten auf schöne und prächtige Moscheen, aber diese sind den Pagoden der Heyden gantz und gar ungleich, darinne, daß jene in- und auswendig voll Bilder sind, diese aber nur gantz glatte Wände haben, doch von guten Quadersteinen oder gar Marmor, aber ohne Fenster erbauet. Sie stehen von Süden nach Norden, und die Oestliche Seite stehet auf Pfeilern, zwischen welchen der

Raum

Digitized by Google

Raum offen ist, beydes zum Eingange und Licht zu empfangen. Der Eingang ist vermuthlich deswegen gegen Osten, damit sie sich im Gebet nach Westen als der Gegend da Mecca hinlieget, kehren. Der Tempel ist gemeiniglich mit einer gewölbten Kuppel, und an einer oder wohl allen 4 Ecken ist ein hoher schmaler Thurm von welchem ihre Priester das Volck zum Gebet ruffen.

Endlich ist zu mercken, daß schwehrlich ein Mahometaner von einigem Ansehen und Vermögen sich findet, der sich nicht bey Lebzeiten ein Begräbniß aufbauete, mit Lust-Gärten umher, eines künstlicher oder kostbarer als das andere, in deren Mitten stehet die Capell darin das Grabmahl ist, dabey Priester und Mollas verordnet sind, welche die Gräber warten, schmücken und die Exequien thun müssen.

Die Europäer, welche daselbst sterben, und viel Mittel nachlassen oder haben, folgen ihnen in Erlangung ansehnlicher und kostbarer Begräbnisse nach, die sie entweder vor oder nach ihrem Tode bauen lassen, oder vor ihre Freunde stiften; Uber deren Grab- oder Lob-Schrifften vielleicht mancher Poet geschwitzet hat.

Ihr Haus-Rath ist nicht weniger als ihre Häuser sehr compendieus, ihre Tische und Stühle ist der mit Leimen geschlagene Erdboden in ihren Hütten, so auch zu ihren Bettstellen dienet; das Unter-Bett-Zeug ist eine dünne Decke von Schilff, die Ober-Betten das Panje oder Kleid, nemlich das Stückgen Cattun so sie des Tages um ihre Lenden wickeln. Ein Blad von einem Palmbaum giebt einem Indianer die ganze Woche Tisch-Tücher, Servietten, Schüsseln und Teller, ohngeachtet er nach jeder Mahlzeit alles dieses Tisch-Zeug mit eins zum Hause hinauswirfft, und wenn er wieder speisen will, sich neues macht. Der besagte Oles- oder Palm-Baum giebt ihm auch seine Bibliotheq, imgleichen seine Cladden, Journale, Haupt-Bücher, samt allen Brieffschafften: mit einem Wort, sein gantzes Schreib-Contoir. Ein spitzig Stückgen Eisen oder Griffel ist sein Dinten-Faß und alles was er nöthig hat. Etliche irdene Gefässe zum Kochen kan er doch nicht entbehren, und eine eigene Mühle muß er auch haben, wenn er sein Hauß wohl versorgt wissen will, das ist denn ein Klötzgen hart Holtz, oben drinnen mit einem Loche, und einen Stampffel, um seinen Reiß damit zu stampffen, daß die Schalen herunter gehen. So daß ein Indianer für 15 oder 20 Rthlr. sich ein eigen Hauß bauen, verheyrathen, kleiden, und zu einer angesehenen Familie einrichten kan. Das Handwercks-Zeug ist vor sich, und erfordert mehr Geräthschafft. Es ist aber doch auch so einfältig, leicht und wenig, daß es offt kaum einen Rthlr. kostet oder werth ist, ohngeachtet sie alles damit machen, was man verlanget. Z. E. Ein Zimmermann ist zugleich ein Tischler und Drechsler, und hat kaum eine Art, Beil, Bohrer, Hobel und Meissel.

Digitized by Google

Ihr Naturell muß gleichfalls nach den zweyerley Einwohnern unterschieden werden: Die Mohren sind wie bereits angemercket, eine Vermischung von Tattern, Persianern, Arabern und allerley andern Mahumedanischen Völckern. Diese, weil sie die Gewalt und die Ober-Herrschafft, und alle Aempter, wenigstens die wichtigsten in Händen haben, bezeigen sie sich auch als Herren des Landes, tractiren die alten Einwohner verächtlich, und erweisen sich auch gegen die Europäer und alle Christen hochmüthig, tractiren sie gering und verächtlich, ungeachtet sie derselben als Ingenieurs, Canoniers, Gärtner und Künstler nicht entbehren wollen: Und ihnen offt grosse Besoldungen geben oder wenigst versprechen; dennoch haben sie so wenig Gemeinschafft mit ihnen als nur möglich ist. Und darin sind die Banianen und Heyden ihnen ähnlich, denn ob diese gleich selbst von den Mohren sehr gering und biß zum Eckel verächtlich tractiret werden, so achten beyde doch, die Christen und alle Parængi oder Francken für gantz unrein, denen sie nicht gern zu nahe kommen, damit sie nur auch deren Speichel nicht betreten, als wodurch sie sich schon für verunreiniget achten. Sie werden nimmermehr ein Gefäß brauchen, darin die Europäer gekochet haben, vielweniger ein Trinck-Geschirr, daraus diese getruncken haben.

Sonst sind die Banianen an sich selbst höfflich, verständig und friedsam, daß sie auch gegen die Christen, wenn sie ihnen zu nahe kommen, und z. E. etwa aus einem Brunnen Wasser schöpffen wollen, daraus sie selbst trincken, nicht Gewalt brauchen, sondern mit Bitten abwehren, und sich gegen sie so demüthig erweisen, als man kaum erwarten oder nur begehren könte. Von allen diesen wird ein aufmercksahmer Leser Beweiß und Exempel in der bißherigen Erzehlung anzumercken Gelegenheit gehabt haben. Unter sich selbst sind sie so verträglich, daß, ob sie zwar sehr reich von Schelt-Worten sind, und wenns zwischen ihnen darzu kömmt, sonderlich die Frauens-Leute, kaum das Ende finden können, sie dennoch zu Thätlichkeiten und Faust-Recht nicht leicht schreiten, obgleich sie wissen: daß sie schwerlich andere Satisfaction suchen oder erlangen können. Barmhertzig und mildthätig sind sie mehr, als irgend eine bekandte Nation, so daß sich ihr Mitleiden auch auf unvernünfftige Thiere, und gegen das geringste Ungeziefer erstrecket, deren keinen, mancher das Leben um aller Welt Guth nehmen würde: daher sie auch alle Lebens-Straffen an Menschen, sonderlich die mit Vergiessung des Bluts geschehen, mit dem höchsten Abscheu ansehen.

Daher mag wol kommen, daß sie sich von den Mohren, die sie anfänglich selbst zu kriegen und gewaltthätigen Geschäfften, (darzu sie selbst nicht geneigt sind,) gebraucht, das Hefft der Regierung so leicht aus den Händen haben wieder lassen: Denn daß es ihnen an wahrer Hertzhafftigkeit nicht fehlet, beweisen sie gnugsam mit der Unerschrockenheit und Gleichmächtigkeit mit welcher sie dem Tode,

Digitized by Google

de, wenn er sich ihnen auch noch so gewaltsam und sichtlich nahet, entgegen gehen. Und aus diesem Grunde muß man wol auch ihre ingenieusen Köpffe, die man nicht läugnen kan, und ihr niederträchtiges achtloses Wesen, das sich biß zur Dummheit an ihnen äussert, zusammen vergleichen, sonst wird man schwehrlich beydes miteinander reimen können. Denn ihre Achtlosigkeit und todtes Wesen erscheinet an den meisten in wichtigen Sachen gar offenbar: so wol in der freywilligen Sclaverey darin sie denen Mohren und Bramanen dienen, als auch in der Unempfindlichkeit, womit sie alle künftige Dinge, sie mögen den Leib oder die Seele betreffen, ansehen. Man muß sich verwundern, wie gleichgültig sie, theils der Bramanen allerdummste Fabeln und Götter-Historien und darauf gegründete Ertz-unvernünftige Gottesdienste, theils der Christen ernstliche Vorstellungen und wichtige Wahrheiten anhören, und ohne fernere Untersuchung und Prüfung entweder mitmachen oder bleiben lassen, je nachdem sie gewohnet sind. Und da ihre geschwinde Erfindung nebst überausgeschickter Ausführung in Hand-Arbeit und Künsteley, ihre ingenieusen und klugen Köpfe eben so deutlich beweisen, so hat man wol Mühe, gegründete Ursachen zu entdecken, wie so widrige Gemüths-Beschaffenheit bey einer gantzen Nation sich finden und beysammen bestehen könne.

Wenn unsere Meynung ausgemacht wäre und ihre Richtigkeit hätte, so möchte man hier wol ein sonderbar Exempel wahrnehmen: Wie das Heydenthum die beste Harmonie und Temperatur des Gemüths so sehr verstimme und aufs äusserste verkehre: Und wie hingegen das Christenthum je mehr es den Unglauben und Aberglauben als die Zwey Extrema des Heydenthums vertreibe, auch je mehr und mehr ein vernünftiges wohlgeordnetes Wesen zu wege bringe und herstelle. Was beredet der Aberglaube in der Römischen Kirche nicht viele Leute, allerley ungereimt dumm Zeug zu glauben, und was beweget nicht der Unglaube viele Protestanten irraisonnable Dinge zu thun und zu leiden. Je vernünftiger aber der Gottesdienst eines Volcks ist, je besser und billiger ist auch dessen Policey eingerichtet. Und wie solches bey gantzen Völckern, so ists auch bey jeden Menschen ins besondere beschaffen.

Die Indianer sind so scharffsinnig, daß sie alle Muster, die man ihnen bringet, so bald sie sie gesehen, nachmachen. Gibt man ihnen einen Pack-Kleider, ein Kopff-Zeug, oder ein ander Kleid, es sey, was es wolle, so werden sie es alsofort so nett nachmachen, daß man es vor dem andern nicht unterscheiden kan. Ein wohlgemahltes Bild werden sie so accurat nachschildern, daß man es von dem Original nicht wird unterscheiden können. Der feinen Chizen oder Shitsen und anderer wohlgeschilderter Cattunen lebendige Farben, Schattirungen und Schönheiten gefallen den Europäern überaus, aber sie können solche ohne

Muster aus freyer Faust und für 3 Schilling oder 6 Dreyer Arbeits-Lohn des Tages, nicht nachmachen, wie jene bloß nach ihrer Einbildungs-Krafft thun.

Ihre Schiffs-Zimmerleute, welche nach Englischen Modell Schiffe bauen, treffens so wol, als hätten sie es auf einem Englischen Zimmer-Werf zu Portsmouth oder Chattam gelernet. Die Banianen machen ihre Rechnungen ohne Ziffern und Schrifft so accurat, als unsere Buchhalter mit Feder und Dinten.

Die Indianer sind von guter Leibes-Gestalt, wohl gebildet und von angenehmlichen Wesen und Gesichtern, wenn man erst der Farbe gewohnt ist, und findet man schwehrlich jemand unter ihnen, der krumm oder übel gebildet ist. Ein Protestantischer Prediger mercket von ihren Weibes-Personen an, daß ihre Lebhafftigkeit, ihre annehmlichen Gesichter, ihre freundlichen Blicke, verliebte Minen und wohlredender Mund, einem Europäer schon Ursache geben, in ihrer Gesellschafft vorsichtig zu seyn, ohngeachtet ihrer Achat-schwartzen, dunckelbraunen, oder im Nordlichen Indien hoch-gelben Oliven-Farbe. In gantz Indien aber haben sie lang schwartz Haar und schwartze Augen, wie vielleicht in allen heissen Ländern es so seyn mag. Die meisten färben auch ihre Zähne schwartz, und zeichnen ihre Stirnen mit langen gelben Strichen, es mag solches nun mit geriebenen Sandel-Holtz oder Kuh-Mist-Asche geschehen, so vermehret es ihre Schönheit doch nur sehr schlecht.

Die allgemeine Kleidung der Indianer ist ein weisser Rock von Cattun, Seide, oder Nessel-Tuch, welcher vorne übereinander schlägt, und mit Bändern auf der rechten oder lincken Seite zugebunden ist. Die Ermel sind enge, und so lang, daß sie gefalten um die Arme herum sitzen. Der obere Theil sitzt gantz enge um den Leib, und giebt ihnen die Taille oder Gestalt; niederwerts ist er voll Falten, und gehet biß unter die Knie, bey Armen aber wohl kaum an die Knie, unter diesen tragen sie einen kürtzern. Ihre Hosen hängen an statt der Strümpfe biß auf die Knöchel herab, und stecken sie ihre Füsse bloß in ein Paar rothe und gesteppte Pantoffeln, um solche bald fahren zu lassen, wenn sie in ein Hauß gehen; sie sind vorne mit einer über die Zähne krumm übergebogenen Spitze. Etliche tragen auch gar nur ein Paar höltzerne Sohlen forn mit einem Knöpfgen, so sie zwischen die Zähne nehmen, aber es giebt einen langsamen Gang, derhalben auch arme Leute lieber Baar-fuß gehen, oder obgedachte Englische Pumps tragen. Mitten um den Leib tragen sie einen Gürtel, welchen die Mohren an der rechten, die Banianen aber an der lincken Seite fest machen. Die ansehnlichsten tragen einen Crits oder Dolch, als ein Stück ihres Putzes in ihrem Gürtel. Beydes Mohren und Heyden tragen einen Turban von Nessel-Tuch, Cattun, oder

Digitized by Google

oder andern Zeuge auf ihren Köpffen, nur daß der Mohren ihre die gröbsten sind. Die Heyden tragen ihr Haar hinten an dem Haupt in einem Zopffe, die Mohren aber in einer Locke. Verschiedene unter ihnen tragen ihre Bärte, andere aber lassen nur die Knebel-Bärte sitzen. Das gemeine Volck unter den Heyden gehet nackt, ohne nur daß sie einen Bindfaden um die Lenden tragen, woran sie ein Stücke Leinewand oder Cattun, einer Hand breit, fest anmachen, welches sie zwischen ihren Beinen durch ziehen, und wieder durch das Band. Dieses bedeckt zwar wohl etwas, verbirgt aber doch nicht gantz dasjenige, was sie damit verstecken wollen. So gehen sonderlich die Palanquins-Träger; den Europäischen Damen kommt dieses zwar im Anfang etwas seltsam vor, allein in einer oder zwey Wochen sehen sie einen dergleichen nacketen Menschen eben so ohne Verwunderung und Aergerniß an, als wenn er alle seine Kleider anhätte. In dem Nordlichen Theile Indiens tragen die ansehnlichsten Personen Hembden, wie man sie nennet, die forne offen sind, und über die Hosen herab hängen. Sie bedienen sich auch einer Art eines Mantels, welchen sie im Winter über ihre Schultern werffen. Die Weibes-Personen, wenigstens die gemeinen, haben ein Stück Cattun mitten um sich herum gewunden, welches bis an die Knie herab reichet, der übrige Theil davon wird über eine Schulter gezogen, und unter dem andern Arme untergesteckt, das bedecket ihre Brüste und einen Theil ihres Rückens. Das Haar tragen sie in einem Zopfe, und ist mit Juwelen, gläsernen, höltzernen, oder beinernen Corallen oder Kügelgen gezieret, je nach dem Stande und Vermögen einer jeden; das übrige aber ihres Haares wird kurtz abgeschohren. Sie haben Juweken in ihren Ohren und Nasen, und bisweilen machen sie das Loch, welches in das Fleisch ihrer Ohren gebohret ist, so groß, daß man einen Englischen Schilling, wo nicht gar eine halbe Crone dadurch stecken kan. Sie haben Arm-Bänder oder Ringe, auch güldene, silberne, kupfferne oder gläserne Ringe in guter Anzahl an ihren Fingern oder Zehen, dergleichen auch wol die Manns-Personen haben. Die Kinder gehen biß ins 5. oder 6te Jahr gantz nacket. Ihre Moden verändern sie sehr selten. Herr Th. Roe beschreibet die Kleidung des Moguls, als er ihn ausgehen sehen, also: Als er aus seinem Pallast heraus kam, so kam einer und gürtete ihm sein Schwerdt an, und ein anderer hieng ihm seinen Schild an, welcher eben wie das Trag-Band über und über mit Demanten und Rubinen besetzt war; noch ein anderer hieng ihm seinen Köcher an mit 30. Pfeilen, und seinen Bogen in einem Futterale. Auf seinem Haupte trug er einen prächtigen Turban mit einer Reiger-Feder, an dessen einer Seiten ein Rubin hieng, ohngefehr so groß, als eine welsche Nuß, an der andern Seiten ein eben so grosser Demant, und in der Mitten ein Schmaragd, in der Gestalt eines Hertzens, aber viel gröser. Sein Stab war umwunden mit

mit einer Kette von grossen Perlen, Rubinen und Demanten. Um seinen Hals trug er eine dreyfache Schnur ausnehmend köstlicher Perlen, so groß, daß der Abgesandte sein Lebetage keine ihres gleichen gesehen. Uber seinen Ellbogen hatte er Arm-Bänder mit Demanten besetzet, und über dem Gelencke seiner Hände 3. Arm-Bänder von verschiedener Gattung. Seine Hände waren bloß, und fast an jedem Finger hatte er einen Ring, in seinem Gürtel aber ein paar Englische Handschuhe. Sein Rock war von güldenem Lacken ohne Ermel, und darunter ein überaus fein und klar Hembde. An seinen Füssen hatte er ein paar kleine Halb-Stiefeln mit Perlen gesticket. Also gewaffnet und angepuzt gieng er in seine Kutsche, welche so accurat nach der Englischen, womit ihn der Abgesandte kurtz vorhero beschencket hatte, gemacht war, daß man die eine von der andern fast nicht unterscheiden kunte, ohne an der Bekleidung, welche von Persianischen mit Golde bordirten Sammet war.

Ihre vornehmste Zeiten zu essen sind des Morgens und Abends. Der Mittag ist gemeiniglich sehr heiß, da sie gerne schlafen. Zwar pflegen die Europäer nach ihrer Gewohnheit auch des Mittags zu essen, und legen sich bald darauf nieder zu schlafen, wenn sie aber jemand tractiren, so geschicht es gewöhnlicher massen bey dem Abend-Essen.

Die Bramanen und Banianen essen nichts, was ein Leben hat, auch nicht einmahl Eyer, oder den Saamen von reiffen Früchten, weil daraus etwas lebendiges hervor kommen könte. Sondern ihre Speise bestehet vornemlich in Reiß, Wurtzeln, Kräutern oder Früchten. Die von niedrigen Geschlechten aber essen allerley arten Fisch, auch wol Fleisch, nur nicht von denen Thieren die sie vor heilig halten. Die Mahometaner essen alles, ausgenommen Schweine-Fleisch. Das gewöhnliche allgemeine Gerichte, welches man hier zu Lande antrifft, ist Reiß, den sie trocken abgekocht, gleich als gewellte oder Raabs-Erbsen, mit einer Fleisch- oder Fisch-Brühe begiessen. Fleisch essen sie aber sparsam kaum 3 Unzen auf eine Mahlzeit in kleine Würffel geschnitten um den Reiß herum gelegt. Alle Gerichte sind mit Saffran oder Corcumey sehr gelb gemacht. Palau ist ein groß Gerichte bey ansehnlichen Leuten und bestehet aus einem bedeckt abgekochten Vogel als ein Dampff-Braten. Item ein mit Rosinen und Mandeln gestopffter und in Butter gebratener Vogel. Cabob ist auch ein schmackhafft Gerichte von Rind- und Schaf-Fleisch, in Stücken eine Hand groß, mit Pfeffer und Saltz gewürtzt, an einen Spiesse gebraten, und dann und wann an dem Feuer mit Oel und Knoblauch begossen, und mit allerley Kräutern zwischen den Stücken belegt. Die jungen Schossen von Bambos und die Mangos Früchte

ehe

Digitized by Google

ehe sie reif sind, werden eingemacht und hernach zur Saussen und Tuncken, wie bey uns Gurcken rothe Rüben u. d. g. aufgesetzt, sie kommen auch zuweilen nach Europa mit. Und dergleichen eingemachte Früchte haben sie viele mehr.

Herr Salmon beschreibt ein Gastmal bey einem reichen Banianen: Man führte mich, sagt er, in einen Saal oder grosses Zimmer, in welchem rings herum eine Banck von Erde, 3. Schuh breit, und fast eben so hoch, war. Als nun die Gesellschafft sich auf diese Banck mit denen Beinen Creutz-weiß unter sich geschlagen, niedergesetzet hatte, brachte ein Diener Blätter, so groß als Kohl-Blätter, und legte vor jeglichen eins nieden, an statt eines Tellers. Bald darauf brachte er ein groß kupffernes Becken mit gekochtem Reiß, und legte einem jeglichen eine gute Portion trocken abgekochten Reiß auf sein Blatt, statt des Brodts vor. Ein anderer brachte eine tieffe Schüssel mit starcker Fleisch-Brühe, nebst dem Fleische, in kleine Würffel-Stückgen zerschnitten, davon theilte er einem jeden auch einen Theil mit, um sie mit dem Reiß zu vermengen, und auch also eine Hand voll vom Fleische, welches sehr schmackhafft war. Jeglicher hatte einen Krug oder Flasche mit Wasser bey sich stehen, und tranck nach seinem Belieben, ohne Ceremonien, wenn und wie viel er wolte. Starck Getränckte kam gar nicht vor.

Sonst trincken sie aber doch wol auch Palm-Wein oder Toddi von Cocus-Bäumen oder Nüssen, aber keiner steigt zu Kopfe so lang er frisch ist. Beyde sind lieblich kühl und angenehm zu trincken: werden aber bald scharf und sauer, und werden denn statt Eßigs gebraucht. Wenn sie sich erhitzt haben, trincken sie Milch mit Knoblauch, wenn sie es haben können, lieber als Wasser. Einer bot einst dem Salmon einen Trunck davon, als er einen guten Weg gegangen, und sehr warm war, in einer Porcellain-Schale, die er, als dieser getruncken hatte, gleich gegen die Erde und in Stücken warff. Ausser diesen schwachen Getränckten haben sie aber auch allerley starcke, welche allerseits Arrack heissen. Einige dieser starcken Getränckte werden aus Toddavi, einige aus Zucker, und andere aus Reiß distilliret. Die letztere Gattung ist die schwächste und schlechteste, und wird Pareier Arrak genennet, als allein vor die Pareiers oder das gemeine Volck gut gnug. Der zu Batavia wird als Brantewein getruncken, der von Goa aber zu Punsch gebraucht: denn dieser Englische Tranck ist in Indien sehr bräuchlich, weil Zucker und Citronen dort sehr wolfeil sind. Bier und Wein ist in Indien nicht, ohne was aus Europa hinkommt, und ist derhalben sehr theuer; eine Bouteille Wein oder gut Bier, Ale genannt, gilt 1. Reichs-Thaler und drüber, Englisch schmal- oder dünne Bier 18. Stüber oder 9. Groschen. Die Euro-

pär kochen sich noch einen Tranck von Zucker, Toddi und Wasser, welcher dem Biere einigermassen ähnlich ist, an Farbe und Stärcke, der bleibt aber auch nur 24. Stunden gut.

Weil alles klein zerschnitten zu Tische gebracht wird, so brauchen die Indianer weder Messer, Gabel noch Löffel, denn die Suppe wird nur mit dem trockenen Reiß vermengt, oder aus einem Schälgen getruncken, so alsdenn jedem Gaste fürgesetzt wird. Den Reiß ballen sie mit den Fingern zu Klumpen, und stecken ihn so in den Mund. Nach der Mahlzeit waschen sie ihre Hände, so sie statt der Servietten gebraucht haben, wieder ab.

Beym Trincken setzen sie den Krug oder Schale nicht an die Lippen, sondern beugen den Kopf zurück, sperren den Mund ziemlich weit auf, und giessen den Mund voll, alsdenn schlingen sie hinunter, und so fort, biß sie satt sind.

Ceremonien haben die Indianer bey allen Gelegenheiten viele, der gemeine Gruß geschicht also, daß sie die rechte Hand, und bisweilen alle beyde Hände, an das Haupt fügen. Ist aber die Person, welche gegrüsset wird, von Ansehen, so wird auch der Leib ein wenig gebeuget. Mit der lincken Hand grüssen sie niemals alleine. Wenn die Mahometaner einander begegnen, so ist ihr gewöhnlicher Gruß, Salam Alacum, oder, **GOTT gebe euch Gesundheit**, worauf geantwortet wird, Alacum Salam, das ist, **GOTT gebe euch gleichfalls Gesundheit**, oder Greba Nemous, **ich wünsche euch die Gesundheit der Armen**. Der Gruß an einen Fürsten bestehet darinnen, daß man den Leib tieff beuget, und mit der Hand den Fußboden anrühret, hernach selbige auf die Brust leget, sodann zu dem Haupte aufhebet, und dieses dreymahl wiederhohlet. Die in Ungnade gewesen, und zum ersten wieder Audienz haben, fallen auf die Knie, neigen die Häupter zur Erden, und bleiben so liegen, biß ihnen aufzustehen befohlen wird.

Wenn jemand besuchet wird, so gehet er demjenigen, der ihn besuchet, nicht entgegen, sondern erwartet ihn sitzend, und nöthiget ihn gleichfalls zu sitzen, bietet ihn Betel-Areck, welches nie vergessen, und auch allzeit angenommen wird. Sie reden nicht viel, auch nicht sehr laut, noch allzu geschwinde. Sie spielen ein gewisses Spiel, welches fast dem Schach-Spiele gleich kömmt, und bisweilen auch in der Charte. Sie spielen aber nicht hoch, gleichwie in China geschicht, und machen sich nichts daraus, wenn sie verlieren, sondern bleiben immer gleichmüthig. Bey einem Gast-Mahle, und sonst bey frölichen Zusammenkünfften, läßt man Tantz-Mädgen hohlen, welche vor der Gesellschafft singen und tantzen, und sich keine Schwierigkeit draus machen, mit einem, der es

verlan-

Digitized by Google

verlanget, auf die Seite zu gehen. Sie spielen Comödien bey Fackeln unter freyen Himmel, dabey Liebe und Galanterie der gewöhnliche Inhalt ist. Gaukler, die mit einem Korbe voll tanzender Schlangen, und andere, die im Lande umher ziehen, giebts genug in Indien, gleichwie anderswo in den Morgen-Ländern, die man aber auch in den vorigen Stücken unserer neuesten Welt-Historie beschrieben findet. Man hält solche Leute in Indien für Zauberer, aber es ist alles, wenn man es recht untersucht, nichts als Behändigkeit. Wiewohl wir nicht läugnen können, daß es in Indien gar keine Zauberer gebe.

Das Jagen ist gleichfalls eine Indianische Ergötzlichkeit, von dem unsrigen aber gar sehr unterschieden, weil sie keine geschickte Hunde darzu haben. Sie umringen den Platz, wo das Wild sein Lager hat, alsdenn machen einige Lermen, und jagen das Wild auf, andere aber stehen fertig es zu erschiessen. Zwar haben sie wohl zahme und zur Jagd zugezogene Leoparden, die aber nur das Wild bespringen, wie sie von Natur zu thun pflegen, aber aufspühren und jagen können sie nicht. Die Falcken-Jagd geht gut genung bey ihnen, denn sie haben eine kleine Art Falcken, welche nicht schiessen, sondern nur über dem Geflügel in der Lufft umher schweben, welches so scheu darüber wird, daß es sich lieber auf der Erde von den Jägern fangen läst, als in die Höhe flieget; eben wie bey unserer Lerchen- und Wachtel-Jagd geschicht. Das Kampf-Jagen mit Elephanten und andern wilden Thieren, wie auch mit Menschen und wilden Thieren ist eine der vornehmsten Ergötzlichkeiten am Mogulschen Hofe. Die Jagd mit abgerichteten Pferden oder gemahlten Ochsen auf Feld-Hüner ist ihnen auch bekand; Und ihre Ochsen lassen sich so gut als irgendwo abrichten. Wasser-Vögel zu fangen, richten sie einen Topff mit Federn also zu, daß er wie ein Vogel aussiehet, denselben setzen sie auf ihre Köpffe, und gehen damit ins Wasser, so tieff, daß der Topff wie ein Vogel zu schwimmen scheinet, also nähern sie sich den wilden Vögeln sachte, und wenn sie durch die Löcher ihres Topfes sehen, daß sie nahe genug sind, ziehen sie die Vögel einen nach dem andern bey den Beinen unters Wasser, da die andern, eben als wenn diese ihrer Nahrung nach unter Wasser gegangen wären, sicher auf dem Wasser bleiben, und also alle gefangen werden. Zur Fischerey haben sie auch allerhand Erfindungen: z. E. mit Baum-Blättern, die an lange Bindfaden gebunden sind, und auf dem Wasser schweben, indem nun die Fische dem Schatten nachgehen, werden sie darüber gefangen: und solches bey Tage. Bey Nacht fischen sie auch mit Feuer, wie in Europa. Ordentlich gebrauchen sie Netze wie wir, aber statt der Fischer-Kähne haben sie zwey oder drey an einander fest-gemachte höltzerne Blöcke, womit sie etliche Meilen in die See hineingehen. Sie scheinen auf denen selbigen viel sicherer zu seyn, als in denen Kähnen, weil sie nicht sincken können; diese Fahrzeuge werden Catamarans genennet. Die Wellen spühlen wohl drüber hin, und wohl zuweilen die Fischer her-

Digitized by Google

herunter, die aber, weil sie gut schwimmen können, machen wenig draus, sondern schwingen sich im Huy wieder oben drauf.

Ihre Wege sind gemeiniglich ein tieffer Sand, welcher in der trockenen Jahrs-Zeit um den Mittag so heiß ist, daß er ihre Füsse verbrennen würde, wenn sie nicht so hart als eine Schuhsohle wären, mit Schuhen an den Füssen aber, kan man in solchem Sande gar nicht gehen. Ehe der Mogul oder einer von denen grossen Omrah's sich auf eine Reise begiebt, sagt man: daß sie den Weg vorher mit einer Leine ausmessen, ob sie gleich sonst schon wissen, wie lang er ist. Dieses wird als ein Stück ihres Staats angesehen. Die Wege mit Bäumen zu bepflantzen wird für ein Gottesdienstlich Werck gehalten, derhalben findet man viele derselben auf der Coromandelschen Küste, und allenthalben, ob wol nicht so lang wie die Kayserliche von Agra nach Delly und Lahor, so gar in dem Compagnie-Gebiete von Tranckenbar findet man derselben etliche; Also liegt einer zwischen Barsalore und Mangalore, mit 4 Reihen Bäumen bepflantzet, welche, weil sie allezeit grün sind, denen Fußgängern in der Sonnen-Hitze überaus wol dienen. An diesen Wege sind auf verschiedenen Plätzen Hütten gebauet, woselbst alte Leute bey Tage mit Eymern, darin sie rein Wasser haben, auf Kosten des Staats, bereit stehen. An denen Wegen und Land-Strassen sind hin und her Ruhe-Häuser, erbauet, darin die Reisenden des Mittags der Sonnen-Hitze eine Zeitlang entweichen, und des Nachts Quartier nehmen können. Es ist insgemein an jeder Seite des Eingangs ein Zimmer, in deren einem die Reisenden ihre Matten ausbreiten, und sich darauf setzen, oder des Nachts schlaffen, im andern aber die Träger und Diener sich bequehmen, so gut sie können. Wer da reiset, muß sein Koch-Gefässe, Speise und Trinck-Geschirr bey sich führen, auch Reiß und was er kochen will, mitbringen, wenn das Ruhe-Hauß nicht in einem Dorffe da bemittelte Leute wohnen, die was zu verkauffen haben, stehet, und da muß er auch erst Holtz zum Kochen suchen lassen, wenn seine Leute nicht schon unterweges drauf sind bedacht gewesen. Eine Tancke ist doch gemeiniglich dabey, auch wohl eine Person die einige Aufsicht hat, und den Reisenden mit Rath und That an die Hand gehet. Wenn ein vermögender Mann reiset, so dinget er gemeiniglich 8 oder 10 Cooleys oder Träger, seinen Palanquin zu tragen. Dieses ist eine bequehmlich zugerichtete Ruhe-Banck mit Polstern, und einem runden Himmel darüber, der gemeiniglich von Scharlach ist. Auf derselben sitzt man oder liegt so lang als man ist, nachdem es einen gut düncket; diese wird von 4 Cooleys, von Zweyen vorne und Zweyen hinten, welche den Baum, der von einem leichten Bamboes 6 Zoll rund ist, auf ihre Schultern legen, zugleich getragen, sie lauffen damit gemeiniglich alle Stunden eine gute Deutsche Meile, und werden von ihren Cameraden ohne still zu stehen, zu gewissen Zeiten abgelöset. Ausser diesen 10. Sesselträgern

oder Cooleys pflegt man auch eben so viel Musquetiren oder Pioniere zu dingen, um sich vor wilden Thieren oder Räubern zu beschirmen, und diese 20 Mann kosten des Tages nicht mehr als eine Crone, weil jeglicher nicht mehr als 3 ßl. des Tages bekömmt. Kurtz vorhero, ehe man essen will, schickt man einen oder den andern dieser Cooleys voraus, zu besorgen, was zur Mahlzeit gehört. In verschiedenen Gegenden Indiens, allwo man Gefahr läufft von denen Einwohnern auf dem Gebürge angefallen zu werden, reiset man mit Caravanen oder grossen Gesellschafften von 2 bis 300 Menschen. Um Güter zu verführen, gebrauchen sie Cameele, Ochsen und Esel. Ihre Pferde kommen aus Persien oder der Tatarey, und kosten zu viel Geld, um zu einer solchen schweren Arbeit gebraucht zu werden, ihre eigene kleine Art von Pferden aber ist nicht geschickt, Lasten zu tragen. Die sonderbare Bequemlichkeit, welche man an denen Cameelen in allen heissen und sandigten Oertern hat, bestehet darinnen, daß sie einige Tage reisen können, ohne Wasser vonnöthen zu haben. Es werden auch Ochsen gebraucht, sowohl um darauf zu reiten, als auch Lasten zu ziehen. Sie ziehen so wohl Wägen als auch Hackereyen, oder Kutsch-Karren mit 2 Rädern. An statt des Sattels legen sie ein weiches Küssen auf einen Ochsen, um darauf zu sitzen, und anstatt eines Zaums stecken sie ein Seil durch den Knörpel, zwischen den Nasenlöchern, womit sie ihn regieren. Sie gehen ordentlich einen ziemlich geschwinden Schritt, auch wol guten Trapp, und bisweilen gar einen Galop. Sie sind von denen unserigen durch ein groß Stücke Fleisch, etwas grösser, als zwey doppelt geballte Fäuste, ohngefehr 6 Daumen hoch, so über ihren Schulter-Blättern hervor raget, unterschieden. Der Büffel ist eben so groß als ein Ochse, aber ein sehr faules Thier, und wird deswegen auch nur gebraucht, Wasser aus denen Tanques oder Cisternen nach denen Häusern zu bringen, oder die Karten derer Gassen-Feger zu ziehen. Ihre Hackereyen sind viereckigt, wie unsere Kutschen, haben aber nicht, wie diese, erhabene Sitze, sondern es werden nur Küssen auf dem Boden gelegt, sich darauf zu lehnen. Es ist niemand von einigem Ansehen, der nicht einen Stall voll schöner Persianischer Pferde zu seinem eigenen Gebrauch hat. Der Mogul und seine Omrahs haben Elephanten, worauf sie mit ihren Weibern und Bagage von einem Ort zum andern reisen. Man sagt, daß deren nicht weniger als 500 dem Mogul auf allen seinen Reisen folgen, ausser einer noch überaus grossen Anzahl von Cameelen und Bagage-Wägen, welche gemeiniglich von 8 biß 10 Ochsen gezogen werden, ihre Räder haben keine Speichen, sondern sind von einem dicken runden Holtze gemacht. Im Reiche Canara darf niemand auf Pferden, Maul-Eseln oder Elephanten reiten, als nur die Staats-Diener oder Reuter, mit Ochsen oder Büffeln aber ist jeglichem erlaubt, zu reisen. Es darff auch niemand daselbst seinen Sonnen-Schirm

von seinem Gelassen tragen lassen, sondern jeglicher muß es selbst thun. In allen andern Dingen aber ist Freyheit, und jedermann gehet sehr nett und reinlich, wie Herr Hamilton erzehlet.

In der Regen-Zeit ist es sehr beschwehrlich zu reisen, weil das flache Land überschwemmet ist, und unzehlig viel Bäche von denen Bergen rauschen; allein das gemeine Volck lässet sich auch hiedurch am Reisen in dieser Jahres-Zeit gar nicht hindern, weilen sie, wie ein Wachtel- oder Rebhüner-Hund, sich ins Wasser hinein wagen, und so vortrefflich schwimmen können, daß selten ein Europäer es ihnen gleich thut. Herr Salmon ist einstens mit einer Gesellschafft von 12. oder 13. Personen von zwey solchen Schwimmern über einen tiefen Fluß gebracht worden. Sie nehmen jedesmal eine Person auf ihre zusammen gehaackte Hände zwischen sich, und auf jeder Seite hatten sie eine Hand frey zu schwimmen. Zwey Dänische Missions-Bediente wurden einst von dem dritten, der nur schwimmen kunte, noch artiger über einen Fluß gebracht. Sie nahmen einen grossen Topf, giengen damit in den Strohm, und als es zum Waten zu tief wurde, hieng sich auf jeder Seite einer oben an den Rand des Topfs, zogen die Beine so hoch sie kunten unter den Leib, damit der Schwimmer unten die Beine zum schwimmen frey hatte, der fassete mit einer Hand auch in den Rand des Topfs, und so zog er seine beyde Gefährten, mit der andern Hand rudernd, glücklich über die Tiefe. Und sie hätten keine Gefahr gehabt, wenn sie nicht in einen Wirbel, und der Schwimmer dadurch in Confusion gerathen; und da geschahe es wol nicht ohne besondere Providenz, daß der Pilote sich recolligirte, und so viel Muth und Krafft behielt sie wieder draus zu bringen, da sie schon mit ihren steinernen Schiffe waren rund umgedrehet worden.

Von Posten weißman in Indien nichts, sondern die Briefe und Paquete werden über Land durch expresse Bothen fortgeschickt, welche sehr hurtig zu Fusse, und gar billig im Fordern sind.

In denen Herrschafften des Moguls hat man Läuffer, welche man Dog Choukies nennet, wodurch Zeitungen und Berichte an den Hof überschickt werden. Die finden alle zwo Meilen an denen grossen Land-Strassen andere bereit, um die Briefe in einer vergüldeten Büchse weiter fortzubringen. Diese halten sie, sobald sie an dergleichen gepflasterte Plätze gekommen sind, über ihr Haupt, da sie ihnen dann, so bald sie nur von ihrer Ankunfft Nachricht gegeben, abgenommen, und von andern weiter fortgebracht werden. Diese Post-Gänger gehen jede Stunde 1. Meile, so, daß man innerhalb 8. Tagen aus denen abgelegensten Oertern des Reichs Zeitungen bekömmt.

Das

Digitized by Google

Das sechste Capitel.

Von der Indianer Handlung, Waaren, Schiffart, Ackerbau, Pflantzen, Thieren und Mineralien.

DJe vornehmste Waaren dieses Königreichs sind seidene Zeuge, allerley Art Cattune, Nessel- und Schnupff-Tücher. Wir hohlen auch von dannen Demante und andere Edelgesteine, sehr viel Pfeffer, welcher auf der Küste Malabar wächset, Salpeter, Indigo, Cardemumen, Opium, Assa fœtida, und vielerley Artzney-Materien. Kallituren- oder roth Holtz, Rottingen, auch Thee und Porcellain, so aber keine in Indien einheimische Waaren sind.

Die Güter hingegen, welche man aus Europa dahin bringet, sind Englische breite Lacken, Bley, Spiegel, Schwerdt-Klingen, Messer, Hutstaffierer-Waaren, Gold- und silberne Spitzen, Zinn-Waaren, Glaß, Lein- und Baum-Oel; Wein, Brandtewein, Bier und einige andere Arten von Proviant, welche hauptsächlich von Europäischen Comtoir-Bedienten und Kauff-Leuten abgenommen und gebraucht werden. Die Dänischen Schiffe haben insgemein viel Eisen, Canonen, Kupfer-Geräthe, Ancker, Mast- und Seegel-Bäume, und vor Privat-Personen Bänder, Neh- und Steck-Nadeln, Scheeren, Messer, Löffel, u. d. g. Einige Schiffe haben auch für guten Ballast Feuer-Steine mit, dieweil man in Indien keinen einigen Kiesel- oder Feuer-Stein findet, zum wenigsten in denen Gegenden nicht, welche von denen Europäern besuchet werden, so, daß wol ehe ein Sack mit Feuer-Steine in dem innern Lande, dahin die itzt-gedachten Europäischen Waaren von denen See-Küsten weiter verhandelt werden, bey nahe so gut, als Geld, gewesen. Man muß aber bekennen, daß alle Güter, die wir nach Indien führen, gleichsam nur geringe Kleinigkeiten seyn, in Vergleichung mit dem vielen Silber und fremden Gelde, welches dahin geführet wird. Unsere Schiffe sind bey nahe ohne Kauffmanns-Waaren, wenn sie dahin absegeln, sind aber dargegen der Indianer reichsten Silber-Bergwercke, weil schwerlich ein Schiff dahin abfähret, welches weniger als 2- biß 400000. Reichs-Thaler an Silber-Barren oder guten Species mitnimmt. Daher ist die Frage entstanden: **Ob auch der Indianische Handel Europa zuträglich sey?** Der Herr Salmon antwortet nach der Meynung der Englischen Ost-Indischen Compagnie von seiten der Engländern darauf: **Daß die Indianische Waaren, welche sie von dort wieder heraus bringen, und in verschiedenen Europäischen Ländern verkauffen, einen**

weit

weit grössern Schatz zu wege bringen, als derjenige ist, den sie mit hinaus führen. Geschähe dieses nicht, in welchem Fall wir ohnfehlbar von denen Holländern mit dergleichen Waaren um einen viel theurern Preiß würden versehen werden, wenn sie alleine Meister in solcher Handlung spieleten, so würde folglich ein viel grösserer Schatz damit nach Holland geschaffet werden, als jetzund nach Indien geführet wird. Wolte jemand dargegen sagen, daß die Indianischen Sachen und Waaren denen Einwohnern von Groß-Britannien gäntzlich verbothen werden müßten, so kan man darauf gleich antworten, daß, wofferne wir sie nicht auch zugleich allen übrigen Einwohnern von Europa verbiethen könten, wir durch dieses Mittel die Holländer gantz unsäglich groß machen, und in der That alle Handlung, und folglich auch alle Schätze der Welt, in kurtzer Zeit ihnen in die Hände spielen würden.

Stünde die Handlung nach Indien allen Nationen offen, und hätten die übrigen Einwohner der Welt mit denen Holländern Theil an denen Specereyen und andern kostbaren Indianischen Kauffmanns-Waaren, so würde es nicht viel verschlagen, ob die Engelländer dahin handelten oder nicht. Allein solten die Holländer den Handel mit allen übrigen Waaren gantz alleine an sich ziehen, gleichwie sie mit dem Gewürtz-Handel (nur den Pfeffer ausgenommen) gethan, und könten sie folglich nach ihrem Belieben einen Preiß drauf setzen, den sie wolten, so würden sie bald der gantzen Handlungs-Welt Gesetze vorschreiben, wobey Britannien, wenn es dabey gantz stille säße, und nur zusähe, sich nicht lange der Herrschafft über das grosse Welt-Meer würde rühmen können, sondern zufrieden seyn müssen, sich unter die hohen und mächtigen Kauffleute, welche durch ihre eigene Waffen zu derselbigen Grösse und Herrlichkeit gelanget sind, worinnen wir sie jetzund sehen, zu beugen.

Was z. E. die Ostindische Compagnie betrifft, was kan dieselbige uns vor Schaden thun, gesetzt auch, sie überspeiseten einmahl die Holländer, und beraubte sie ihrer Colonien auf denen Gewürtz-Inseln? Geschähe es nun, daß sie einstens einen Antheil an dem Gewürtz-Handel bekämen, würde dieses nicht vielmehr uns zum Vortheil, als zum Schaden, gereichen, wie auch allen übrigen Nationen von Europa, weil sie solcher Gestalt den Preiß dieser Waaren verringern helffen würden, als welche eben so wohlfeil, als der Pfeffer, seyn könten, wofern nicht von den Holländern sehr viel davon jährlich mit

Fleiß

Fleiß verderbet würde? wenn wir sehen, daß die Ostender die Holländer anzugreiffen, und sie aus ihren Colonien zu vertreiben anfangen, gleichwie diese zuvor denen Portugiesen gethan, so wird es erst Zeit seyn, uns für die Holländer zu erklähren, und wenn wir sodann in dieser Streitigkeit darauf bey ihnen dringen können, uns einen Theil von demjenigen, woraus wir ohnedem so barbarisch und unbilliger Weise verdränget worden, wiederum zu überlassen, so kan ich nicht begreiffen, was vor Ursache wir haben solten, uns vor einer solchen Begebenheit zu fürchten, dem ohngeachtet wollen einige Herren, ich weiß nicht, was vor schreckliche Folgen aus der Aufrichtung einer Ostendischen Handlung vorher zu sagen wissen. Was der Handel mit seidenen Zeugen, feinen Nesseltüchern und Catun, betrifft, so werden selbige in denen Herrschafften des Moguls fabriciret, und können wir von diesem Handel nimmer ausgeschlossen werden, wir schlössen uns denn selbst davon aus; was aber das Gewürtz betrifft, so haben wir diesen Handel bereits verlohren, und selbige denen Holländern übergeben.

Es ist demnach kein Wunder, daß dieses Volck, und solche Engländer, welche mit ihnen darinnen interessiret sind, wider andere, welche an solcher Handlung Theil nehmen wollen, ein solch Geschrey anfangen. Was vor ein Interesse wir, als eine besondere Nation, haben können, uns einem andern Volcke, welches nach Indien handeln will, zu widersetzen, kan ich nicht begreiffen. Aber gesetzt, wir hätten ein eben so grosses Interesse, als die Holländer in solcher Sache zu haben glauben, mit was vor Autorität, oder mit was vor Recht könnten wir, oder sie, die Ostender, oder einig ander Volck, von dem Handel nach Ost-Indien abhalten, welches ja uns gar nicht unterworffen ist, sondern dem Mogul und einigen andern souverainen Printzen, über welche wir keiner Ober-Gewalt uns anmassen können. Zwar ist es an dem, daß die Völcker nicht allezeit betrachten, was recht, sondern nur, was ihnen anständig und nützlich ist, und daß einige Leute uns diese Grund-Sätze beyzubringen scheinen, daß ein glücklicher Fortgang auch die gröbsten Schelm-Stücke heilige, und eine conquetirte Sache auf den Uberwinder ein Recht bringe, der deswegen angefangene Krieg möge so ungerecht seyn, als er immer wolle, und daß, wer die Macht hat, auch zugleich schon ein Recht habe, die übrigen Menschen zu unterdrücken, und in Sclaverey zu bringen.

Entweder ist diese Lehre orthodox und wol gegründet, oder einige unserer Nachbarn haben einen sehr schwachen Rechts-Titul zu de-

nen Ländern und Dingen, welche sie in beyden Indien besitzen; nehmlich keinen andern als die Gewalt, wie sie nun solches wohl wissen, so darf man sich auch nicht verwundern, wenn sie befürchten, daß zu einer oder andern Zeit eine noch grössere Gewalt sie daraus wiederum vertreiben könne, gleichwie sie ihre Vorfahren daraus vertrieben haben. Dargegen können sich die Engelländer mit Recht rühmen, daß keine einige von ihren Colonien in Indien zu finden sey, die sie nicht auf eine richtige Weise an sich gebracht, oder mit guten Willen ihnen überlassen worden sey. Sie haben sich auch nicht unternommen, denen inländischen Einwohnern etwas mit Gewalt zu entreissen, oder ihre Gebiethe irgendwo durch Gewalt weiter auszubreiten, und diejenigen, welche unter ihrem Regiment daselbst leben, geniessen grössere Freyheiten, als sie unter ihrem vorigen Fürsten gehabt haben.

Biß hieher hat Herr Salmon die Frage vom Nutzen oder Schaden der Ost-Indischen Handlung für die Engländer beantwortet, wormit zugleich behauptet ist, daß die Indianische Handlung keiner Nation, die daran Theil hat, schädlich sey, wofern sie solche so starck zu treiben vermag, daß sie die Unkosten stopfen kan: wenn sie aber jährlich nicht mehr als ein oder zwey Schiffe absenden, und eine Ladung, obschon allezeit glücklich, zurück erhalten kan, so mag schwerlich davon, neben der Schiffs-Equipage und Reise-Kosten, auch die Assecuranz und die Unterhaltung zweyer Festungen, eine auf der Coromandelischen, die andere auf der Malabarischen oder Pfeffer-Küste, gut gemacht werden; Und folglich muß der Verlust eines einzigen Schiffs eine solche Compagnie zurück setzen, und trifft sie der Verlust zum andern mal, so muß er sie nothwendig ruiniren. Wie der Dänisch-Ost-Indische Compagnie, der in wenig Jahren ein Schiff in Cattegatt, das andere unter Schottland strandete, wiederfuhr; da sie ohne des Königs kräfftige Beyhülffe, der ohn Zweifel ein Christ-löbliches Absehen auf die zu Trankebar errichtete Evangelische Mission hatte, sich wol schwerlich wieder erholet hätte. Wie die neuerrichtete Schwedische Ost-Indische Compagnie verfahren und fahren werde, muß man erwarten. Die Ostendische hatte es vermuthlich so angegriffen, daß sie mit der Holländischen würde zu theilen gekommen seyn, weil sie daher selbst mit Rath und That starck soutenirt wurde; ob mit guten Recht oder Unrecht, ist aus Herr Salmons Urtheil klar genung. Dessen Satz also bewiesen genug ist, daß nehmlich alle Nationen Recht zu solcher Handlung habe, und dabey nicht übel fahren, wo sie solche recht treiben und nicht allzu unglücklich sind, denn so wird wol soviel dabey gewonnen, als davon in ihrem Lande consumiret wird, und dafür darff sie doch das Geld nicht in andere Länder schicken.

Allein

Allein, ob die Ost-Indische Handlung auch gantz Europa überhaupt vortheilig sey, ist eine andere Frage, und muß auch anders, nehmlich platthin mit Nein, beantwortet werden, weil es allzuwenig seiner Waaren, sondern nur das mallivekte Eingeweide seiner Bergwercke dahin führet. Könte gantz Europa solche Handlung so weit einschräncken, daß es nicht anders als per troqu' und Tausch handelte, so möchte es in die Wette handeln, und könten die Landschafften, so von der See entfernet, durch ihre Waaren sich erholen, welche durch die See-Länder nach Indien verführt werden. Weil aber solches wegen der vielen freyen unabhänglichen Nationen nicht geschehen kan, so handelt ein jeder Selbsthalter oder Souverain klug und wohl, wenn er seinen Unterthanen die Handlung und Consumtion solcher Waaren verbietet, die ihnen auf vielerley Weise mehr schädlich als nützlich sind; wie in den Königlich-Preußischen Landen einige Jahr her so glücklich als vortheilig geschehen ist. Und da solches nicht aller Orten und allezeit möglich ist, warum suchet Europa nicht die Sächsische Porcellain-Fabrique, die keiner Chinesischen noch Japanischen was nachgibt, sondern in etlichen Stücken weit übertrifft, auszubreiten und allgemein zu machen, damit wir der kostbaren Scherbel aus Asia entbehren könten. Baumwolle und Seide könte es selber bauen, wenn es nicht mit seinem zehnmal bessern Flachs und Wolle wolte vergnügt seyn. Unsere guten Biere und Weine könten uns den Thee und Coffee wol vergüten, aber deß sind wir nicht eher zufrieden, als biß wir nach Ost-Indien selbst kommen, da wir beydes nicht mehr haben können, und dann sind wir wieder nicht zufrieden mit den Wasser-Getränckten, die uns doch dort besser wären als Bier und Wein. Weil wir denn nun durchaus nicht anders wollen thun als uns lüstet, so leiden wir billig, was uns gebühret; und die Indianer, weil sie sich der Europäer nicht bedienen wie sie solten, mangeln billig des Vortheils den sie nicht begehren, also was Wunder! wenn ein wählig Kalb und krancker Esel ein ander gleich wenig nutzen.

Um aber unsere Ost-Indische Handlung nicht gar zu verlassen, ehe es Zeit ist, bey welcher wir doch so gern seyn wollen, so ist von derselben ferner zu wissen, daß keine grössere Kauffleute in der Welt zu finden seyn, als die Mogulische Unterthanen. Ob gleich ihre Fahrzeuge niemahlen über das Vorgebürge guter Hoffnung kommen, so treiben sie doch einen sehr grossen Kauff-Handel nach Persien, und nach dem rothen Meere, und versehen die gantze Türckey und Persien mit allen kostbaren Indianischen Waaren. Dafür bringen sie wieder zurück Tapeten, Perlen und andere Persianische Waaren, vornemlich aber viel Geld, welches sie offtermahl auf Englische oder Holländische Schiffe laden, wovon die Fracht, nach Herrn Lockyers Bericht, einen guten Theil der Gewinnste der Compagnien ausmachet; massen schwerlich ein Schiff aus Persien nach Surate

abgeschicket wird, welches nicht so tieff, als es nur immer seyn kan, beladen, und mit sehr vielen Passagierern angefüllet ist, wie auch einen grossen Schatz an Perlen und Gelde am Boord hat, der sich manchmal bis auf zehn oder funfzehnhundert tausend Thaler beläufft. Es geschicht aber vornehmlich um Sicherheit willen, daß die Indianer der Europäischen Schiffe sich bedienen, um ihre Schätze nach Hause zu bringen, weil sie davor halten, daß selbe weniger der Gefahr der See-Räuber unterworffen seyn, als die inländische; sie haben zwar selbst Schiffe von 4 oder 500 Tonnen, welche in Indien nach dem Englischen Modell, dem sie allezeit nachfolgen, gebauet sind, ihre Lasckers oder Indianische Matrosen aber sind keine Bakkeleyer, ja sie sind weder zur geschwinden Besteigung der Mast-Bäume, noch dirigirung der Seegel mit solcher Hurtigkeit als es beym Streit mit See-Räubern nöthig ist, geschickt, und thun auch nicht tapfere und anhaltende Gegenwehr, wenn sie angepacket werden; Summa, ihre Erfahrung und Übung so wol in der Seefahrt als im Treffen ist schlecht, derhalben sind sie froh, wenn sie einen Europäischen Schiffs-Befehlhaber finden könten. Ein Englischer Matrose, der nur einige Geschicklichkeit hat, ist ihnen gut zum Schiffs-Capitain. Der Mogul hat zwar eine sehr weit ausgebreitete See-Küste, aber doch kein einiges Orlog- oder rechtes Kriegs-Schiff, und fehlet ihnen doch nicht an Bau-Materialien darzu. Ihre Kauffarthey-Schiffe bauen sie von Teek, so ein festes dauerhafftes Holtz ist. Die Näthe dichten sie nicht wie wir, sondern an dessen Statt werden die Dielen gepflüget, und in-einander gefüget, die sie hernach mit ein wenig Dammer, eine Art von Pech und Werg, so dichte als einen Topf machen. Ihre Cabels und ander Tau-Wercke werden von Cocos-Nuß-Bäumen gemacht, ihre Ancker aber und grobes Geschütz bekommen sie aus Europa. Ihre Boote, die sie Mussolas nennen, und ihre Flösser, die sie Catamorans nennen, sind im 2ten Capitel, und jetzt kurtz vorher bey der Fischerey beschrieben. Mit welchen sie doch 30. biß 50. Meilen auf der See-Küste hin und wieder seegeln.

* * *

Von der Indianer Landbau.

Am Ende der heissen und trocknen Jahres Zeit siehet die Erde allhier, wie eine dürre sandigte Wüsteney aus, so, daß man nicht ein einiges Graß-Stängelgen noch sonst etwas grünes darauf erblicket, ohn die Bäume, als welche das gantze Jahr hindurch grün bleiben. So bald aber nur der Regen zu fallen angefangen, so bald sieht man auch, daß die Natur gleichsam wieder lebendig und die gantze Erde sofort mit Graß und Kräutern bedecket wird. Ob nun gleich der Erdboden diese gantze Zeit über dürr und ohne Regen gelegen hat, so ist doch die Erde so weich,

milde

milde und fett, daß sie gar leicht umgerühret und zum Ackerbau bequem gemacht wird. Ob auch schon ein Land alle Jahr immerfort besäet, und niemals gedünget wird, so macht es doch der jährliche Regen, wann er reichlich fällt, so fruchtbar, daß man niemahls eine schlechte Erndte daselbst siehet. In Bengalen und in denen Nördlichen Theilen Indiens haben sie so guten Weitzen und Gerste, als irgendwo in der Welt; in denen Südlichen Gegenden aber der Indianischen Halb-Insul säen sie nichts als Reiß, dessen Saat und Erndte anderswo vor kommt, ingleichen ihre Bearbeitung des Ackers. Sie machen kein Heu, sondern schneiden das Graß ab, und geben es dem Viehe grün, wenn sie es vonnöthen haben. Es ist unbegreifflich, wie geschwind alle Arten von Kräutern in währender Regen-Zeit, und noch eine Weile darnach wachsen und zunehmen. In der trockenen Jahres-Zeit verdorret alles, und wird alsdenn nichts gefunden, als nur etwa einig grobes und saures Zeug in denen Büschen. Ihre Felder stehen offen, ausgenommen bey denen Städten und Dörffern, allwo das Volck einige kleine Zäune zu seiner Bequemlichkeit darum machet. Es stehet auch nicht in des Haußmanns Belieben, ob er säen wolle oder nicht; allermassen die Land-Voigte Ordre stellen, so und so viel Land vor jegliches Dorff anzubauen, auf daß sie im Stande seyn mögen, ihren Antheil von Soldaten, die sie unterhalten müssen, zu versorgen, und schicken sodann im Herbste ihre Bedienten hin, ein Fünftheil Drittheil oder so viel von der Erndte zu nehmen, als ihnen gut düncket. Sie haben keinen Haber. Ihre Erbsen und Bohnen sind eben so gut, als die unserigen, nur etwas kleiner. Sie haben auch eine Art von Erbsen, die sie Donna nennen, und etwas gröſſer als Wicken sind, womit sie ihre Pferde füttern. Diese kochen und zerstossen sie, mischen sodann groben Zucker darunter, machen Ballen daraus, und füttern die Pferde damit. Sie machen auch von Gersten-Mehl und andern Dingen Klümpe die sie bisweilen ihren Pferden geben. Eben wie man in Europa den Pferden Brod giebt, sonderlich auf Reisen, wo man nicht lange Zeit zu futtern hat.

Wenn sie ihren Milch-Rohm zu Butter stossen, so kömmt eine Materie heraus, welche dickem Oel gleich ist. Dieselbige wird in diesem heissen Lande nimmer so hart als in dem unserigen, ist aber doch sehr süsse und gut. Gleichwie sie einen grossen Uberfluß von Küh-Büffel- und Ziegen-Milch haben, also machen sie in dem Nordlichen Theil Indiens sonderlich in Bengalen, eine gute Art Käse; Aber doch, weil sie es erst von den Europäern gelernet, nicht so häuffig, daß er sehr gemein wäre; wie denn im Südlichen Indien man wenig davon zu sehen bekommt. Denn die Indianer essen es selten, sie backen aber doch dünne Kuchen davon auf eisernen Platten, die sie mit auf Reisen nehmen. Ihre Gärten sind über alle massen angenehm, indem darinne lange Spatzier-Gänge mit sehr schönen

Digitized by Google

Frucht-Bäumen, welche allezeit grün sind und Blüthen tragen, sich finden. Diese Blüthen haben sie fast ein gantzes Jahr hindurch: sie haben zwar wenig Geruch, aber die Mischung ihrer Farben ist sehr schön. Sonst haben sie eben nicht viel Bluhmen, und von selbigen giebt auch nur die Rose, und eine Art weisser Jasmin, einigen Geruch; wovon vornehme Leute auch ein wohl-riechend Oel machen und gebrauchen.

Ihre fruchtbare Bäume sind der Cocos-Baum, Mango, Bannana, Ananas, Guava, Granat-Aepffel, Jaccas, Tamarinden, Maulbeer, Citronen und Pomerantzen-Bäume, wozu fast fürnehmlich ihre Betel- und Areck-Nuß-Bäume zu zehlen sind. In der Nördlichen Gegend dieses Königreichs hat man auch Birnen, Aepffel und andere Europäische Früchte. Bey Amadabad sind etliche wenige Wein-Gärten, davon in Süden von Indien nichts fortkommt, aber ohn Zweifel besser Nordlich biß Cachemire hinauf wol Art haben würde, wenn man Weinberge pflantzete. Die Küchen-Gärten sind mit Muscus- und Wasser-Melonen, Patatas- oder Erd-Aepffeln, und andern Wurtzeln und Kohl, Kräutern, desgleichen mit Lauch, Zwiebeln, und dergleichen mehr, versehen. Zu ihren Feld-Früchten gehören die Pfeffer-Pflantze, Ingwer, Cardamumen, Saffran, Turmerick oder Curcuma, Indico, und der Baumwoll-Bau, sowol auf Pflantzen als Bäumen, auch sehr grosse Plantagen von Zucker-Rohr, insonderheit in Bengalen.

Der durchaus nützliche Cocus-Baum, weil er fast allen Indianischen Ländern gemein ist, so ist seiner auch schon anderwärts ausführlich gedacht worden. Auf denselben folgt billig die an Indien auch eigendlich zugehörende Cartun- oder Baumwoll-Staude, als woraus eben ihre Cartune, Nessel-Tücher, Gingangs, und dergleichen mehr gemacht werden. Mit dero Saamen bepflantzen sie grosse Felder. Es wachsen diese Bäumgen so hoch als Rosen-Sträucher, und bekommen sodann gelbe Blüthen. Wenn diese abfallen, bleiben kleine Knöpgen zurück, eines Daumens dick, welche hernach so groß, als eine welsche Nuß werden; sie haben aber eine gantz dünne zierlich gestalte, und schön gesprenckelte Schale; wenn sie reif sind, so springt diese auf, und die Schnee-weisse schöne Baum-Wolle bricht herfür, locket und breitet sich wie ein Hüner- oder Gänß-Ey aus. Unter derselben am Stiele findet sich der Saamen, darauf werden sie abgepflückt. Diese Baumwoll-Stauden tragen 3. biß 4. Jahr nach einander, hernach werden sie ausgerottet, und der Grund wird von neuen bepflantzet. Auſſer diesen Stauden aber ist auch noch ein Cattun- oder Baumwoll-Baum in Indien, welcher sehr hoch wächset. Seine Frucht wird als ein Hüner-Ey, berstet wie die andere entzwey, wenn sie reiff ist, und giebt eine feine

weisse

weiſſe Wolle. Die Früchte hangen bey Paaren in der Mitte und an den Enden der Zweige, und iſt ſelten eine allein.

Der Indico iſt gleichfalls eine ſehr ſchätzbare Pflantze, und eine Staude, die ſo hoch wächſet, als ein Johannis-Beer-Strauch, mit einer dicken runden Crone, aber ohne Dornen. Sie ſtreiffen die Blätter davon ab, und legen ſie etliche Tage lang, biß daß ſie geſchwitzt haben, auf einen Hauffen zuſammen. Darauf werden ſie in Gefäſſe gethan, und Waſſer darauf gegoſſen, darinn ſie weichen. Dieſem Waſſer theilen ſie ihre blaue Farb-Materie mit, und wenn ſolches genug geſchehen, zapft man es ab in eine flache ſteinerne mit Cement wol gedichtete Pfanne. Nachdem nun die Sonne alle Feuchtigkeit daraus gezogen, bleibt auf dem Boden ein harter trockener Kuche zurück, ohngefehr eines viertheil Daumens dick, ſo eigentlich unſer Indigo iſt. Die beſte Sorte wächſt um die Gegend von Agra, und eine etwas geringere Gattung bey Amadabat, beyder Orten in groſſer Menge.

Es kommt auch aus verſchiedenen Orten aus Weſt-Indien Indig, und iſt eben wie der Oſt-Indiſche nicht von einerley Güte und Werth; Es mache nun der Acker oder die Pflantze, das Waſſer oder die Zubereitung den Unterſcheid.

Es hätte hier bey dieſer kurtzen Beſchreibung des Indigs bewenden können. Wir wollen aber von denen Oſt-Indiſchen Arten hier als bey ihrem Vaterlande etwas ausführlicher handeln: Man nennet die verſchiedenen Sorten des Indigs von Agra, von Chirquees und von Surate, die Coromandeliſche von Negapatan, und die Dacheronſche von Jamboeſer, die Javaniſche, trockene und naſſe, die von Lauro, oder Biana, die Makaſſerſche und Ceyloniſche, welche die ſchlechteſte iſt. Der Nahme der Pflantze, ſo den Indigo giebt, wird von denen Indianern Aner Nelly oder Anil Nil, item Gali genennet. Ob man die Pflantzen ſelbſt verſchiedener Art habe, davon kan man nichts gewiſſes melden, weil keine ausführliche Beſchreibungen, die mit einander verglichen wären, vorhanden ſind. Der einige, welcher ſie uns abgezeichnet hat, iſt de Bruin in ſeinen letzten Reiſen. Der Hortus Malabaricus der die Anil-Pflantze Aneri nennet, ſcheinet nicht deutlich genug zu ſeyn, Herr Bourhave hält dafür die Guadaloupiſche Indig-Pflantze habe gekräuſelte 3- oder Klee-Blätter, und dicke Knöpfgen mit einem Nieren-ähnlichen Samen: dagegen die andere viel ungekräuſelte Blätter trägt. Wir wollen dem de Bruin folgen, der die Indianiſche Pflantze unter den Javaniſchen Gewächſen mit beſchrieben.

Sie wächſt gerne in hohen trocknen ſandigten Aeckern, die ein drittheil Leim und zwey drittheil Sand haben. Sie hat nicht viel Feuchtigkeit nöthig, ohne nur, wenn ſie geſchnitten wird.

Gegen

Gegen die Regen-Zeit wird das Land ein oder zweymal, und gegen das Ende derselben das letzte mal gepflüget, und die Saat vollends bestellet. Wenn das Kraut vier Finger breit über den Acker heraus ist, wird es gegähtet, dann läßt man es stehen, biß daß es Blumen und Saamen träget, und die untersten Blätter gelb zu werden anfangen. Alsdenn schneidet man die Zweige mit Blättern mit allen etwa einer Handbreit vom Stamme ab, denn kommt man diesem zu nahe mit dem Schnitt, und es fällt nicht bald Regen darauf, so trocknet es durch die Schnitte in dem Stamm hinein, und er gehet aus, da er sich sonst nach drey Monat wieder schneiden lässet. Welches nach 3 andern Monathen zum dritten mahl geschiehet, da sie denn auch den Saamen und Saat einsammlen; welches, wie einige wollen, mit dem zweyten Schnitte geschicht. Vielleicht ists nicht aller Orten gleich, und fallen da oder dort nur zwey Schnitte. Gnug, nach dem letzten Schnitte wird die Pflantze ausgezogen und verbrannt. Die Asche davon dienet wieder zur Düngung.

Das Schneiden geschicht bey hellem Wetter, da man die abgeschnittene Pflantzen auf einen harten und saubern Grund zu trocknen leget, und Nachmittags um 4 Uhr sind sie schon Knochen-dürre. Dann werden sie geklopfet biß die Blätter von den Stielen abgehen. Die Blätter bringt man denn in Verwahrung und bey gelegener Zeit breitet man sie wieder aus zum Dörren, damit sie beym zweyten klopfen sich fein spalten und von den Sehnen ablösen. Darauf werden sie nochmals bey seit gebracht und 25 Tage lang rings um fest zugedeckt. Warum, ob zu schwitzen, oder weswegen, sagt unser Autor nicht, auch nicht ob sie accurat 25 Tage so liegen müssen.

Gnug, daß die Blätter nun zur Auslaugung bequem sind. Wenn man sie nun gebrauchen will, so thut man deren 24 Pfund in steinerne Hälter oder Gefässe, die in der Mündung anderthalb Schuh weit sind, und gießt sie voll Wasser, es sey süß oder Wrack, wenns nur klar ist, rühret alles wacker um, und läßts von 10. Uhr Vor- biß 2. Nachmittags in der stärcksten Sommer-Hitze stehen. Da denn die Blätter aufquellen, und wenn sie einen dicken Purpur-farbenen Schaum aufwerffen, und man daran siehet, daß es Zeit sey, so hat man andere dick-bauchige Gefässe, so aber im Fusse und Mund-Loche nicht über anderthalb Fuß haben, darauf bindet man ein Tuch, schöpfet die Lauge darauf, und seiget sie durch; die zurück-gebliebenen Blätter werden durch ein Tuch gewrungen, mit den Händen ausgedruckt, oder wie man sie kan rein genug kriegen. Hernach thut sie solche wieder in ihr vorig Gefässe, begiessen sie wieder, und laugen und wässern sie so lange aus, als ichtens Farbe daraus zu ziehen ist.

Wenn

Wenn die Hälter voll gesammlet sind, und das Tuch abgebunden wird, findet man oben wieder einen Purpur-farbenen Schaum, das Wasser aber ist grün. Diese Materie wird mit einander rechtschaffen durchgerühret, biß der Schaum weißlicht, endlich hell-blau und das Wasser schwartz ist, dann läßt man es ein paar Stunden stehen, und rühret es hernach, ein zwey oder dreymal also herum, deckts mit einem Tuche zu, und läßts eine Nacht über stehen, so sincket der Indig zu Boden, das Wasser wird klar und siehet röthlicht. Das wird durch Löcher, die über des Bodens Höhe ein wenig über der Materie (die man schon weiß, wie dick sie von der Quantität Blätter sich setzen kan) gebohret sind, abgelassen. Die gesunckene Grund-Suppe wird alsdenn fürsichtig in ein Tuch gegossen, welches über ein Grübchen des heissen Sandes gelegt ist; hier läßt man sie so weit auftrocknen, biß sie sich kneten und ballen lässet, da man sie denn in kleine Kuchen etwa drittehalb Zoll dick formirt, in Tücher schlägt, und so vollends aus, und zusammen trocknen läßet, daß er kan verwahrt, eingepackt und verführt werden.

Man müssen wir doch auch etwas von dem Kraute Dutroa melden. Die Mohren thun saltziges in Wasser, und trincken davon. Es kan sehr truncken machen, wie starckes Getränckе. Die übrige gemeine Erzehlung, nach welcher ein jeder der davon trincket, soll in der Gemüths-Gestalt verharren, darinn er beym einnehmen ist, lassen wir an seinem Ort gestellet seyn, und andere näher untersuchen. Etliche halten unser Kraut, Nachtschatten, für eine Art von diesem Dutroa.

Ausser ihren Frucht-Bäumen haben sie auch noch viel schöne Wälder und Büsche, die gut Band-Holtz zu Häusern und Schiffen, und viel roth Holtz zum färben geben: aber alle sind unsern Wäldern ungleich. Der merckwürdigste unter ihren Bäumen ist derjenige, welcher der Banian-Baum genennet wird, dessen zur Erde sich beugende Aeste Wurtzel in der Erde fassen, und sodann wieder um in die Höhe wachsen, so, daß einer von diesen Bäumen wohl 40 und mehr Stämme haben, und sich so weit ausbreitet, daß er unter seinen Zweigen ein gantz Regiment Soldaten wieder die brennende Sonnen-Hitze beschirmen kan. Weil sie nun allezeit grün sind und Blätter haben, geben sie einen sehr herrlichen Schatten. Unter diesen Bäumen findet man zum öfftern ihre Götzen-Bilder hingestellet, gleichwie auch ihre Beicht-Väter und Büssende darunter sich aufzuhalten, und die wunderlichen Bussen zu würcken pflegen, wovon wir in dem Capitel vom Gottesdienste etwas handeln werden; und man kan sich auf die Warheit dieser Erzehlung verlassen, derhalben wir sie auch in einem Kupfferstich beyzufügen, für dienlich erachtet.

Digitized by Google

Ich würde sehr viel zu thun haben, und dem Leser auch nur verdrießlich fallen, wenn ich alle Bäume und Pflantzen, welche Indien hat, beschreiben wolte. Man kan davon nachsehen den Hortum Malabaricum, Kæmpfer und andere mehr. Auch in den mehr angezogenen Hallischen Nachrichten von der Dänischen Mission findet man viel dahin gehöriges, so accurat und zuverläßig ist.

Von ihren Thieren werden keine mehr gebraucht, als ihre Ochsen, welche gemeiniglich zu ziehen oder zu tragen dienen, und auch zuweilen beschlagen werden. Sie sind nicht sehr groß, aber viel schneller als unsere, und lauffen fast den Pferden gleich, halten aber besser aus als diese, denen das Land zu hitzig ist. Man findet Caravanen von 8. oder 10000. Ochsen, welche gebraucht werden, Saltz, Reiß und Korn, von einem Ort zum andern zu bringen. Diese Ochsen-Treiber haben keine andere Nahrung als diese, sind nirgends angesessen, und nehmen allzeit Weib und Kinder mit sich. Sie sind in 4. Zünffte abgetheilet, deren jede 100000. Seelen ausmacht, die eine Zunfft führet Korn, die andere Reiß oder Nellu, die dritte Bohnen, Erbsen ꝛc. und die vierdte Saltz. Und jede Zunfft ist in so viel Caravanen vertheilet, als sie Strassen haben, auf denen ihre Waare ab- und zuzuführen nöthig ist. Jede hat auch einen Hauptmann der einen grossen Staat führet. Jede Zunfft hat ein gewiß Zeichen, so die Glieder derselben an ihren Stirnen tragen. Sie haben ihre Priester bey sich auf ihren Reisen, und alle Morgen, ehe sie ausziehen, üben sie ihren Gottesdienst vor einem Schlangen-Bilde, welches sie hernach auf einen ihrer Ochsen legen und mit sich führen. Sie würden bey denen Ochsen, auf welchen sie reiten, in Gefahr ihres Lebens stehen, wenn selbigen nicht ihre Hörner kurtz abgefäget wären, indem sie mit ihren Köpffen, wenn sie die Fliegen plagen, sehr um sich stossen. Sie gebrauchen insgemein 10. bis 12. Ochsen vor ihren schwehren Fracht-Wägen, aber vor ihren Kutsch-Karren, auf welchen nicht mehr, als zwey Menschen, sitzen können, nur zwey. Sie füttern diese Ochsen mit Ballen von Mehl und andern Dingen, wie bereits oben angemercket worden.

Man gebraucht auch bisweilen Cameele zum tragen, aber nicht so viele, als Ochsen. Man sagt, daß diese Thiere an ihren hintersten Pfoten ein Glied mehr haben, als andere Thiere, und dahero viel schneller fortgehen könten. Auf schlüpfferigen Wegen stehen sie nicht feste auf ihren Füssen, thun aber in sandigten Ländern, wo sie gebraucht werden, sehr gute Dienste. Man gibt vor, daß sie rückwärts mit einander rammeln, weil die Männlichen Glieder hinten ausstünden, wir aber können es nicht als wahr versichern; wie auch dieses nicht, daß sie 40 Tage-Reisen gar ohne Futter und Wasser aushielten, wenn sie in der Brunst stünden.

Die

Digitized by Google

Die Elephanten, deren in vorigen Zeiten, einige nun aber in vielen Jahren keine nach Deutschland sind gebracht worden, wiewol bey weiten die gröſten nicht, (wie auch der, so in Copenhagen ausgestopfft zu sehen ist nur klein gewesen, zu seyn scheinet,) sind doch jederman bekand genung, so viel aus einer Beschreibung und Abbildung geschehen kan. Man könte diese Thiere wol Fleisch-Berge nennen. Es giebt Stücke darunter die 6. 7. ja 8. Ellen hoch sind: Doch kan sie ein Knabe regieren, wenn sie nicht in der Brunst sind. Es ist ein gemeiner Irrthum, wenn man vorgibt, sie hätten keine Gelencke an ihren Füssen, indem sie eben wie andere Thiere sich niederlegen und wieder aufstehen, doch etwas mühsamer. Einen Trab aber, oder Gallop gehen, können solche schwerfällige Thiere wol nicht leicht, doch ist ihr Schritt so starck, daß sie jede Stunde fünffviertel Meile gehen: Sie sind auch auf ihren Füssen so gewiß, daß sie nie straucheln oder fallen. Sie werden vor die verständigsten unter allen Thieren gehalten; jedoch wird vieles von ihnen erzehlet, welches nicht wohl zu glauben ist. So viel ist gewiß, daß ihre Wärter und Führer durch den Klang ihrer Stimme oder durch gewisse Zeichen sie sehr artig zu regieren wissen, welches einige dahin gebracht hat, zu glauben, sie verstünden ihre Sprachen. Z. E. Wenn ihre Wärter ihnen ein Zeichen geben, daß sie iemand erschrecken sollen, so werden sie gleich auf eine drohende Weise nach ihm zu gehen, eben als ob sie ihn zu Tode treten wolten, ihm aber doch kein Leid thun. Weiset er den Elephanten an, jemanden Koth oder Wasser ins Gesichte zu sprützen, so wird er es gleich thun, doch aber ihm weiter keinen Schaden zufügen. Ists aber Ernst, so richten sie Menschen hin, wie sie angewiesen werden, geschwind oder langsam. Ihre Schnautze, die fast aus lauter Sehnen bestehet, ist so starck, daß sie einem Pferde oder Cameele die Knochen in Stücken, ja, wenn sie es recht meynen und treffen, auf der Stelle todt und zu Boden schlagen. Er gebrauchet solche als ein Mensch die Hände: bricht die Palm- und andere Zweige, so er fressen will, damit ab, rupfet das Graß aus, und schlägt die an den Wurtzeln hängende Erde an seinen Schenckeln ab, saugt das Wasser, wenns nicht tief genug ist, daß ers mit dem Maule selbst erreichen kan, ein, und bringt alles, welchem er, wegen seiner grossen vorstehenden Zähne, oder, daß es zu hoch oder tief stehet, nicht mit dem Munde selbst nahen kan, in denselben hinein. Im Wasser ergötzet er sich gern, und kein Thier ist auch das besser und weiter schwimmen könte, als er, ob man wol wenig mehr als den Rüssel, durch welchen er Odem holet, von ihm über dem Wasser siehet. Daher zu Fort St. George, allwo die Schiffe dem Lande kaum auf eine halbe Meile nähern könneu, man die Elephanten lässet ans Land schwimmen, wenn die See nicht allzu unruhig ist. Das

Digitized by Google

Männlein von denen Elephanten ist bisweilen recht toll nach dem Weiblein, da es denn sehr grimmig und wild ist, und jeglichen, den es nur antrifft, ausgenommen seinen Wärter, schlagen will. Dahero werden sie um solche Zeit mit Ketten an denen Beinen an grosse Bäume gebunden, und wenn sie sich in diesem Zustande ohngefehr loß reissen, so schmeissen sie alles übern Hauffen, was ihnen im Weg kömmt. Wenn sie in einer dergleichen Raserey sind, so schwitzen sie gantz entsetzlich, und stincken viel ärger als ein Bock. Es wird für glaubhafftig erzehlet, daß, als einstens ein Elephant in seiner Tollheit sich loß gerissen, und nach dem Bazar, oder Marckt-Platz, wovon das Volck in höchster Eile weggeflohen, gelauffen, und alles ruiniret; als er aber zur Bude einer Gärtner- oder Grün-Höcker-Frau, welche ihm sonst, wenn er vorbey gienge, wol eine Hand voll Kräuter zu geben pflegte, gelanget, habe er sich gleich in seiner Wuth gemäßiget, und nicht allein ihre Bude nicht beschädiget, sondern auch ein klein Kind, so sie bey ihrer Flucht auf der Erden sitzen lassen, gar saufft aufgenommen, oben auf die Bude und aus dem Wege geleget, hernach aber in seiner Wuth und Verwüstung wieder fortgefahren, wie zuvor. In solcher Raserey pflegt man ihm Granaten, Schwermer, und dergleichen Feuer-Werck zuzuwerffen, welches, wenn es wackere Schläge thut, ihn wol zum stille-stehen und zittern bringet; wo ers nicht gewohnt ist.

Der Mogul aber hat heutiges Tages auch Elephanten, welche des Feuerns und Schiessens so gewohnt sind, daß sie wie ein alter Soldat gar wol Pulver riechen können, ja auch sogar leiden können, daß man eine Canone auf ihren Rücken pflantze und abfeure. Solches geschicht also: Man nimmet eine Feld-Canone, die ziemlich lang und einige Pfund Eisen schiesset, die auf einer Lavette oder höltzernen Sattel, der nach dem Rücken des Thiers geschickt ist, stehet, und der mit starcken Riemen und Gurten angeschnüret ist. Auf deren 4. Ecken stehen 4. Fähnlein oder Flaggen auf zierlichen Stöcken gepflantzet. Auf dem Nacken des Elephanten sitzt der Führer, der ihn nach Befehl des Canoniers, wie gewöhnlich, regieret, hinter diesem sitzt der Canonier mit seinen Kugeln, Patronen und Lade-Zeuge, einander den Rücken kehrend, massen der Canonier rücklings sitzt, und wie seine Canone hinten über den Rücken des Thiers, ausstehet und feuret, gleichwie diese wegen ihrer Länge drüber hinaus reicht. Sie stehet im Gelencke und Gewichte wie unsere Doppel-Hacken oder Baßsen, daß sie sich leicht richten und umdrehen lassen zur Ladung. Der Elephant wird gemeiniglich unter dem Schatten eines grossen Baums gehalten, an welchen er mit einer Kette um einen seiner hintersten Schenckeln angefesselt ist. Der Mogul gibt jeglichem seiner grossen Kriegs-Elephanten vier Weiber, gleichwie man selbige in der Indianischen Sprache zu nennen pflegt; welches, (beyläuffig) eben die Zahl ist, die Mahomet

Digitized by Google

met seinen Anhängern zugestehet. Ein Ehrwürdiger Theologus versichert uns, daß diese Thiere es nicht leiden können, daß ihnen jemand zusiehet, wenn sie sich miteinander paaren, und beschämet dahero unser unbändiges und ungezogenes Volck mit der Schamhafftigkeit dieser Thiere.

Ausser denen Last-Thieren, wovon jetzt gesprochen worden, haben sie auch Büffel und Esel. Zwischen denen Büffeln, Kühen und Ochsen ist ein sehr geringer Unterscheid, und ist der Büffel nur ein etwas fauler Thier, als das Rind, er hat eine glatte dicke Haut, fast ohne Haare, die Büffel-Kuh giebt Milch; das Fleisch wird bisweilen gegessen, ist aber eine grobe Speise. Die Schaffe, welche sie in denen Südlichen Gegenden haben, sind dünne, langbeinigte Thiere, welche roth Haar an statt der Wolle haben. Ihr Fleisch ist mager, dürre und sehr schlecht. Nach der Seite von Persien und der Tartarey zu, hat man desto schönere Schaafe mit sehr guter Wolle und schweren Schwäntzen, die etliche Pfund wägen. Von denen Persianischen Schaaffen, welche nach Indien gebracht werden, ist zu mercken, daß ein jedes 3 bis 7 Hörner hat, deren einige krumm andere gerade stehen: Dahero das Gefechte ihrer Widder sehr blutig ist. Man hat hier sehr viel Ziegen und Böcke, und das Fleisch der jungen ist ziemlich gut zu essen.

Die Indianische Schweine sind so dickleibig, daß sie den Bauch auf der Erde schleppen; ihr Fleisch, sonderlich der wilden, so sie in Menge haben, wird für besser und auch gesunder gehalten, als irgend ein anders so man hat. Es gibt auch daselbst viel Hirsche, Geiß-Hirsche oder wilde Ziegen und Haasen. Weil nun der Mogul sich des Wildes nicht eben besonders anmasset, so stehet es einem jeglichen frey, sie sowohl, als auch ander Wildpret zu schiessen; Denn dem Mogul gehöret zwar alles Land, Wald, Feld, See und Wasser unter seiner Herrschafft allein eigenthümlich zu, aber seine Unterthanen mögen Graß, Bäume, Wild, Vögel und Fische allenthalben frey gebrauchen und nutzen; dagegen sind sie mit allem was sie an sich bringen und besitzen, selbst auch des Moguls, so wol als der Wald und das Wild; davon er aber nicht mehr und eher nimmt, als er bedarff. Der Löwe ist das einzige Thier, dessen Jagd der Kayser sich alleine vorbehält.

Ausser diesen wilden Thieren giebts noch viel Tieger, Leoparden, Wölffe, Affen und Jack-halse, welche letztern eine Art wilder Hunde sind, die der Farbe nach unsern Füchsen gleichen, aber etwas grösser sind. Sie lauffen um Mitternacht hauffen-weise mit einander, und machen ein schreckliches Geheule, nicht allein auf dem Lande, sondern auch mitten in grossen Städten, wo sie durch Löcher, Rönsteine und sonsten einkommen. Dieser Hund, Fuchs oder Jakhals ist des Löwen und Tiegers Spür-Hund, der ihnen den Raub zuweiset, aber zu-

Digitized by Google

gleich deſſen Verräther, denn durch das Blaſſen des Jackhalſes vernehmen die Menſchen die Gefahr und hüten ſich. Sie ſcharren die Leichen wieder aus, wenn ſie auch etliche Fuß tieff begraben ſind; wo nicht wacker Dörner zwiſchen die Erde mit untergeleget ſind.

Es gibt dreyerley Arten von Tieger-Thieren in Indien, ſonderlich denen Nordlichen Herrſchafften von Rajah Sundah, oder in denen Gebürgen und Büſchen von Carwar. Die kleineſten darunter, welche nicht über 2 Schuh hoch ſind, ſind die wildeſten, ſehr grimmig, und auf Menſchen-Fleiſch erpicht. Die zweyte Art ſind ohngefehr 3 Schuh hoch, und werden unter den Hirſchen, wilden Schweinen, und einem kleinen Thiere, ſo man Piſſay nennet, gejaget. Die gröſten Tieger thun den geringſten Schaden, und ſind am wenigſten begierig nach Menſchen-Fleiſch; einen gantzen Büffel aber können ſie auf ihre Schultern werffen, und damit fortgehen. Der Affen giebts auch mehr als einerley Art in Indien. Eine Art iſt ſo groß als unſere Wind-Hunde, die kleinere Art iſt an manchen Orten ſehr häuffig beyſammen, und machen alsdenn viel Ungelegenheit. Der Piſſay iſt ein Thier, ſo groß als eine Katze, von Geſtalt wie ein Hirſch, und hat einen Kopff wie ein wild Schwein, aber zwey Zähne, welche aus dem obern Kinnbacken niederwerts wachſen. Es thut keinen Schaden, iſt furchtſam, iſſet Kräuter, hat ſchwartz Fleiſch, und ſchmeckt wie ein Haaſe.

Was aber die Vergnüglichkeit dieſes ſonſt gar angenehmen Landes ſehr verringert, iſt die Menge von Schlangen und Scorpionen, wie auch andern gifftigen und beſchwerlichen Ungeziefer. Ihre Mücken und Wantzen (dieſe werden von etlichen für eine Art Ameiſen gehalten) ſind die erſten, welche uns anlauffen, ſo bald wir nur ans Land kommen, und dieſe ſind ſo gifftig, daß jemands Geſichte bey der Nacht von ihren Biſſen dermaſſen aufſchwillet, daß man ihm des Morgens nicht kennet. Doch wenn man erſt eine Zeit im Lande geweſen iſt, ſo verurſachen ſie einem zwar keinen Geſchwulſt mehr, wie im Anfange, ob man gleich immer davon geplaget wird. Man kan leicht dencken, wie beſchwerlich dieſe Mücken ſeyn, weil ein jeder, ders vermag, ſich einen Sclaven hält, der ſie ihm vom Leibe treiben muß. Man legt ſich vergeblich ſchlaffen, wenn man nicht ſein Angeſicht vor ihnen bedecket, oder jemand bey ſich hat, der die Mücken wegjaget. Was die Wantzen betrifft, ſo kriechen ſie bey dem gemeinen Volcke und Soldaten hauffenweiſe. Man hat aber doch ein Mittel, ihnen zu entgehen, wenn man nemlich die Füſſe der Ruhe-Banck, in breite Schüſſeln mit Waſſer ſetzet, oder auch mit Theer beſchmieret, denn davor grauet ihnen, oder ſie bleiben darinnen ſtecken, und können nicht darüber hin kriechen. Was die Spinnen betrifft, ſo verſichert uns der Ehrwürdige Herr Ovington, letzthin geweſener Hoff-Prediger des Königes Wilhelmi, daß ſie zu Bombay, allwo er ſelbſt

ſich

Digitized by Google

ſich aufgehalten, ſo groß als ein Manns-Daume iſt, wachſen, und daß ihre Kröten nicht viel kleiner wären, als unſere Endten. Ich laſſe dieſes auf den Credit dieſes Herrn ausgeſtellet ſeyn, weil ich bekennen muß, daß ich dergleichen Ungeheuer in dem Theile Indiens, wo ich geweſen bin, nicht geſehen habe. So viel aber iſt gewiß, daß die Kröten und Fröſche in währender Regen-Zeit ſich ſchrecklich vermehren und ſehr groß werden. Daß es Fröſche regne, ſcheinen unſere Schreiber zu läugnen, iſt aber gewiß, und aus Erfahrung genung bekräfftiget, da man ſie nach dem Regen in Dachrinnen, Gefäſſen, auf denen Poſtwagen ꝛc. gefunden. Es iſt in Indien noch gemeiner als in Deutſchland, und auch weniger zu verwundern: weil in der Regen-Zeit die Winde den Saamen mit dem Waſſer aufwerts zu führen, und die Sonnen-Hitze, ſie auszubrüten, ſtarck genug ſind.

Ihre Ratten oder Hamſter, die ſie Bandecuts nennen, werden auch ſehr groß, und drey bis vier mahl gröſſer, als die unſerigen, und ſind ſo unverſchämt, daß ſie mit genauer Noth einem Menſchen weichen werden. Die gefährlichſten Thiere aber ihres giftigen Ungeziefers ſind die Scorpionen, Tauſend-Beine und Schlangen, deren es verſchiedene Arten gibt. Weil nun dieſe in allen Winckeln ſich aufhalten, und hecken, ſo iſt man nirgends davor ſicher, wenn man die Zimmer nicht immer feget und auskehret. Das iſt auch wol die Urſache, daß niemand einiges Tafel-Werck oder Vorhänge in den Häuſern hat, weil ſie gantz gewiß darinnen ſich aufhalten und niſten würden. Das Tauſend-Bein hat ſeinen Nahmen von der groſſen Anzahl ſeiner Füſſe. Es iſt ein klein Creatürgen, nicht dicker, als ein Regen-Wurm aber was länger; ſein Biß aber iſt ſehr gefährlich. Es gibt verſchiedene Arten von Scorpionen. Die Holtz-Scorpionen ſollen ſchwartz ſeyn, und ihr Stachel tödtlich; Die Haus-Scorpionen muß man nothwendig wol viel und mehr als offt zu ſehen bekommen. Sie ſind ohngefehr ſo lang, als eines Mannes kleiner Finger, und ſo dicke, auch faſt von Geſtalt, wie eine Eidexe. Sie tragen aber ihren Schwantz krumm auf ihren Rücken. Am Ende des Schwantzes iſt ein Stachel, welcher nicht viel dicker, als der Stachel einer Hummel, und allezeit zu ſehen iſt. Man hat nicht wahrgenommen, daß ſie ihn einziehen können. Dieſer ihr Stich iſt nicht leicht tödtlich, aber mit einem ſo brennenden Schmertzen begleitet, der einen ſolchen Menſchen faſt raſend machet, und 24. Stunden anhält. Es giebt auch verſchiedene Arten Schlangen. Eine Art iſt darunter die im Nacken eine Haut hat, welche, wenn ſie ſich aufrichtet zugleich hinten über dem Kopfe in die Höhe ziehet, daß ſie alsdenn nicht fürchterlich oder greßlich ausſieht. Dieſe Haut oder Haube iſt grau, ſchwartz geſprenget, und hat ſonderlich zwey Lateiniſche S. alſo gegen einander geſtellet SS, welche ihr gleichſam ein Anſehen machen, ſo daß gar einige etwas einem Menſchlichen Angeſicht ähnliches in ihrem Anſchauen zu finden

ver-

Digitized by Google

vermeinen, und wol gar dadurch auf die Gedancken kommen, diese Schlangen stammeten von derjenigen her, so mit der Mutter Even im Paradiese geschwatzet. Eine Schlange wird nicht leicht einem Menschen schaden thun, wo sie nicht gereitzet wird von dem Menschen, der ihr zu nahe kommt, selbst, oder von dem Schlangen-Beschwerer. Ein gewisser Prediger, welcher mit unserm Gesandten an des Moguls Hofe gewesen, erzehlet, daß der Mogul, als er jemand zum Tode verurtheilet, weil er seine Mutter umgebracht, diese, als eine der schrecklichsten Arten des Todes, angesehen, deren er ihn würdig gehalten, daß er von 2 Schlangen todt gebissen werden solte. Solcher Gestalt nun wurde alsofort jemand von dergleichen Leuten hergerussen, welche Schlangen in Körbgen zur Schau herum zu tragen pflegen. Nachdem nun der Missethäter nacket ausgezogen worden, und vor der Herannahung seiner Scharffrichter zu zittern angefangen, reitzete und hegte der Schlangen-Meister diese gifftige Thiere an, und setzte eine derer selbigen auf die Hüffte des armen Sünders, welche sich alsofort um sein Bein herumschlang, und ihm in die Schaam biß, daß das Blut hernach gieng. Die andere wurde ihm auf die Aussen-Seite der anderen Hüffte gesetzt, und biß ihn gleichfalls. Der Missethäter blieb hierauf noch wohl eine Viertel-Stunde auf seinen Füssen stehen, klagte aber über ein in allen seinen Gliedern wütendes Feur, und der Leib geschwoll ihm sehr dicke. Nachgehends wurden ihm die Schlangen wieder abgenommen, und ohngefehr eine halbe Stunde darauf gab er seinen Geist auf.

Herr Ovington berichtet uns, daß einstens eine zahme Schlange in die Factorey zu Surate gebracht worden, die so groß gewesen, daß sie einen der grössesten Vögel mit Federn und allem, in seiner Gegenwart verschlungen. Sie fieng erst von dem Kopffe des Vogels an, und schlang sich hernach um den Leib herum, welchen sie fest zusammen drückte, auf daß er desto gemächlicher durchgehen könte. Als der Vogel zuerst angegriffen wurde, schrie er noch einmahl, darnach aber war er gleich todt. Die Schlange hatte erst etwas zu thun, mit dem dicken Theile des Leibes, ehe sie ihn hinunter kriegen kunte; so bald er aber nur durch ihre Kehle gegangen, drang er gar leicht mitten in sie hinein. An der Warheit dieser Erzehlungen hat man nicht zu zweifeln: denn wir übergehen mit Fleiß die ungeheuren Erzehlungen, deren alle Reise-Beschreibungen voll sind; ob sie auch von Patribus Mission. erzehlet werden; und davon der grosse Atlas Histor. keines ausläßt.

Es findet sich noch eine Art von Ungeziefer in diesem Lande, welches sehr schädlich ist, das sind die Heuschrecken. Herr Ovington berichtet uns von einem Bauer bey Surate, daß derselbe in einer Nacht durch sie seine gantze Erndte verlohren habe, und daß deren so viele unterschiedliche Nächte hindurch über ihren Häuptern geflogen, daß sie das Licht des Mondes verdunckelt, ohngeachtet derselbe

be voll gewesen. Diese Ungeziefer sind nicht über 2. Zoll lang, haben aber einen so schnellen Flug, daß sie bald über eine sehr grosse See kommen können.

Von Feder-Vieh hat man hier eine Menge: Von zahmen giebts Gänse, Hüner, Endten, Tauben, Turtel-Tauben; von wilden Rebhüner, Wachteln, Pfauen, so genannte Parakits, und viel dergleichen mehr. Überhaupt aber ist das Fleisch ihrer Vögel trocken und mager, einige derer selbigen haben kohl-schwartze Beine; aber sie machen im essen derselben keinen Unterscheid, ja die Hüner so schwartze Knochen haben, werden für besser als die andern gehalten.

Die Raub-Vögel sind auch nirgends so gemein und so zahm, als in Indien, welches wol daher kommen mag, daß die Banianen selbige, gleichwie auch andere Thiere, zu füttern pflegen. Sie lassen sich schwerlich anders als durch schiessen verscheuchen. Sie sind fast den Adlern gleich, aber grösser.

Man findet auch daselbst einen Habicht mit einem weissen Kopffe, gegen welchen die Banianen noch mehr Ehrerbietung haben, und ihm fast göttliche Ehre erweisen. Es ist nichts ungemeines, daß diese Vögel, wenn sie um den Mittag fliegen, durch die übermäßige Sonnen-Hitze dermassen entkräfftet werden, daß sie auf die Erde niederfallen. Bey einer solchen Gelegenheit können die Europäischen Soldaten leicht 6. Stüver, oder gar einen Schilling, gewinnen. Sie bringen nemlich einen solchen Habicht auf den Marckt, und drohen ihm den Halß umzudrehen; darauf kömmt gleich das abergläubische Volck um sie herum gelaufen, und legen so viel zusammen, biß sie das Leben und die Freyheit des Vogels erkauffet haben.

Viele ihrer Vögel sind sehr schön von Glantz und Farben, die man deswegen in Stuben und Keficken hält. Die wenigsten aber taugen etwas zu singen. Ein kleines Vögelgen aber ist daselbst, etwas kleiner, als ein Zaun-König, welches ausnehmend schön, und mit denen feinesten Federn von der Welt gezieret ist, dessen Gesang am meisten dem singen derer unserigen gleichet. Die sehr grosse Heerden von Affen, welche in denen Büschen der Südlichen Gegenden von Indien herum schwärmen, sind arge Feinde dieser kleinen Vögel; die Natur aber hat selbige gelehret, sich und ihre Jungen vor diesen ihren Feinden zu bewahren, indem sie ihre Nestergen an das äusserste Ende der dünnen Baum-Zweiglein machen, woran sie, als kleine Beutelgen hängen, und wozu die Affen schwerlich kommen können.

Die Fleder-Mäuse dieses Landes sind bey nahe so groß, als Habichte, und werden von etlichen gegessen. Sie retiriren sich gern in offen stehende Ruhe-

Häuser, und wenn des Nachts Reisende daselbst einkehren wollen, werden sie von diesen grossen Geschmeiß erschreckt, wenn sie aufflattern, und nicht so bald auskommen können; oder sie incommodiren auch durch Gestanck und auf andere Art. Ausser diesen giebts auch kleine Fledermäuse wie die unsrigen, die fast noch heftiger stincken.

Fische giebts auch viel und vielerley in den Indianischen Seen und Gewässern. Diejenige, welche man auf der Küste Coromandel gewöhnlicher massen zu essen pflegt, sind Halb-Fische, oder doch solche, die ihnen sehr gleich sind. Es ist auch daselbst ein sehr herrlicher Fisch, welcher einen Brassen gleichet, aber viel grösser, und ohngefehr 4 Schuh lang ist. Der Fisch, Kahl-Kopff genannt, ist auch sehr gut zu essen, und hat seinen Nahmen von dem Halse und Kopfe, die keine Schuppen haben, bekommen. Der Raben-Fisch wird wegen seines Mauls, welches dem Schnabel eines Vogels gleichet, also genennet. Er ist einer Spannen lang, roth auf dem Rücken und Schwantze, und gelb am Bauche. Die Flüsse und Teiche haben viel Aale, auch wol Karpfen. Sie haben auch See-Aale, welche aber mehr denen Wasser-Schlangen, als Aalen gleich sind, nichts destoweniger aber vor delicate Lecker-Bißlein gehalten werden. Delphine oder Meer-Schweine, Albecores und Boneten werden, wie ich glaube, in allen Seen um die Tropicos oder Wende-Circul herum gefunden. Der Delphin, so ungestalt er auch immer vorgestellet wird, ist nichts destoweniger eben ein so schöner und rechter Fisch, als je einer in der See schwimmen kan, und ohngefehr 3 Schuh lang, weniger oder mehr. Die schöne hellgläntzende Farben, die er an sich zeiget, kan keine Kunst machmachen, sonderlich so lange er lebet, er ist aber insgemein todt, ehe man ihn in ein Schiff bringen kan. Gleichwohl bleiben seine Farben noch sehr fein, ob schon nicht so glänzend schön, als wenn er lebendig ist. Sein Fleisch ist so weiß als Schnee, und wird vor eine sehr grosse Delicatesse zur See gehalten, wie sie dann auch bey weiten nicht so gemein sind, als die Boneten und Albecores. Er schwimmet auf eine gantz wunderbarliche Weise, und raubet vornemlich die fliegende Fische, welche, um ihm zu entgehen, sich aus dem Wasser erheben, und ein Stück Weges wegfliegen, ehe ihre Floß-Federn, die sehr groß sind, und die sie als Flügel brauchen, trocken werden, und sie nöthiget wieder ins Wasser zu fallen. Da es offt einige versehen, und wenn sie sich ein wenig zu hoch geschwungen haben, auf ein Schiff fallen, wo sie nicht von Vögeln weggeschnappt werden. So daß sie ihre Feinde in der See und in der Lufft haben. Sie halten sich Heerden-weise zusammen wie die Heeringe, denen sie auch an Grösse und Gestalt einiger massen gleichen. Ohngeachtet aber die Delphine und Albecores dermassen schnell schwimmen können, daß sie es einem Schiffe gleich thun, wenns in einer Stunde 2 Meilen segelt, so

werden

Digitized by Google

werden sie doch wol von den Matrosen mit leichten Harpunen getroffen und ins Schiff gebracht. Man fängt sie auch mit starcken Angeln oder Haken, da nur einige Federn aufgesteckt sind, die man aufs Wasser hänget, da er denn in Hoffnung einen fliegenden Fisch oder Vogel zu erschnappen, darnach springet und gefangen wird. Die Albecores und Bonetas sind beyderseits dicke, runde und schwere Fische, auch überaus gut zu essen. Sie folgen zwischen denen Wende-Circkeln in schönen Wettern einem Schiffe 6 biß 7 Wochen nach, es mag so geschwinde seegeln als es wolle, entstehet aber ein Sturm, so siehet man keine mehr. Die Hayen, oder grossen Meer-Hunde folgen aus Hoffnung eines Raubes denen Schiffen auch nach, doch nur wenns nicht zu schnell gehet, denn sie schwimmen träger. Er ist ordentlich 4 Schuh lang, man findet aber etliche sehr grosse mit unter. Er hat verschiedene Reyhen Zähne nach seinem Alter, und kan, welches merckwürdig ist, seinen Raub nicht in den Leib hinein kriegen, ohne sich auf den Rücken zu kehren, weil nemlich sein unterer Kinn-Backen viel kürtzer ist, als der oberste. Man siehet ihn offt weil die See sehr klar zu seyn pfleget, mit Lust etliche Faden tieff im Wasser nach dem Angel zu schwimmen, da denn wenn er die Lock-Speise über den Kopfe hat, sich auf den Rücken wendet, und Haacken und Lockaaß verschlinget. Wann er ins Schiff gewunden wird, so stehen welche mit Aexten oder Beilen fertig, ihn den Schwantz abzuhauen, mit welchen er sonst schrecklich um sich schlagen, und Leute beschädigen könte. Er kan einen Menschen ein gantz Bein vom Leibe beissen mit Knochen mit all. Nichts destoweniger gehen die Matrosen bey stiller See ins Wasser und baden, denn sie haben angemerckt, daß wenn sie dem Fische das Angesicht zukehren, so gehet er in die Flucht, und sonderlich trauet er nicht, wenn des Volcks etliche im Meer sind. Sein Fleisch wird von etlichen Matrosen gegessen, es ist aber sehr grob.

Gleichwie die Seen durch die Hayen unsicher gemacht werden; also geschicht es bey dem Flusse Ganges durch die so genannte Alligatores oder Crocodille, welche durch die vielen todten Leichname, so man in diesen Fluß begräbt, häufftig dahin gelockt und genähret werden, da sie denn todte und lebendige Menschen und Thiere, die sie nur bekommen können, fressen. Es ist ein beydlebiges Thier, welches so wohl auf dem Lande, als im Wasser leben kan, von einer gantz ungeheuren Länge, hat sehr harte Schuppen, die ihn gleichsam wie ein Pantzer bedecken, und kurtze Klauen, laufft aber doch sehr geschwind: doch kan er auf dem Lande seinen Leib so nicht beugen, daß er sich geschwind umbkehren könte, derhalben ihm aufm Lande sein Raub ehe entgehen kan, als im Wasser. Man findet ihn aber so oft beschrieben, daß man von ihm zu lesen überdrüssig ist.

Digitized by Google

Es sind auch sehr gute Schaal-Fische auf denen Indianischen Küsten zu bekommen, als z. E. Krabben oder See-Krebse, Austern, darunter etliche sehr groß sind. In Madras siehet man eine Auster-Schale, so groß, daß ein Mann seine volle Tracht daran gehabt haben muß, da die Auster noch darinnen gewesen.

Von den Bergwercken in Indien kommen allein die Demant-Gruben in Betrachtung, die wir schon beschrieben. Es ist zwar sehr warscheinlich, daß in einem so grossen Lande so wol Ertz-Minen seyn müssen, als in seinen benachbarten Ländern: aber es ist keine bekandt die gebauet würde; Von Eisen- Bley- und Kupfer-Minen auf der West-Küste wird zwar geredet, aber mit keiner Gewißheit. Wenigst wird sehr wenig davon kommen, wenn ja einige seyn solten. Denn diese Metalle würden sonst so häuffig nach Indien nicht gehen. Wie denn Bley eine der angenehmsten Europäischen Waaren in Indien ist.

Wir fügen hier noch einige Anmerckungen mit bey von der Beschaffenheit der Indianischen Seiden-Würmer. Es sind diese Würmer in Indien im Monath November 12. Tage in Eyern, oder wie es die einheimischen Einwohner auszusprechen pflegen, ein Aggoa, wovon die alsdann gemachte Seide Aggouadhund genennet wird, und die beste ist, so das Jahr über gemacht wird. Nach 12. Tagen von dem ersten Novembris an sind die Würmer ausgebrütet, und liegen auf Glatten und saufften Matten.

In denen ersten 4. Tagen, nachdem sie auf Matten geleget sind, geben sie ihnen viermahl des Tages Maulbeer-Blätter, in kleine Stückgen zerschnitten, nemlich des Morgens, Mittags, und sodann um 3. und 9. Uhr.

Den 5ten Tag müssen sie gar nicht zu essen kriegen.

Den 6ten Tag sind die Würmer etwas grösser, und müssen schon mit grössern Stücken von Maulbeer-Blättern um vorgedachte Zeit gefüttert werden:

Den 7. 8. und 9. Tag füttert man sie, wie den sechsten Tag.

Am 10. Tage kriegen sie gar nichts zu essen.

Am 11. Tage gibt man ihnen wiederum, wie vormals, viermahl des Tages, grössere Stücken von Blättern.

Am 12. Tage muß man sie auch viermahl des Tages, und zwar mit gantzen Blättern, füttern.

Am 13. und 14. müssen sie gar nichts zu essen kriegen.

Am 15. 16. 17. und 18. Tage müssen sie viermahl des Tages gantze Blätter kriegen.

Am

Digitized by Google

Am 19. Tage geben sie ihnen fünfmahl des Tages zu essen, nemlich des Morgens, Mittags, um 3. und 9. Uhr und um Mitternacht, und also fahren sie fort mit füttern bis zu dem 26. Tage.

Ohngefehr um den 14. Tag fangen die Würmer an grün zu werden, und am 26. Tage sind sie etwa zwey und ein viertel Zoll lang.

Am 27. Tage werden sie weiß-gelblicht von Farbe seyn, und sodann muß man sie nicht länger füttern, weil sie zu spinnen anfangen.

Am 28. Tage müssen sie in Häußgen gesetzt werden, welche an eine grosse runde Matte von dem Mittel-Puncte an, Schnecken-weise herum biß an den Rand angehefftet sind. Die Matte selbst ist an ein Brett oder Stütze aufgehangen, daß man sie anlehnen kan.

Früh um 8. Uhr setzt man diese Matten in die Sonne, und nach anderthalb Stunde bringt man sie wieder unter Dach. Nach Mittage um 4. Uhr setzt man sie wieder in die Sonne biß sie untergehet, dann stehen sie die Nacht über im Hause, und des Morgens sind ihre Häußgen gemacht.

Am 29. Tage nehmen sie die Würmer mit ihren neuen Seiden-Häußgen, und legen sie auf andere Matten die in Rahmen gespannet sind, eine über die andere.

Am 30. 31. 32. und 33. Tage spinnen sie in ihren seidenen Häußgen. Darauf nehmen sie jeglichen Wurm mit seinem Häußgen, und schütteln sie an die Ohren. Welche nun noch leben, sind gut und geschickt, sich fortzupflantzen, und werden dazu behalten; diejenigen aber, welche kein Geklapper machen, sind todt, nachdem sie ihr gantzes Leben ausgesponnen haben. Bisweilen lebt noch der achte, der vierdte oder sechszehende Theil darvon, manchmahl mehr und manchmahl weniger, weil grosse Hitze und grosse Kälte ihrer viel ums Leben bringet.

Den 34. 35. 36. und 37. Tag spinnen sie noch immerfort.

Den 38. Tag fressen sich die Würmer durch ihre Häußgen hindurch, und sind gleich einem Zwiefalter. Darnach nehmen sie ihre Häußgen weg, und setzen sie auf neue Stroh-Decken. Die Männgen kennet man an ihrer Magerheit und die Weiblein an ihrer Dicke, welche sodann bey einander gesetzt sich paaren. Wenn aber von einer Gattung mehr sind, als von der andern, so thun sie die übrigen, es sey nun Männgen oder Weibgen, zusammen, und lassen sie die gantze Nacht liegen.

Am 39. Tage werffen sie alle Männgen weg.

Am 40. legen die Weibgen ihre Eyer, worauf sie gleichfalls alle weggeworffen werden, so, daß das gantze Leben eines Seiden-Wurms nur 52. Tage

lang ist, wovon er 12. Tage in dem Eye, und 40. Tage ausser demselben zubringet.

Die folgende Seide wird im Januario gemacht, da dann die Würmer 14. Tage in Eyern, und 40. ausser denenselben sind, ehe sie sterben. Diese Seide wird Maug-Bund genennet, und ist die sechste und schlechteste Art von Seide deren Verfertigung ohngefehr den 14. Februarii sich endiget.

Die folgende wird von dem 14. Februarii an, biß zu den 24. Martii gemacht, und Cheita-bund genennet. Allhier bleiben die Würmer nur 8. Tage in Eyern, und leben nachhero nur 32. Tage. Diese Seide wird der Güte nach vor die nächste nach der besten gehalten.

Die darnach verfertigte Seide heist Sauk-bund, und wird der Güte nach vor die fünffte Art gehalten. Die Würmer bleiben hier nur 8. Tage in ihren Eyern, und leben darnach 32. Tage. Die Verfertigung dieser Seide endiget sich um den 6ten May.

Die folgende Seide ist Assorie-Bund, welche der Güte nach vor die vierte Art gehalten wird. Hier bleiben die Würmer in Eyern, und sterben, wie die zwey letzten Arten. Die Verfertigung dieser Seide kömmt den 4. Junii zu Ende.

Hierauf kömmt Sowaud-Bund, welche vor die dritte Art der Güte nach gehalten wird. Das Machen dieser Seide endiget sich um den letzten Julii.

Im August-Monath und September wird keine Seide gemacht, und sehr wenig im October.

Dieses ist die Beschaffenheit der Seiden-Würmer in Indien, allwo sie die Hitze der Sonnen fruchtbarer macht, als bey uns, indem diese Würmer daselbst in einem Jahre sechs-mahl brüten und Seide spinnen, dahingegen in Deutschland solches nur einmahl geschicht, weil sie hier vom letzten Augusti an, bis gegen den letzten Tag des May-Monaths in Eyern bleiben. Sie bekommen dorten auch eher ihren Wachsthum, und fangen eher an zu würcken, nemlich in 28. Tagen, nachdem sie ausgebrütet sind, bey uns hingegen nicht vor dem viertzigsten Tage. Nicht weniger sind sie auch allhier um das dritte Theil langsamer, als dort in Orient im Herausbrechen aus ihren Häußgen, nemlich nach den ersten Tagen, da sie zu spinnen anfangen, welches dort in zehen, hier aber erst in funfzehen Tagen geschicht.

Ihrer Geburth nach stammen die Seyden-Würmer aus den Eyern der Zwiefalter her, diese Eyergen gleichen den Steck-Rübsamen an Grösse und sonst, nur sind sie an beyden Seiten ein wenig platt. Dieses Blut-lose Thiergen, dessen

Digitized by Google

sen Fleisse wir die Seide zu dancken haben, als welche aus seinen Eingeweiden heraus gesponnen, und durch sein Mäulgen sehr künstlich gleichsam zu einem Knäulgen formiret wird, ist nichts anders als an Gestalt und Grösse eine Raupe, ohn daß diese rauch, haarigt, und ihr Gespinnste gar nicht taugt, sonst ist sie einem Seiden-Wurm so ähnlich als ein Heuchler einem rechtschaffenen Christen. Wenn sie aber, aus Mangel der Maulbeer-Blätter, als welche das eigentliche Futter der Seiden-Würmer sind, mit Rosen-Blättern, Lackrucken-Sallat, oder einigen andern Dingen, deren man sich bisweilen darzu bedienet, gefüttert werden, so machet diese Nahrung den Faden, den sie spinnen entweder schwach, oder gantz untauglich, eben wie der Raupen ihr Gewebe ist, oder sie bringen gar mit einander kein Gespinste zu wege. Das sonder- und wunderbare aber an diesen Thiergen ist die Veränderung seiner Gestalt, oder, wie man dencken solte, fast gar seiner Art, da es nemlich aus einem kriechenden Thiergen in ein geflügeltes, oder aus einem Wurme in einem Zweyfalter verwandelt wird. Der Saame dieser Thiergen ist bereits vor mehr als 300. Jahren durch zwey geistliche Personen nach Italien gebracht worden, die von ihnen gemachte Seide selbst aber ist schon viel länger allda gewesen, und bereits vor mehr als 1000. Jahren unter die Europäer gebracht worden, welche sie in der Lateinischen Sprache Sericum genennet haben, von einem Orientalischen Volcke, Seres genannt, die hauptsächlich ihr Werck davon gemacht haben.

Diese Nachricht von denen Seiden-Würmern haben wir dem Herrn Ovington zu dancken.

Das siebende Capitel.

Von ihrer Gelehrsamkeit, Sprachen und Buchstaben, Künsten und Wissenschafften, Aertzten, Kranckheiten und deren Curen.

Die Indianer verstehen weder Lateinisch noch Griechisch, welches vermuthlich die Ursache ist, wie ein gewisser Theologus angemercket hat, daß sie so wenig Gelehrsamkeit unter sich haben. Nichts desto weniger aber sind sie sehr verständige und vernünfftige Leute, und reden von Dingen nach der Beschaffenheit der Sachen selbst bey aller Gelegenheit über alle maassen wohl. Hätten sie den Vortheil der Literatur gehabt, so würden sie gantz gewiß die vortrefflichsten Bücher haben schreiben können. Sie haben etwas vom Aristotele

ſtorale gehöret, den ſie Apelis nennen, und man ſagt, daß ſie ſo wohl einige ſeiner Bücher in der Arabiſchen Sprache, als auch etliche Schrifften von dem berühmten Medico Avicenna, welcher zu Samarcand gebohren worden, haben. Nicht weniger ſollen ſie auch einige Stücke vom Alten Teſtament in eben dieſer Sprache beſitzen. Dieſes iſt aber von denen Mohriſchen oder Mahometaniſchen Einwohnern zu verſtehen, als deren ſehr viele von denen Arabern herſtammen. Sie haben wenige, und zwar nur mit der Hand geſchriebene Bücher, indem die Buchdrucker-Kunſt bey ihnen noch nicht eingeführet iſt. Ohn daß die Däniſche Miſſion in Tranckenbar eine angelegt, und nebſt der gantzen Bibel viel andere kleine Büchergen in ihre Sprache überſetzt, gedruckt, und zur Erkenntniß des wahren GOttes und Welt-Heilandes ihnen fürgeleget hat.

Die Sprache der Mohren iſt von der Sprache der alten Indianer unterſchieden, doch gebrauchen ſie derſelben Buchſtaben, weil ſie ſelbſt keine aus der Tattarey nach Indien gebracht, auch wird ſonderlich bey Hofe die Perſianiſche Sprache und Buchſtaben gebraucht, ſonderlich iſt ſolche die Hoff-Sprache, welche von allen Omrah's und wohlgezogenen galanten Leuten insgemein geſprochen wird. Die Arabiſche iſt die Sprache der Gelehrten, welche von der rechten nach der lincken Hand geſchrieben wird, wie das Hebräiſche, woraus ſie viele Wörter entlehnet haben. Es iſt auch zwiſchen vielen Orientaliſchen Sprachen, nach Relands Zeugniß eine groſſe Uebereinſtimmung. Man muß aber dieſes von denen Mohren verſtehen, indem die alten Indianer eine groſſe Menge anderer Sprachen unter ſich haben, welche von der Mohren ihre ſehr unterſchieden ſind. Die Bramanen oder Brachmanes, welche die Haupt-Secte unter denen Indianiſchen Götzen-Dienern ſind, haben eine eigene und gantz beſondere Sprache, worinnen ihre Hiſtoriſche, Theologiſche und Philoſophiſche Bücher, geſchrieben ſind, woraus ihre Unwiſſenheit von der Schöpffung der Welt, und deren Währung gnugſam erhellet. Sie zehlen vier beſondere groſſe und merckwürdige Zeit-Läuffte von Anfang der Welt her. Den erſten Zeit-Lauff nennen ſie die güldene Zeit, welche eine Million und 728000. Jahr gewähret haben ſoll, worauf ihr Gott Brama etſchaffen worden, von welchen die Bramanen, ſo anfänglich Rieſen-Statur gehabt, herſtammen, und 400. Jahr ohne Kranckheit gelebet haben ſollen. Am Ende dieſes zweyten Welt-Alters, welches eine Million 296000. Jahr gewähret, wären die Raja's geſchaffen worden, ein edeles Geſchlecht, die nächſten nach denen Bramanen. Um dieſe Zeit wären die Laſter in die Welt eingeführet, und die Lebens-Zeit der Menſchen auf etliche hundert Jahr verkürtzet worden. Die darauf folgende dritte Welt-Zeit ſoll acht Millionen und 64000. Jahr gewähret haben, worinnen die Laſter ſehr zugenommen, und hergegen die Tugend von der Erden faſt verbannet worden, wobey aber doch nichts deſtoweniger die Menſchen noch

noch in die zwey hundert Jahr lang gelebet hätten. Endlich folget das vierdte oder gegenwärtige Welt-Alter, darinnen wir jetzt leben, und die Laster die Ober-Hand haben, von welcher sie sich auch unterstehen das Ende zu bestimmen: welches sie aber noch sehr weit hinaus setzen.

Ausser der Bramanischen Sprache ist auch die Malabarische und Jenuvische Sprache unter denen Heyden, die eine auf der Malabarischen, und die andere auf der Coromandelischen Küste. Die Malabarische Sprache wird ebenfalls, wie die unserige, von der lincken nach der rechten Hand zugeschrieben, keine Sprache aber wird an allen Orten dieser Küste, und in denen Handlungs-Städten besser verstanden, als die Portugiesische, welche gleichsam die gemeine Sprache dieses Welt-Theils, aber mit einigen Indianischen Wörtern vermenget ist, und lange nicht so rein gesprochen wird, als in Portugall.

Die Heyden schreiben gemeiniglich auf Cocos- Nuß- oder Palm-Baum-Blättern mit einer eisernen Feder oder Pfriemen. Etliche brauchen doch auch ein dünnes durchscheinendes Papier, welches bisweilen 10. Schuh lang und ein Schuh breit ist. Davon machen sie so viel Stücke fest an einander, als die Schrifft erfordert. Die Feder, damit sie schreiben, ist der Alten ihr Calamus, oder ein Rohr, ohngefehr so dicke, als ein Gänse-Kiel. Wenn sie an einen Fürsten schreiben, wird die gantze eine Seite des Papiers vergüldet. Und die Briefe, daran etwas gelegen, und die man nach Hofe schickt, zu verwahren, werden in ein hohles Rohr oder Bamboes gesteckt, und also versiegelt, daß keine Nässe sie beschädigen kan. Auf ihren Petschafften oder Stempeln, wie man sie nennet, haben sie keine Wappen, weil dergleichen nicht im Lande gebräuchlich ist, sondern sie lassen nur ihre Nahmen in Gold oder Silber, oder auch bisweilen auf einen Carniol- oder Onych-Stein schneiden.

Die Indianer halten sehr viel auf ihre Geschichte, welche in Versen geschrieben sind, und viele fabelhaffte Erzehlungen von ihren Helden und Unter-Göttern, welche ehemahlen ihr Land bewohnet, in sich fassen. Sie haben auch ihre Heiligen und Märtyrer, deren Gedächtniß sie feyern, wie wir es mit denen unserigen zu machen pflegen, und allen denen Begebenheiten und Wundern völligen Glauben zu stellen, deren Gedächtniß ihre Bramanen sie in ihren Gesängen zu bewahren lehren.

Die Heyden oder ursprüngliche Indianer fangen ihr Jahr den ersten Martii an, und die Mohren den zehenden, um die Zeit, da ihre Stern-Kündiger ihnen sagen, daß die Sonne in das himmlische Zeichen des Widders eintrete. Das Jahr theilen sie in 13. Monate ein. Der Mogul hält ein herrliches Fest von dem ersten Martii an, bis auf den zehenden, um das Neue Jahr einzuweyhen.

Digitized by Google

Alsdann gehen seine grosse Staats-Bediente in ihren schönsten Kleidern nach Hofe, und bringen ihren souverainen Printzen grosse Geschencke, welcher um solche Zeit dergleichen Beförderungen und Veränderungen unter ihnen vornimmt, als etwa das folgende Jahr nöthig scheinet, sonderlich beym Feld-Lager oder Leskar.

Von der Matheſi wissen sie wenig; auf das Rechnen aber verstehen sie sich sehr wohl, worinnen sie wenige in der Welt übertreffen werden, weil dieses ihre vornehmste Ubung von Jugend an ist, obschon sie keine Feder noch Ziffern, sondern ihren Kopf die Finger, oder ein Täffelgen darauf etliche Kügelgen an kleinen Quer-stängelgen angereihet, und hin und her geschoben werden, brauchen.

Die Sonnen- und Mond-Finsternissen wissen sie ziemlich accurat vorherzusagen, ohne die Minuten. Denn sie rechnen solche nur nach ihren Garis, deren eine bey uns etwa eine halbe Stunde ausmachet, und Viertheiln und halben Viertheln. Den Grund davon selbst aber verstehen sie nicht: Sondern sie gründen sich deßfalls nur auf gewisse Tabellen die sie noch von ihren Vor-Vätern her haben. Den Tag, da eine Sonnen-Finsterniß einfället, sehen sie als eine Zeit eines vollkommenen Ablasses, an: da sie sich dann in Wasser waschen und baden, zur Vergebung der Sünden.

Ihre Begriffe von der Beschaffenheit des Stern-Himmels ist seltsam: Sie glauben, daß der Mond über der Sonnen stehe; obschon das Gegentheil aus einer Sonnen-Finsterniß gantz augenscheinlich zu erweisen ist. Wenn die Sonne untergehet, so gläuben sie, daß sie sich hinter einen Berg verstecke, und können nicht glauben, daß die Welt rund sey. Von denen zwölff himmlischen Zeichen des Thier-Kreises haben sie auch einige Erkänntniß, und geben ihnen dieselben den Nahmen in ihrer Sprache, die wir ihnen in der unsern geben, doch machen sie viel andere Neben-Eintheilungen: Die Sterndeuterey aber gilt bey ihnen am meisten: denn auch ihre Fürsten und Regenten richten alle ihre Geschäffte darnach ein. Der Mogul selbst wird keine Reise zu thun vornehmen, noch sonst etwas wichtiges resolviren, woferne nicht die Stern-Kündiger ihm erst sagen, daß es eine glückliche Stunde sey. Hierbey nimmt er gantz accurat auch die Minuten in acht, die sie ihm dazu vorschreiben.

Der Herr Ovington, Englischer Prediger, erzehlet aus dem Munde des Herrn Harris Englischen Præsidenten zu Suratte, eine Geschicht für wahr, und scheinet ihrem Wahrsagen selbst einigen Glauben zu geben: Nehmlich: es sey der Herr Augier, damaliger Præsident einst sehr bekümmert gewesen über das lange Ausbleiben der Englischen Schiffe und Zeitungen. Da nun sein Medicus, u Braman, ihn u m die Ursache gefragt, und er ihm solche gesagt, habe derselbe

3 oder

3 oder 4 Tage Erlaubnis begehrt, hinzugehen, und die Sache nach seiner Wissenschafft zu untersuchen, die ihm der Præsident nicht allein verstattet, sondern auch einen neuen Mantel versprochen, wenn er ihm desfalls etwas warhafftes würde vorher sagen können. Nach 4 Tagen kam der Bramane wieder, und versicherte ihn, daß auf die und die Zeit ein Englisches Schiff an die Mündung des Flusses zu Surate kommen würde mit einer gewissen Person, die vorhin schon in Indien gewesen wäre, und dieselbe würde an einem von ihm benannten Tage des Morgens früh vor 11 Uhr an das Zoll-Haus von Surate kommen. Der Præsident erzehlete nachhero diese Vorhersagung des Bramanen allen seinen Kauffleuten öffentlich bey einer Mahlzeit. Als nun einige von ihnen an einen gewissen Morgen an dem Ufer des Flusses giengen, fiel ihnen ein, daß eben dieses die Zeit wäre, da, nach der Vorhersagung des Bramanen, ein Schiff aus Engelland kommen solte. Hierauf giengen sie eilends nach dem Zoll-Hause, und zu ihrer grossen Verwunderung, sahen sie gleich, als sie dahin giengen, ein Englisches Boot den Fluß hinauf rudern. Kaum waren sie bey dem Zoll-Hause angelanget, so sahen sie die Person, deren Ankunfft der Bramane vorhergesagt hatte. Wolgedachter Herr Ovington setzt hinzu, daß die Bramanen auch den Herrn Harris dergleichen Nachrichten vorher ertheilen wollen, der sie aber nie angenommen, weil er geglaubt, es geschehe nicht ohne teuflische Künste. Alle Europäer aber sind so schwergläubig nicht, sondern wie viel sie auch die Papisten mit ihren ungereimten Wunderwercken verspotten, so leichtgläubig sind sie hingegen dergleichen Wahrsagungen oder Gespenster- und Hexen-Historien anzunehmen und zu glauben.

Sie vermeinen auch die Regen-Zeit wie bald sie eintreten, wie groß und starck sie seyn, wie lange sie anhalten, und ob sie viel und hefftige Stürme mit sich bringen werde, vorher sagen zu können. Und das möchte man noch zum theil glauben, weil sie es aus natürlichen Ursachen thun zu können vorgeben: Aber wenn sie die Regen-Zeit zu mindern oder zu mehren und die Stürme zu vertreiben in ihrer Macht zu haben vorgeben, und es mit ihren Opfern, Gebeten und Gottesdiensten, die sie denen Wind- und See-Götzen bringen, ausrichten wollen, das muß man denen leichtgläubigen Indianern zu glauben überlassen. Einige ihrer Wetter-Observationen aber scheinen so ungegründet eben nicht zu seyn: Sie gehen gemlich des Abends nach dem Strande und geben auf die Witterung, die Gestalt des Himmels u. dgl. acht. Und das Gouvernement zu Madras giebt einigen jährlich etwas Gehalt diese Anmerckungen zu thun, welches aber wohl mehr der Societät der Wissenschafften zu Gefallen, als um des Wetter-vorhersagens willen geschicht.

Digitized by Google

Die Erkänntniß, welche die Indianer von der Medicin haben, ist nicht sehr groß, weil sie nichts von der Anatomie verstehen. Indessen bedienen sie sich simpler Kräuter mit guten Nutzen, und haben gewisse Geheimnisse, die sie andern nicht offenbaren. Die Enthaltung vom Essen wird in verschiedenen Kranckheiten allein zur Cur vorgeschrieben: Doch essen sie in keiner Kranckheit viel, ohn ein wenig Congi oder Reiß-Suppe.

Die Mort-de-chien, welche von übeler Verdauung herkömmt, und zuwege bringet, daß der Patiente mit unerträglichem Schmertzen sich offt brechen und zu Stuhle gehen muß, auch bisweilen ihn in 24 Stunden wegraffet, wird durch ein glühend Eisen, womit man dem Patienten auf der Fußsohle brennet, curiret. Die heftigen Colic-Schmertzen werden ebenfalls mit einem eisernen glühenden Ringe, den man dem Patienten auf dem Bauche oft nur einen Augenblick um den Nabel herum legt und brennet, vertrieben.

Die Medicinischen Prognostica stellen sie also: Sie nehmen etwas von des Patienten Urin, lassen einen Tropfen Oel darauf fallen, zertheilet er sich langsam auf dem Urine, so wirds besser, läufft er geschwind von einander, so soll die Kranckheit zunehmen, sinckt das Oel gar zu grunde, so muß der Patient sterben.

In Suratte soll die Pest offt und wol etliche Jahre nach einander grassiren, und nur zuweilen in der kühlen und nassen Jahrs-Zeit etwas nachlassen: Aber selten einen Europäer befallen, ob schon die Eingebohrnen des Tages zu 2-300 dahin sterben. In Bombay der allernächsten Englischen Loge soll es just contrair beschaffen seyn: Nehmlich daß diese leicht dahin sterben, wenn die Heyden frey ausgehen und gesund sind. Welches Herr Salmon nicht, wie Herr Ovington mit den Indianern selbst zu thun scheinet, es einer besondern Göttlichen Vorsehung, sondern natürlichen Ursachen zuschreiben will, massen er nicht sehen kan, warum GOtt einen so gar gegensätzigen Unterscheid unter den Engeländern an beyden Orten machen, und eben so contrair mit den Landes-Einwohnern verfahren solte. Zumal da die Europäer in Indien eben nicht durchgehends von der Pest verschonet würden. Dem Herrn Roe, Englischen Abgesandten am Mogulschen Hofe zu Amadabat, sturben in Zeit von 9 Tagen 7 seiner Bedienten. Keiner war über 20 Stunden kranck, aber in solcher Zeit in einer steten recht brennenden Hitze, und ihr Fleisch war auch nach dem Tode so heiß, daß man es kaum anrühren konte; dabey grosse schwartze und blaue Flecke auf ihrer Brust ausschlugen. Diejenigen, so diese Staupe überstunden, denn sie bekamen sie alle biß auf den Gesandten, kriegten grosse gelbe Beulen, die eine so scharffe wässerichte Materie in sich hatten, wel-

welche Fleisch und Fell um sich herum sehr verbrandte und wegfraß, biß sie reiff wurde und zur Heilung gebracht werden kunte.

Um aber wieder auf die Indianischen Aertzte zu kommen, so sollen viele derselben sonderlich die Bramanen die meisten Kranckheiten, nach dem Urtheil der Christen, Mohren und Heiden, durch Zauberey curiren; da es denn für die Patienten, sonderlich die Christen seyn wollen, desto schlimmer ist, wenn sie es glauben, und doch gebrauchen: Sonst aber mag es mit ihrer Zauberey wol eben nicht anders beschaffen seyn, als unsere so genandten klugen Männer und Weiber ihr Büssen, Streichen und Segen-sprechen und alle Remedia an drey Freytagen, gewisse Worte in einem Othem, in fliessend Wasser rücklings werffen, Stockstillschweigen, sich nicht umsehen, und dergleichen Fratzen 1000 mehr.

Sie gebrauchen aber bey ihrer Zauberey auch natürliche Mittel, deren man nicht bedürffen würde, wenn der Teuffel so viel Theil an diesem Werck hätte, als man sich einbildet. Nichts desto weniger sagt man, daß sie in keinem Zufalle mehr Zauberey gebrauchen sollen, als bey Heilung der Schlangen-Bisse oder Stiche. Es kömmt aber solches wol daher, daß unsere Leute die eigentliche Artzney-Mittel nicht wissen, und dahero diese Curen der Zauberey zuschreiben. Unter andern Mitteln, deren sich die Indianer in diesem Fall bedienen, erhalten sie dergleichen Patienten beständig wachend, so, daß sie gar nicht schlaffen dürffen, und, so viel ich mich noch erinnere, singen und spielen sie ihnen immer etwas vor, wie sie vor denen Schlangen thun, wenn selbige tantzen. Einige Europäer haben viel von der Krafft des Schlangen-Steins in diesem Stück geschrieben. Herr Ovington erzehlet, daß einer von seinen Dienern, als er einstens durch das Graß gegangen, von einer Schlangen gebissen worden, welche sich um sein Bein herum gekrümmet, und zu wege gebracht, daß er zur Erden und in Ohnmacht gefallen, und darinnen fast todt blieben wäre. Hierauf kam ein Englisches Kauffmann darzu, welcher eben einen solchen Stein bey sich hatte, selbigen dem Gebissenen auf die Wunde legete, und ihn curirete. Es ist aber dieser sogenannte Schlangen-Stein ein durch Kunst zubereiteter und bey nahe gantz platter Stein, welcher ein klein Hübelgen in der Mitten hat, und grau von Farbe ist. Er wird zubereitet aus Asche von gebrannten Wurtzeln, mit einer gewissen Erde vermenget, welche zu Diu, einer Portugiesischen Stadt in Indien, gefunden wird. Wenn dieser Stein, wie man sagt, auf das mit Gifft angefüllte Glied geleget wird, so hänget er sich fest an dasselbige, und sauget durch sein kräfftiges Ziehen den Gifft heraus, biß daß seine Pori oder kleine Lufft-Löchergen gantz voll davon sind, da er dann von selbsten herab fällt. Wenn man nun selbigen in Milch leget, so läßt er den Gifft wieder von sich, und kriegt seine Gifft

Digitized by Google

vertreibende Krafft wieder. Wenn man von dieſem Steine etwas in ein Glaß Wein, oder einig ander Getränck abſchabet und einnimmt, ſo hält man es vor ein überaus kräfftiges Mittel wieder gefährliche Fieber, und dergleichen mehr. Man ſagt auch, daß ein heiſſes Eiſen, oder brennende Kohle, auf ein von einer Schlangen gebiſſenes Glied gelegt, den Gifft ausziehe. Etliche aber lachen des Schlangen-Steins, und befehlen dieſe Curen an die bekandten Mittel dar-wieder.

Die Handwercks-Leute und Künſtler dieſes Landes werden wegen des feinen Cattuns und Neſſel-Tuchs, ſo daſelbſt gemacht wird, ſehr gerühmet. Einige ihrer Neſſel-Tücher ſind ſo fein, daß ſich ein ſehr breit Stück durch einen ziemlich engen Ring ziehen läßt. Wenn ein Stück auch mitten von einander geriſſen wäre, ſo ſollen ſie es ſo artig ſtopfen, daß man nicht finden kan wo es zerriſſen geweſen. Doch das erſte iſt jeden unter uns bekandt, daß mit unter ſehr fein Gütgen gemacht wird, aber unter unſern Schleſiſchen, Bielefelder, Cammericher und Holländiſchen Gewebe giebts eben ſo feines. Das andere aber wiſſen unſere Kauff-Leute wol beſſer, denn ſie finden die geſtopften Löcher und Riſſe ungeſucht, wenn ſie die Waaren von der Oſt-Indiſchen Auction, da ſie blindlings kauffen müſſen, heimbringen und aufmachen. Daher man ihrer künſtlichen Glaß- und Porcellain-Flickerey, da ſie die Stücke mit Löchern durchbohren, und mit Kupfer-Drath wieder zuſammen nähen, daß man weder Nath noch Bruch finden, oder ſehen kan, eben ſo viel zutrauet. Herr Salmon, der ſonſt eben nicht leichtgläubig iſt, hat dieſes auf den Credit der Königlichen Societät der Wiſſenſchafften mitgeſchrieben, und aus Reſpect gegen dieſelbe ſeine wahre Meynung verſchwiegen, derhalben wir gleichfalls nicht zweifeln wollen; der Leſer kan thun wie ihm beliebet.

Das es perfecte Künſtler unter ihnen giebt, iſt ausgemacht, und um ſo mehr zu verwundern: weil ſie alles mit ſo ſchlechten und wenigen Inſtrumenten und Handwercks-Zeug, offt auf freyer Straſſe, oder unter blauen Himmel und grünen Bäumen wircken. Ihre Farben ſind ſo leb- und dauerhafft, daß wenn ſie gewaſchen werden, ſie erſt recht ſpielen. Sie können einen unvergleichlichen Kalck machen, der unſern beſten Kütt, Cement und Gyps, abſticht. Doch wir haben hiervon ſchon vieles, ſonderlich im 3ten Capitel bey Bengalen, beygebracht.

Uhrwercke, Feuer-Schlöſſer, und ſolche Sachen, die gute ſtählerne Federn erfordern, können ſie noch nicht machen. Wiewohl ſie doch gute Degen-Klingen verfertigen ſollen.

Der Tag wird bey denen Indianern in 4 Theile eingetheilet, und die Nacht gleichfalls, welche Theile sie Pores nennen, und diese wiederum in 8. Theile, die sie Gries oder Gari's heissen, unterscheiden, und nach der alten Gewohnheit durch Ablauffung des Wassers aus einem Gefäß ins andere abmessen. Da denn jemand, so darzu bestellt ist, allezeit bereit stehet, das Gefäß wieder voll zu machen, wenn es ausgelauffen ist, und mit einem Hammer auf den Rand eines holen Stückes Metall zu schlagen, um damit die Anzahl der Pores und Garis anzuzeigen. Diese Weise aber ist allein in grossen Städten gebräuchlich, weil das gemeine Volck auf dem Lande zufrieden ist, die Zeit ohne Glocken- und Stunden-Gläser bloß durch Muthmassung auszurechnen. Es ist auch in dem Südlichen Theile Indiens nicht sehr schwer zu wissen, um welche Zeit des Tages es sey, weil die Sonne beständig um 6. Uhr auf- und untergeht, und mehrentheils helle Wetter ist.

Das achte Capitel.

Von des Moguls Hoff-Staat, Bedienten, Weibern, Regierung, Gesetzen, Straffen, Kriegs-Staat, Einkünfften, Müntzen, Maaß und Gewichten.

Der Mogul hat kein ordentliches und beständiges Collegium von Staats-Räthen, wie andere Printzen, sondern die Reichs-Sachen werden von 4. oder 5. grossen Staats-Bedienten abgehandelt, welche ihre Befehle von ihm empfangen, und von dem Zustande jeder Provintz Bericht an ihn thun. Gleichwie der Kayser jeglichen Beamten, welchen er zu hohen Bedienungen befördert, einen besondern Nahmen gibt; also nimmt er auch allezeit, wenn er den Thron besteiget, einen neuen prächtigen Ehren-Titul an, als z. E. da er sich etwan nennet den Uberwinder der Welt, den Glantz des Thrones, u. s. f. Man weiß aber in diesem Theile der Welt von keiner Crönung etwas, gleichwie auch der souveraine Printz niemahls eine Crone trägt. Er sitzet selbst in der Landschafft, worinnen er Hof hält, als Richter, in allen Criminal-Sachen, wie jeglicher Land-Voigt in seiner Landschafft zu thun pfleget. Die Söhne des Kaysers werden Sultane, seine Töchter aber Sultaninnen, und die Vice-Könige Nabob, ist so viel als Gouverneur, Divan, Statthalter, tituliret. Die nächsten in der Würde nennet man Chans, oder Cauns, wie es eigentlich ausgesprochen wird. Diese Chans nun unterscheidet man mit dem Nahmen, welcher

Digitized by Google

welcher ihnen bey ihrer Beförderung zu solchen Ehren-Stellen gegeben wird, z. E. der eine heisset Asaph Chan, der reiche Herr, der andere Chan Channa: Herr der Herren, u. s. f. Einer der grossen Moguls nennete seinen Leib-Artzt Mocreb-Chan, oder Herr der Gesundheit. Die grossen Kriegs-Bedienten werden Omrah's, und ein General Mirza genennet. Die vornehmsten Verschnittenen sind Schatz-Meister, Hof-Meister und Rechnungs-Führer bey der Kayserlichen Hofhaltung. Seine übrigen grossen Ministri sind die Staats-Secretarii, die Befehlshaber über die Elephanten, die Gezelt-Verwahrer und die Hüter der Kleider-Cammer, welchen die Juwelen anvertrauet werden.

Die Frauens-Personen im Haram oder Seraglio, sind entweder Weiber, oder Concubinen, Printzessinnen vom Geblüt und Gouvernantinnen, oder Sclavinnen. Der Weiber oder Gemahlinnen die dem Mogul angetrauet werden sind selten mehr als Viere, die Anzahl aber der Concubinen ist ungewiß, und nachdem der regierende Mogul zum Staate oder Weiber-Liebe geneiget ist, hat er ihrer etliche Hundert biß Tausend, selten aber mehr. Man hat noch kein Exempel, daß eines fremden Königs oder Fürsten Tochter mit einem Mogul wäre vermählet gewesen, sondern er nimmt die Töchter seiner Landes-Fürsten, sie seyn Heyden oder Mahometaner. Bisweilen erhöhet er auch wol die geringste Sclavin, wenn sie ihm gefället, zu dieser Würde, und der erste Sohn, den er von einem dieser Weiber bekömmt, wird vor den Cron-Printzen gehalten, wiewol insgemein das längste Schwerdt daselbst solches ausmacht, und derjenige, welcher sich des Throns bemeistert, alsofort seine Brüder und deren männliches Geschlecht aus dem Wege räumet. Es ist sehr anmercklich, daß man niemahls höret, daß eine Kayserliche Gemahlin mehr als einen Sohn habe, welcher zu männlichen Jahren kommt, so einigen Anlaß gegeben hat, zu muthmassen, daß man die übrigen allesamt, so bald sie gebohren, umbringe. Der Kayser gibt seinen Weibern allezeit, gleichwie seinen grossen Beamten, einige schöne Nahmen, z. E. Licht der Welt, Crone von Mahal, u. s. f. Ihre Zimmer sollen über alle massen herrlich, und ihre Gärten sehr schön seyn, worinnen schattigte Oerter, allerley Bächlein, Wasser-Fälle und Grotten den Aufenthalt daselbst so kühl und erfrischend machen, daß man die Hitze der Gegend nicht empfindet.

Die jungen Sultane verheyrathen sich in ihren dreyzehenden oder vierzehenden Jahre, und bekommen so dann eine abgesonderte Hoff-Staat, welche nicht viel geringer ist, als des Kaysers seine. Wenn sie ihre Jahre erreichet, werden sie in abgelegene Landschafften, als Gouverneurs, geschickt, ausgenommen der Cron-Erbe, welcher nahe bey dem Vater bleibet. Die jungen

Sulta-

Digitized by Google

Saltaminnen werden mit aller nur erſinnlichen Zärtlichkeit auferzogen, und ſtehen nicht unter ſolchen genauen Aufſicht und Einſchrenckung, wie die andern Weiber. Ja es mangelt nicht an Exempeln, daß die Kayſer ſelbſt ihnen allerhand Galanterie und Courtoiſie erlauben, welches ſie vor deſto billiger achten, weil das Königliche Geblüt ſich mit keinem Unterthanen vermählen, noch unter deſſen Herrſchafft kommen ſoll. Die Anzahl der Juwelen und Edelgeſteine, welche das Kayſerliche Frauenzimmer träget, iſt gantz unglaublich. Ihre Kleider ſind nach der Hitze des Landes ſo fein, leicht und dünne, als nur immer möglich iſt, ſo daß offt ein gantz ſolch Frauenzimmer-Kleid nur wenig Untzen wieget.

Die Anzahl derjenigen, welche die Aufſicht über die Erziehung der jungen Printzeßinnen und überhaupt auf den gantzen Haram haben, iſt ſehr groß, und ihnen werden auch die vornehmſten Aemter beym Hoff-Staat, der Regierung, ja wol das Gouverno der Landſchafften und der Armee ſelbſt zu theil. Und das Frauenzimmer das allzeit gern die Hand mit hat, in allen was zum Regiment gehöret, vertheilet ſich gemeiniglich unter die vornehmſten Staats-Bedienten, und erwehlet den einen oder andern aus denſelben zu ihrem Vertrauten oder Factor, durch den ſie ihre Sachen exequiret und ausführt, welche ſie vorher im Serrail bey dem Kayſer hat durchgetrieben. Alſo iſt der gantze Hoff von unten biß zu oberſt mit Factionen und Partheyen angefüllet, und das nicht etwa heimlich, denn die Dame nimmt wol eben den Titul an, der ihres Miniſters Amts- und Ehren-Name iſt. Z. E. Staats-Secretaire, Schatz-Meiſter u. ſ. f. Ein jeder Miniſter aber ſieht ſo wohl zu, als die Frauens, daß er eine Parthey erwehle, die ihm im Haram beym Kayſer wieder Dienſte thun und ſeine Anliegenheiten durchtreiben kan. Daher eine Frau, die des Kayſers Liebe nicht in einigen Grad zu erlangen weiß, auch keine ſtarcke Faction machen wird.

Der Kayſer hat kein Conſeil aus ſeinen Miniſtern erwehlet, aber ſeine Frauens, wiſſen ſich ſchon in ſeinen Geheimden Raht ſelbſt einzuſchleichen, und hernach auch die vornehmſten Aemter an ſich zu ziehen, ſo daß die Miniſters ſo den Titul von ſolchem Amt haben, offt nur ihre Vicarii oder Schreiber ſind.

In dem innerſten des Harams wird der Kayſer von lauter Mahometaniſchen Frauen bedient und bewacht, als aus welchen die geheimeſte Leibwacht beſtehet. Die Zugänge aber werden von einer Guarde Verſchnittenen beſetzt. Die Officiers von dieſer Guarde haben zugleich die Wacht, die Aufſicht und Bedienung bey einem Hauffen Weibern, die für Wolluſt offt nicht wiſſen was ſie thun ſollen, die allzeit voll ſind von Gemüths-Triſſten und Affecten, und gleichwol eingeſchloſſen und gehütet, daß ſie denſelben nicht nachgehen und ſie büſſen oder auslaſſen können: Da ſtecken nun die armen verſchnittenen Aufſeher allezeit

zeit zwischen Thür und Angel; Sind sie zu scharff in der Aufsicht oder zu träg in Ausrichtung ihrer Frauen offt sehr kützlichten Befehle, so wissen diese ihnen beym Kayser bey Gelegenheit ein Süpgen einzubrocken, daß sie offt daran ersticken; Sind sie zu willfährig und dienstfertig, so kostets ihnen beym Kayser auch offt den Halß. Zumahl Haß, Neid, Mißgunst unter ihnen so gemein sind als unter dem Frauenzimmer, wie sie denn durch das Verschneiden fast in eben den Zustand dieser verschlossenen Weiber gesetzt sind; die Lüste und Begierden sind ihnen nicht mit abgeschnitten worden, und büssen können sie solche auch nicht recht, ob sie wohl ihr Leben täglich wagen, und ihrer Amour unter dem Hauffen schöner Weiber nachgehen, und sie bedienen, so gut sie es vermögen. Von Seiten der Weiber die zum theil ihr Lebtage beym Kayser nicht zu schlaffen kommen, und daher nehmen, was sie kriegen können, haben sie wohl die wenigste Schwierigkeit, und wie es scheinet, auch nicht viel Gefahr, es wäre denn daß sie zu sehr in die Gewohnheit kämen, und sich feindseelige Augen liessen in die Karte sehen: Denn ehe der Kayser selbst sie ertappt, haben sie lange Zeit. Geschichts aber, daß er von ihrem Liebes-Spiel Nachricht erhält, so gehts ihnen wie es dem jungen Paare gieng, welches ein Englischer Legations-Prediger hinrichten sahe, weil die Execution nicht weit von seinem Hause geschahe. Die Frau, sagt er, die den Verschnittenen geküsst hatte, wurde biß an den Hals in die Erde gegraben, und muste den so genandten Ehebrecher vor ihren Augen von den Elephanten sehen hinrichten, der doch der Marter endlich noch abkam, sie hingegen muste mit blossem Kopfe zwey Tage in der Sonnen Hitze stehen, und schrie beständig: Ach mein Haupt! mein Haupt! biß sie endlich den Geist aufgab. Sonsten hatte diese Dame ihre Sachen in dem Haram sowol zu beschicken gewußt, daß sie 160000. Ropyen hingeleget, welche dem Kayser wieder heimfielen, wie es mit allen Juwelen und Reichthümern dieser Damen zu geschehen pfleget, wenn sie sterben.

Der Mogul achtet es seiner hohen Würde für unanständig, einen Gesandten an einen frembden Hof zu schicken, weil er alle übrige Printzen der Welt geringer, als sich, ansiehet. Er tractiret auch die Gesandten nicht, als solche Personen, welche ihre Printzen vorstellen, sondern nur als gemeine Bothschaffter. Die Briefe des Moguls und seine Befehle werden mit eben so vieler Ehrerbiethung empfangen, als wenn er selbst zugegen wäre; denn so bald als der Gouverneur, an welchen sie geschickt werden, erfähret, daß sie auf dem Wege seyn, so reitet er mit allen seinen Bedienten dem Pattamar, oder Bothen, entgegen. So bald als er das Paquet erblicket, steigt er von seinem Pferde, und fällt auf sein Angesicht zur Erden. Darauf nimmt er es dem Bothen ab, bindet es auf sein Haupt, kehret nach seinem Pallast zurück, lieset die Briefe, und ertheilet zur Stunde Antwort darauf.

Wenn jemand nach einer Land-Voigthey abgeschickt wird, so nimmt er weder

weder Baart noch Haare ab, biß er wieder zurücke kehret, (ob sie gleich sonst fast alle Tage sich bescheeren) um seine Betrübniß darüber anzuzeigen, daß er nicht bey seinem Printzen ist. Welches aber, wie es scheinet, wol nur von denen geschicht, die in einiger Ungnade von Hofe gehen müssen; Wie es auch wol an unsern Höfen geschicht, daß man die, so in Ungnade fallen, befördert, und ihnen Aemter giebt die von Hofe entfernet sind, da sie sonst gerne blieben, und ihr Glück noch höher trieben.

Es zeiget sich der Mogul seinem Volcke dreymahl des Tages, das erste mahl mit der Sonnen Aufgang von einer Gallerie, oder wenn er zu Felde ist, aus seinem Gezelte auf einem Altan, der gegen Osten zu, aufgerichtet, und 7. biß 8. Schuh hoch ist. Alsdenn läufft sehr viel Volcks dahin, um ihm den gewöhnlichen Salam zu geben, indem sie dreymahl mit lauter Stimme, so bald sie ihn sehen, ausruffen: Padsha Salamet! das ist: **Lange lebe der grosse König in Gesundheit.** Des Mittags erscheinet er an einem andern Orte, der eben so hoch als der vorige, und Südwerts gekehret ist, und kurtz vor der Sonnen Untergang auf der Westlichen Seite seines Pallastes. Der Mogul ist in dem Districte des Landes, der zu seiner Residenz gehöret, selbst Nabob, Divan oder Gouverneur, hält auch selbst Gerichte, verhöret und beurtheilet alle Sachen, oder examinirt doch die Urtheile. Der Catual aber lässet die Missethäter in Arrest nehmen, und übet geringe Leibes-Straffen aus. Der Cadi ist Richter in bürgerlichen Sachen zwischen streitigen Partheyen, wie auch in Ehe-Sachen und Ehe-Scheidungen.

Man hat in diesem Reiche keine geschriebene Gesetze; dessen ohngeachtet werden gleichwohl gewisse Missethaten mit gewissen Strafen beleget, als z. E. Mord und Diebstahl mit dem Tode, die Art und Weise aber solcher Lebens-Straffen wird allein vom Kayser oder seinen Vice-Königen dictiret. Sie lassen einen Missethäter nicht länger als eine Nacht im Gefängnisse bleiben, und manchmahl setzen sie ihn gar nicht gefangen. Denn, wenn der Missethäter bey Tage ertappet wird, so führet man ihn alsobald vor den Land-Voigt, welcher ihn entweder loßspricht, oder verurtheilet. Nach der Verurtheilung bringet man ihn unverzüglich auf den Bazar, oder Richt-Platz. Wo nicht der Kayser die Execution um die Gegend, wo ein vornehmer Fremder, ein Abgesandter, oder dergleichen wohnet, thun lässet. Welchen er zuweilen mit Anschauung eines solchen Trauer-Spiels, wie es scheinet, ein Vergnügen machen, oder doch eine Ehre anthun will. Einige Missethäter werden gehangen, andere enthauptet, andere gespiesset, einige von wilden Thieren zerrissen, oder von Elephanten getödtet, und andere von Schlangen zu Tode gebissen. Wenn ein Elephant gebraucht wird, einen Missethäter sofort zum Tode zu bringen, so tritt er auf den armen Sünder, welcher zitternd vor ihm lieget, mit seinen breiten runden Füssen, und

Digitized by Google

zerquetschet ihn also in einem Augenblick; soll er aber seinen Tod fühlen, und in einer empfindlichen Marter sterben, so zerbricht ihm erst der Elephant seine Beine, hernach seine Schenckel und Arme, und lässet ihn sodann an denen Wunden sterben, die er ihm gemacht hat.

Herr Thomas Roe erzehlet, welcher gestalt, als er an des Moguls Hofe gewesen, hundert Diebe in Ketten und Banden vor den Mogul mit ihren Beschuldigungen gebracht worden, und derselbige alsofort sie wegzuführen befohlen, so, daß der Vornehmste unter ihnen von Hunden in Stücken zerrissen, die übrigen aber auf gewöhnliche Weise zu Tode gebracht werden solten. Diesem zu Folge wurden die Gefangene in verschiedene Quartiere der Stadt vertheilet. Der vornehmste darunter wurde von zwölff Hunden vor dem Hause des Gesandten in Stücken zerrissen, ihrer dreyzehen aber seiner Cameraden band man die Köpffe an ihre Füsse, worauf ihnen der Halß halb abgehauen, und sie blutend auf der Strasse, zum grossen Abscheu der allda wohnenden Leute, liegen gelassen wurden.

Gleichwie der Mogul von allen seinen Unterthanen Geschencke erwartet, wenn sie eine Bitte an ihn gelangen lassen; eben so handelt er auch mit denen Abgesandten und frembden Staats-Bedienten, deren Aufnahme und Tractament insgemein nach ihren Geschencken eingerichtet wird. Seine Art zu schreiben aber an frembde Potentaten, ist sehr freundlich und höfflich, wie aus dem Anfang derer Briefe zu ersehen, welche der Mogul an den König von Groß-Britannien, Jacobum den Ersten, abgehen lassen.

Der Erste darunter fängt sich also an: An einen König, welcher von seinen Vor-Eltern in einer richtigen Linie herstammet, auferzogen in Kriegs-Geschäfften, bekleidet mit Ehr und Gerechtigkeit, einen Befehlhaber, der alles Oberherrlich zu befehlen würdig ist, starck und beständig in der Religion, welche der grosse Prophet Christus den König Jacobum gelehret hat, dessen Liebe einen solchen Eindruck in meine Gedancken gemacht, daß ich ihn nimmer vergessen werde. Dahero, wie der Geruch des Ambra, oder wie ein mit wohlriechenden Blumen angefüllter Garten beschaffen ist, deren Schönheit und Geruch immerdar zunimmt, also seyd auch versichert, daß meine Liebe immer wachsen, und mit der Eurigen zunehmen werde.

In einem andern Briefe spricht er also: Wenn Eure Majestät diesen Brief eröffnen wird, so müsse Euer Königliches Hertz so frisch seyn, als ein Blumen-Garten, alle Völcker müssen vor Euren Thoren Ehre beweisen; Euer Thron müsse immer höher steigen unter den grossen Königen des Propheten JEsu; Eure Majestät sey der gröste, und alle

Monar-

Digitized by Google

Monarchen müssen ihre Weißheit und Rath aus Eurer Brust, als aus einer Quelle, herleiten, damit das Gesetz der Majestät JESU unter Eurer Beschirmung wiederum aufleben und blühen möge. Die Briefe der Liebe und Freundschafft, welche Ihr an mich abgehen lassen, die gegenwärtige Zeichen Eurer guten Liebes-Neigung gegen mich, habe ich aus denen Händen Eures Abgesandten, Herrn Thomas Roe, welcher sehr wohl verdienet Euer getreuer Diener genennet zu werden, empfangen; sie sind mir in einer angenehmen und glückseeligen Stunde überliefert worden, daß meine Augen dermassen darauf gerichtet wurden, daß ich sie nicht leicht auf einige andere Vorwürffe lencken konte, und habe sie dahero mit grosser Freude und Vergnügen angenommen.

In einem dritten Briefe redet er folgender massen: Wie angenehm ist Eure Majestät, Dero Großheit GOtt bewahre. Meine Augen sind auf Euch also gerichtet, wie auf eine Rose in einem Garten. GOtt erhalte Euren Staat, daß Eure Monarchische Ober-Herrschafft möge glücklich seyn, und vermehret werden, und daß ihr erlangen möget, alles, was ihr begehret, und Eurem grossen Nahmen anständig ist; und gleichwie Euer Hertz edelmüthig und aufrichtig ist, also gebe Euch GOTT eine glorwürdige Regierung, weil ihr kräfftiglich beschützet das Gesetz der Majestät JESU, welches GOTT immer noch blühender machen wolle, weil es durch Wunderwercke bestätiget worden.

Ob nun schon das Reich des grossen Moguls sehr weit ausgebreitet, und über alle massen Volck-reich ist, so gibt dennoch die Bürgerliche Regierung dem Mogul und seinen Staats-Bedienten sehr wenig zu schaffen, weil allen Raja's, oder kleinen Fürsten, welche die gebürgichte, und zum Theil auch inländische Gegenden des Landes inne haben, deren an der Anzahl wohl Achzig biß Hundert sind, Freyheit gelassen worden, ihr Volck nach ihren eigenen Gesetzen zu regieren, ob sie sich gleich seiner Macht unterworffen haben. Was die Einwohner des flachen Landes betrifft, so sind dieselbige von so friedsamer Gemüths-Art, und gegen ihre Mahometanische Beherrscher so unterwürffig, daß sie dieselbige gar selten beleidigen. Die Raja's haben eben so wenig, als die Mohren, einige geschriebene Gesetze, ihre Unterthanen darnach zu regieren, ihre Regierung aber ist doch noch viel gelinder, als des grossen Moguls seine. Gleichwie sie selbst in einem Stande der Unterwerffung sich befinden, und allezeit darauf dencken, wie sie das Mahometanische Joch von ihrem Halse wieder abschütteln mögen; also machen sie sich ihre Unterthanen so sehr verbindlich, als nur immer

möglich ist, und gehen mit ihnen fast nicht als mit Unterthanen, sondern als mit Kindern um.

Des Moguls Leskar, oder Feld-Lager, worinnen er gemeiniglich zwey Drittheil des Jahres zubringet, wird allezeit auf einerley Weise, das ist, in einer fast runden Form abgestochen. Es marchiren allezeit einige Kriegs-Trouppen zu voraus dahin, und suchen den Platz aus, damit die Strassen auf selbigem nach der gewöhnlichen Weiß in einer wohl-geschickten Ordnung angeleget werden mögen. Es mag daherv das Lager so offt verändert werden, als es immer wolle, so hat dennoch der Lager-Platz einerley Gestalt, und man weiß sofort, wo man jegliches suchen soll. Der gantze Umfang begreifft selten weniger in sich, als 5. biß 6. Meilen, welches man leicht glauben kan, wenn man bedencket, daß die Kriegs-Leute nicht weniger, als 100000. Seelen ausmachen, welche ihre Weiber und Kinder bey sich haben, und daß noch über dieses allerhand Handwercker und Professiones dem Lager folgen. Die Gezelte sind mehrentheils weiß, wie die Kleidung des Volcks, ausgenommen des Moguls seines, welches roth, und in der Mitte des Lager-Platzes höher, als die andern, aufgerichtet stehet, aus welchem er das gantze Lager übersehen kan. Weil nun auch die jungen Sultans und Sultaninnen, die Königinnen, und fast das gantze Seraglio dem Lager folgen, so ist des Kayserl Quartier so groß, als eine mächtige Stadt. Dieses wird das Ataskanha genennet, zu welchem niemand sich gantz hinzu nahen darff, sondern wenigstens einen Mousqueten-Schuß weit entfernet bleiben muß. Es ist statt der Mauer mit so genannten Cadats, ohngefehr 10. Schuh hoch, umringet, welche man, wie einen Schirm, zusammen rollen kan. Diese Umzäumung wird von denen so genannten Haus-Trouppen und andern grossen Detachementern, beydes zu Fuß und zu Pferde bewachet. Die Gezelte derer Omrah's stehen eine Ecke davon entfernet, rund um des Kayserl seines herum; nächst an denenselben stehen derer ihre, welche nach ihnen in grösterm Ansehen sind; das geringere Volck aber nimmt den abgelegensten Theil des Lagers ein. Die Strassen sind weit und gerade, und lauffen in gerader Linie zum Kayserlichen Quartier hin. Man hat Kram-Läden und allerley Handwercker wie in einer Stadt. Jeglicher Omrah oder General hat sein Gezelt unter seinem eigenen Volck, und in jeglichem Quartier ist ein Bazar oder Marckt-Platz, woselbst Eß-Waaren fast eben so wohlfeil, als in einer Stadt und Guarnison zu kauff sind. Unter andern ist der Lager-Platz des Moguls zugleich der grösseste Diamanten-Marckt, welcher in der gantzen Welt seyn kan. Es ziehet dieses Lager in einem Zuge selten weiter fort, als zwey biß drey Meilen, und gemeiniglich erwählet man einen solchen Theil des Landes dazu, allwo man mit Wasser wol versehen ist. Ob die Europäer von ihnen die Pontons, die man heut zutage in allen wol-versehenen Feld-Lägern im Vorrath

mit

mit ſich führet, abgeſehen haben, ſtehet dahin. Gewiß iſt, daß das Mogulſche Lager von langen Zeiten her derſelben allzeit viele mit ſich geführet; Welche ſie im Nothfall zu Brücken, ſonſt aber zu Luſt-Fahrten und Spielen auf Seen und Flüſſen, gebrauchen.

Der Mogul hat allzeit Falcken, Hunde und Leoparden bey ſich, welche zur Jagd abgerichtet ſind. Da er nun ſolcher geſtalt ſeine Herrſchafften von einem Ende faſt bis zum andern durchziehet, und bald hier, bald dort ſich lagert, ſo theilet er ſeine Zeit alſo ein, daß er einen Theil davon zu allerley Ergötzlichkeiten anwendet, die übrige aber zur Unterſuchung des Verhaltens ſeiner Vice-Könige und Gouverneurs, womit er dann, wenn er ſich alſo des Jahrs ein oder zweymahl zeiget, denen Raja's einen Schrecken einjaget, und ſie in denen Gräntzen ihrer Pflicht erhält. Auf dieſen Marchen werden einige Weiber des Moguls in Kutſchen geführet, andere auf wol-zugemachten Palankinen, und wiederum andere in kleinen Thürmgen auf den Rücken der Elephanten, einige aber der geringſten in einer Art von Wiegen, welche auf denen Seiten der Cameele hängen, fortgebracht. Alle zuſammen ſind ſehr wohl bedeckt, und werden von Verſchnittenen bedienet. Eine gewiſſe Guarde gehet allezeit vorher, ihnen den Weg zu bahnen, und das Volck von der Straſſe, und aus denen Dörffern, wo der Zug durchgehet, wegzutreiben.

Was die Krieges-Macht des Moguls betrifft, ſo gibt er Bezahlung vor eine Million Pferde; man glaubet aber nicht, daß dieſe gantze Zahl jemahlen würcklich auf die Beine gebracht werde. Z. E. die Provintz des Vice-Königs von Patan ſoll 1000 Pferde unterhalten, und das Geld, welches dazu gewidmet, beläufft ſich auf jedes jährlich auf 100 Species-Rthlr. Der Vice-König aber iſt nur verpflichtet 1500 Mann auf den Beinen zu halten, und das übrige Geld ſteckt er in ſeinen Beutel: Doch theilt er dieſen Profit mit ſeinen Serweikaren, Amtleuten, deren mancher nach der Gröſſe ſeines Diſtricts 5- und mehr 100 Mann unterhalten ſoll, aber kaum 30 bis 50 unterhält, da er nach des Vice-Königs Zulaſſung wenigſtens 80 bis 100 unterhalten ſolte. Auſſer dieſen aber ſind noch die Kriegs-Heere derer Raja's oder heidniſchen Fürſten, welche der Mogul in ſeinem Solde hat, und wohl eben ſo viel ausmachen. Einige dieſer Fürſten bringen fünff, andere zehen, und einige zwantzig tauſend ihrer Rashboots ins Feld. Dieſe Soldaten ſind gemeiniglich Fußgänger, weil ihr Land voller Büſche und Berge iſt, und folglich ſehr unbequem darinnen auf Pferden zu reiten. Der Mogul hat auch einig Mohriſches Fuß-Volck in ſeinen Dienſten; auf ſeine Renteyen aber verläſſt er ſich am allermeiſten. Wenn er einen widerſpenſtigen Raja in denen engen Oertern und Päſſen der Gebürge angreifft, ſo wird er genöthiget, einen ihm getreuen Raja mit ſeinen Rashboots zu ſolchem Dienſt dahin zu ſchicken;

und

und es ist nichts gemeiner, wie jemand anmercket, als daß ein Raja sich dem Mogul unterwirfft, und ihm Geschencke bringet, so lange er in der Nachbarschafft sich befindet, bald aber hernach von ihm abfällt, wenn er etwa 100 Meilen entfernet ist, so, daß der Friede in diesem Lande sehr unbeständig ist, auch selbst an denen Orten, welche den Mogul erkennen. Auf dem Gebürge von Gate, welches sich durch die gantze Indianische Halb-Insul in der Länge hindurch erstrecket, waren ohnlängst nicht weniger, als 17 mit einander verbundene Rajas, die sich rühmten, daß sie sich dem Moguliſchen Waffen noch nicht unterworffen hätten.

3 Es hat aber der Mogul, um wieder zur Sache zu kommen, ausser seinen Trouppen, wovon allbereits gesprochen worden, auch noch verschiedene Compagnien und Regimenter, die man eigentlich Leib-Wachten oder Haus-Trouppen nennen kan. Erstlich ist ein Corpo von 4000 Mann, welche des Kayſers Sclaven genennet werden, um damit ihre gantz sonderbare Verpflichtung gegen die Person ihres Printzens zu erkennen zu geben. Das ist die Guarde oder das ansehnlichste Corpo unter dem Moguliſchen Kriegs-Volcke. Ihr Obriſter wird Daroga genennet, welcher ein Officierer von sehr grossem Ansehen ist, und dem bisweilen das Commando über die gantze Armee anvertrauet wird. Jeglicher Soldate, den man zu dieſer Bataillon annimmt, wird an seiner Stirne gezeichnet. Aus diesen nimmt man die Manſebdas, oder Unter-Officierer, welche nachgehends Stuffen-weise bis zur Würde eines Omrah, befördert werden. Es sind auch Leib-Wachten von dem güldenen, silbernen oder eiſernen Stabe, welche einen Stab oder Käule, so mit einem grossen runden Knopffe am Ende beschlagen, auf ihren Schultern tragen. Diese Soldaten sind auf verschiedene Weise an ihrer Stirne bezeichnet, und ihr Sold ist nach dem Metalle eingerichtet, womit der Stab beschlagen ist. Alle diese Regimenter bestehen aus einer auserlesenen Mannschafft, die wegen ihrer Tapfferkeit berühmt ist, und muß man nothwendig unter einem derſelben gedienet haben, wenn man zu einer Bedienung in der Regierung befördert werden soll.

Die Waffen eines Reuters sind ein breiter Säbel, der nach dem Rücken zu ein wenig geboge ist, ein Stilet, ein Bogen, ein Köcher mit Pfeilen, ein kurtzes, und bisweilen auch ein kurtzes Schieß-Gewehr, so einem Carabiner gleichet. Hierzu kömmt noch ein grosser Schild, so, daß sie in der That mit Waffen überladen seyn. Ein Fußgänger trägt auch ein Schwerdt, nebſt einem Dolche, einen Schild, einen Bogen mit Pfeilen, und bisweilen auch eine Musquete; andere aber tragen Piquen an statt der Mitsqueten. Sie haben auch schwehr Geschütze, müſſen aber gemeiniglich Europäiſche Conſtabler gebrauchen. Es sind bereits oben einiger leichten Canonen erwähnet, woraus Kugeln, als ein grosser Ball, von dem Rücken eines Elephanten abgeſchoſſen werden.

Ferner

Digitized by Google

Ferner sind auch noch ohngefehr 60. Feld-Stücke, welche dem Lager folgen.

Was ihre Art zu fechten betrifft, so commandiret jeglicher Raja, und jeder Omrah sein eigenes Volck, und gleichwie bey uns die Fronte oder Spitze der Armee der ansehnlichste Posten ist, also ist es bey ihnen die Mitte. Der General wird von seinen eigenen Trouppen umringet, und von seinen Elephanten siehet er zu, wie sie sich halten. Seine Trouppen thun zwar bisweilen einen sehr tapffern Anfall, halten aber keine Ordnung, oder geschlossene Glieder.

Ihre Tapferkeit wird bey den meisten durch Opium erwecket, und daher kommt ihr erster mehr rasender als tapferer Anfall. Hält sich nun ein Feind anfangs vorsichtig in seinem Vortheile, so verrauchet die Wuth vom Opio, und sie werden träg und schläffrich. Daher ein klein Europäisch Corpo einer ziemlichen Indianischen Macht gewachsen ist.

Aus der Beschreibung einer Belagerung der Stadt Trankenbar, kan man ihre Verfahren in dieser Art zu kriegen zur Gnüge erkennen: Als sie erst darfür rückten, so nahmen sie sich sehr wol für dem Geschütze in acht, derhalben sie auch die Lauf-Graben zwar an zwey Orten zugleich, aber weit genug von der Stadt öffneten, solche sehr hoch und dick macheten, auch aus- und inwendig mit Cocus-Pfälen ausseteten, daß sie fast der Stadt-Mauer gleich wurden, und sie vor dem Feuer der Belägerten gnugsam beschützeten; Und brachten sie in 5. Monaten, mit sehr viel Arbeit und Gedult, biß auf einen Pistol-Schuß an die Wälle, mit ein 30000. Mann die sie darfür brachten.

Sie hatten mit ihren Batterien eines der Bollwercke bey nahe übern Hauffen geschossen, als die Engelländer zum Entsatz daselbst ankamen. Die Dänen erwarteten täglich einen General-Sturm, und machten sich bereit, ihre Güter ins Fort hinein zu bringen, und die Stadt zu verlassen. Die Besatzung bestund in nicht mehr als 200. Europäern, eben so vielen Indianischen Portugiesen, und ohngefehr 1000. Schwartzen, und gleichwol war der Umfang der Stadt-Mauren, ausser dem Castell, welche sie zu beschützen hatten, nicht weniger als 1500. Schritt weit, und zwar von aussen mit Steinen gemauert, aber ohne Graben, weswegen denn die Dänen, um den Feind das Stürmen desto schwerer zu machen, Palisaden auf die Brustwehre setzten.

Ein oder zwey Tage nach der Engelländer Ankunfft wurde beschlossen einen Ausfall zu thun, und an einem Morgen, bey der Sonnen Aufgang, zog ein Theil derer Schwartzen durch ein klein Pförtgen zuerst heraus, welchen die Engelländer folgeten. So bald die Schwartzen ausser denen Thoren waren, öffneten

neten sie sich rechts und lincks, und machten denen Engelländern Platz, um fort zurücken. Hierauf zog sich ein Theil derer Feinde aus denen Lauff-Gräben heraus, um sich gegen unser Kriegs-Volck zu stellen, und kamen in ziemlicher Ordnung, doch ohne einen Pfeil abzuschiessen, oder ein Stücke loßzubrennen, mit ihren breiten Schwerdtern und Schilden zum Vorschein. Sie waren alle sehr nett mit weissen Röcken bekleidet, und mit Turbanen bedecket, und schienen gesinnet, mit unserm Volcke sich auf der zwischen der Stadt und denen Lauff-Gräben liegenden Ebene rechtschaffen herum zu schlagen. Denen Engländischen Officierern wurde fast etwas bange, indem sie wusten, daß verschiedene von ihrem Volcke eine neu-geworbene Mannschafft, und darunter auch eingeborne Portugiesen waren, auf die man sich gar wenig verlassen konte; allein so bald unser grobes Geschütz von denen Wällen auf den Feind zu spielen angefangen hatte, so geriethen sie gleich in Unordnung, und zogen sich geschwinder wieder in ihre Lauffgräben, als sie heraus gekommen waren. Die Besatzung rückte hinter ihnen drein, und trieb sie immer vor sich her; weil man aber noch keine Zubereitung gemacht hatte, die Lauff-Gräben wieder eben zu machen, und der Tag sehr heiß zu werden anfieng, kehrten die Engelländer wiederum nach der Stadt, und die Feinde nach ihren Wercken zurück, ohne grossen Verlust von beyden Seiten.

Wenig Tage hernach beschloß man einen neuen Ausfall mit dem gröstem Theile der Besatzung vorzunehmen. Dem zu Folge zogen sie aus dem grossen Thore, welches gleich ihrer vornehmsten Attaque gegen über war. Die schwartzen Soldaten retirirten sich gleich, ihrer Gewohnheit nach, so bald sie nur heraus waren, unter die Stadt-Mauren, um vor die Europäer Platz zu machen; allein der Feind blieb innerhalb seiner Lauff-Gräben, und gab Feuer. Auf der Fläche aber, zwischen denen zweyen Attaquen, stund ein Corpo Musquetirer und Piquenier, gegen welches der Engländische Commandeur zu avanciren vor gut ansahe; allein er war kaum etliche wenige Schritte fort marchiret, so wurde er unglücklicher Weise mitten durch einen Fuß geschossen, welches ihn das Feld zu verlassen nöthigte. Hierauf nahm der nächste Ober-Officierer das Commando über die Engelländer über sich, und führte sie gegen den Feind an, welcher sich auf die Ebene begeben hatte. Als dieser Hauffen sich zurücke zog, wurden die Engelländer so weit von der Stadt abgerissen, daß sie von der Mohrischen Cavallerie angefallen werden konten, und die Dänen, von welchen die Engelländer Hülfe erwarteten, setzten keinen Schritt fort. In dieser Noth beschloß der Englische Commendant sich in die feindliche Lauff-Gräben zu werffen, weil sie es vor ohnmöglich befanden, auf der Fläche nach der Stadt zurück zu kehren, und die Indianer waren auch so höfflich, daß sie dieselbige verliessen, und denen Engelländern Platz machten, nachdem diese einige Granaten hinein

Digitized by Google

ein geworffen hatten, welche sodann längst denenselben hin nach der Stadt zu marchireten, biß daß sie an das Ende der Wercke kamen. Allhier traffen sie wiederum einige Mohrische Reuterey an; als sie aber ein allgemeines Feuer auf selbige gaben, wodurch viel Schaden geschahe, giengen die Pferde durch, und liessen denen Engelländern Freyheit, biß an die Stadt-Mauren hinan fort zu rücken, allwo sie die Dänen in vollkommener Sicherheit aufziehend antraffen. In diesem Gefechte wurde die Helffte von denen Engelländern theils verwundet, und theils getödtet. Unter andern bekam einer von denen Grenadierern, ein versoffener Schuhmacher, 12 biß 14 Wunden: Er wolte einem Mohr der sein Pferd verlohren, und zu Fusse war, mit dem Bajonet auf der Flinte übern hauffen rennen, und als der Mohr den Stoß mit seinem Schilde ableitete, versahe es der Grenadier, daß er fiel, daher ihm der Mohr und etliche die ihn in der Flucht vorbey lieffen einen Hieb anbrachten, biß ihn einige seiner Cameraden erretteten und noch lebendig in die Stadt zurück brachten. Dieses Kerls Hirnschale wurde, ausser andern empfangenen tieffen Wunden, an 2 Orten von einander gespaltet befunden, und die Wund-Aertzte sagten ihm, daß, wenn er das Trincken nicht liesse, er ohnfehlbar sterben müsste. Dessen ohngeachtet aber tranck er doch innerhalb 2 oder 3 Tagen wiederum, und solches hinderte gleichwol seine Genesung nicht. Als der Feind vollend mit seinen Laufgräben an die Stadt-Mauer hinan war, beunruhigte ihn die Besatzung mit Granaten und Steinen in demselben. Und als der Feind sich zum Stürmen nicht geschickt oder vermögend fand, hub er die Belagerung wieder auf; und die Stadt hatte solche bey weiten nicht so schwer und gefährlich empfunden, als eine Europäische Belagerung zu seyn pflegt. Aus Herrn Salmons Erzehlung ist nicht deutlich, ob er die Belagerung von 1705 die 9 Monat gewähret, oder die gegen das Ende des vorigen Seculi meyne, und durch welcherley Vertrag sie gehoben worden. Da er sie auch nur aus dem Munde eines guten Freundes erzehlet, so scheinet uns vieles davon nicht gegründet genug zu seyn. Zum Ex. daß die Holländer den König von Tanschaur zur Belagerung verhetzet, daß sie ihn mit Canoniers versehen, und eine Tonne Goldes für die Stadt geboten, ja daß sie die Dänischen Abgeschickten so bey ihnen um Succurs anhalten sollen, geisseln lassen; item wie wol sich die Engländer, und wie schlecht sich die Dänen bey solcher Belagerung gehalten. Alles dies scheinet nicht ohne Partheylichkeit geschrieben zu seyn: Derhalben wir nur erzehlen was zum Beweiß von der Indianer Kriegs-Erfahrung bey Belagerungen hat dienen sollen.

Was ihre Kriegs-Elephanten betrifft, so können selbige gegen die Europäer wenige Dienste thun, welche mit groben Geschütz und Granaten umzugehen wissen. Gegen ihres gleichen aber sind sie wol zu gebrauchen, indem ein

Digitized by Google

Pfeil oder auch eine Mousqueten-Kugel schwerlich durch ihr Fell gehet, dagegen für ihrer grossen Stärcke nichts bestehen kan. Wenn ihr Führer ihnen ein Stück einer schweren eisernen Kette, eine eiserne Stange, oder auch ein scharff Gewehr giebt, so thun sie damit schrecklich viel Schaden: Denn wenn sie auch nur mit dem bloſſen Vordertheil einen Menschen so zu reden unsanfft anrühren würden, zerbrächen sie ihm alle Beine.

Daß aber die Elephanten von Mousqueten-Kugeln nicht leicht sehr beschädiget werden können, dessen hat man ein Exempel bey der Uberrumpelung der nahe bey dem Fort St. Davids liegenden Englischen Stadt. Ein Mohrischer Officierer mit ohngefehr 7- oder 800 Mann, welcher vorgab, daß er des Moguls Einkünfte in dem Lande eingetrieben hätte, und in Gefahr kommen wäre von denen Berg-Einwohnern angegriffen und geplündert zu werden, ersuchte den Englischen Gouverneur daselbst, daß er ihm erlauben möchte, in der Stadt ein Nacht-Quartier zu nehmen, mit der Versicherung, daß er des nächstfolgenden Morgens gleich wieder abmarchiren wolte. Nachdem ihm nun dieses vergönnet worden, führten sich die Mohren zuerst sehr ruhig auf bis gegen der Sonnen Aufgang, da sie, nachdem sie erst ihre Andacht sehr feyerlich verrichtet hatten, unversehens einige von der Wacht, welche bey denen Thoren stunden, anfielen und in Stücken zerhieben, von der Garnison aber, nachdem selbige alsofort sich versammlet, und sich gegen sie zur Wehre gesetzet, zur Stadt hinaus getrieben wurden. In diesem Scharmützel stellten die Mohren, um sich vor dem Feuer der Garnison zu schützen, die Elephanten quer über die Strassen, da dann sehr viel Schüsse in ihre Seiten geschahen, aus welchen aber nachgehends die Kugeln wieder herausgezogen worden, ohne daß hiedurch denen ungeheuren Thieren ein sonderbarer Schaden wiederfahren war.

Wir gehen nun weiter fort, die Schätze und Einkünffte des Moguls zu untersuchen. Die hebet er nun aus den Früchten des Landes, aus der Arbeit des Volcks, aus denen Zöllen der See-Häfen, aus denen Erbschafften von den Grossen, als deren Güter bey ihrem Absterben der Crone zufallen, und aus denen Geschencken derer Unterthanen, als welche niemals mit leeren Händen vor ihren Printzen oder Gouverneur kommen. Der Vice-König von jeder Provintz ist verpflichtet, der Crone eine gewisse Summa aufzubringen, aus denen Manufacturen und Früchten des Landes. Was diese Hebung dem Mogul eintragen müsse, mag aus der Handlung von Europa, die in Indien geschicht, wol geschlossen werden. Manouchi, welcher 40. Jahre lang an des Moguls Hofe sich aufgehalten, sagt, daß diese Einkünffte allein auf 193. Millionen und 350000. Rthlr. sich belauffen.

Gesetzt

Gesetzt nun, diese Summe wäre nicht so gar accurat, wie denn Manucchi wol schwerlich die Rechnung davon selbst zu examiniren und zu calculiren wird gehabt haben, so ist sie doch gar nicht unglaublich. Denn alle Einnehmer und Bedienten, vom Niedrigsten bis zum Höchsten, stehn alle auf solchem Fusse, daß die Obern allezeit Gelegenheit und Macht haben die Untern zu pressen und auszumergeln, bis alles in des Nabobs, oder Stadthalters Händen ist, von welchem es nach und nach, und wenn sie sterben, vollends gar auf einmal an den Mogul kommen muß; So müssen alle die entsetzlichen Summen, welche die Europäer nach Indien schleppen, in seine Schatz-Kammer zusammen fliessen, weil sie nichts davon, sondern eitel Güter, die das Land und die Demant-Minen, als unerschöpfliche Fund-Gruben, hervor bringen, wieder heraus führen. Und weil die Unterthanen kaum von allem was das Land trägt, und was sie damit gewinnen, kümmerlich das Leben hinbringen können, so bleibt dem Lande nichts, als was einige Zeit circulirt, sondern alles fällt in wenig Jahren in solche Spaar-Büchsen die der Hölle gleichen, daraus keine Erlösung zu hoffen ist. Denn was vermögende Leute sammlen, das müssen sie vergraben und keinen Menschen wissen lassen, sonst finden sich bald Verräther, die es ihren Befehlshabern hinterbringen, und diese wissen bald eine Schuld auf sie zu bringen, dadurch sie ihnen ein groß Theil, wo nicht alles, ja das Leben abpressen.

Was denen so genannten freyen Fürsten, oder Königen, wie sie heissen wollen, zu Theil wird, ist zwar ein ansehnliches, und man kan aus dem, was bisher gesagt worden, noch wol möglich zu seyn glauben, daß einer oder anderer dieser Fürsten, wie z. E. der von Tanschaur, etliche 100. Tonnen Goldes, in Millionen reich seyn sollen. Denn ihre Schatz-Kammern sind eben solche Spaar-Büchsen, als der Nabobs ihre, nur daß darinn was mehr gesammlet wird, und härter hält, es wieder heraus zu kriegen, so daß der Mogul jedesmal, wenn er eine oder etliche Tonnen Goldes daraus heben will, eine Armee von 20. bis 30000. Mann darnach senden muß. Es kan ihm aber nicht drauf ankommen, weil seine Trouppen ihm nichts zu unterhalten kosten, denn die Stadthalter müssen solche in ihren anvertrauten Ländern unterhalten, und auch die Befehle damit exequiren. Und das ist eben wieder eine sehr grosse Revenüe vor den Mogul, und macht eben, daß aus seiner Schatz-Kammer nichts wieder heraus kömmt: Dann was sein Haram und sein Hoff, ja auch die Rashbotischen Kriegs-Völcker, so ihm auf Sold dienen, jährlich kosten, das fällt alles ihm nach weniger Zeit wieder heim. Denn weil er der eintzige Erbe seiner Weiber und Hof-Bedienten, wie der Gouverneurs und Omrah's ist, und weil die Rashbotischen Rajas ihm jährlich eben wol grosse Schatzungen, das zwar Geschencke heissen, aus denen Ländern

dern so sie beherrschen, liefern müssen, so gehet der Sold, den ihre Völcker ziehen, damit wieder auf.

Die Posten gehen, wie Herr Hamilton berichtet, in denen Moguliſchen Herrschafften sehr geschwind. Denn bey jeglicher Caravanſera, welche an denen grossen Strassen gebauet sind, hat man ohngefehr alle zwey biß drittehalb Meilen Leute in Bereitschafft, welche solche ihre Post-Station in 2. Stunden, und wol geschwinder ablauffen. Die Briefe sind in einer vergüldeten Büchse eingeschlossen, welche derjenige, der sie träget, so bald er nahe zur Caravanſera kömmt, über sein Haupt hält, und so bald, als er von seiner Ankunfft Nachricht gegeben, nimmt sie ihm ein anderer ab, und läufft damit bis zur nächst-folgenden Station. Dieses gehet Tag und Nacht fort, biß daß sie daselbst seyn, wo sie hin müssen, so, daß man innerhalb 8. Tagen aus denen abgelegensten Theilen des Reichs Post nach Hofe bekömmt. Diese Läuffer werden Dog Chouchies genennet.

Die Müntzen, die man hier findet, sind eine Piece oder Kas, so von Kupffer ist, und deren Zehn ohngefehr 1. Dudu, i. e. Ein Sechsling, Kreutzer oder Dreyer, ausmachen; Dodo oder Dudu ist eine andere kupfferne Müntze die 10. Kas hält, achte aber 1. Fano ausmachen. Fano ist eine silberne Müntze, gilt gegen 2. Gute-Groschen oder 4. Lüb. Schilling. Die Ropy, eine andere silberne Müntze, an Werthe 13. bis 14. Gute-Groschen, oder einen halben Species-Reichsthaler. Die güldene Moor oder Roupy, welche ohngefehr so viel gilt als 14. silberne Roupyen; und die Pagoda, welche man deswegen so nennet, weil das Bildnis einer Pagode drauf geschlagen ist, hält am Werthe bey nahe 2. Reichsthaler Species. Die Letztere werden vornemlich von denen Raja's oder kleinen Fürsten geschlagen. Sie sind auf der einen Seiten platt, und auf der andern hohl. Das Gold- und Silber-Geld siehet hier viel feiner aus, als in andern Ländern. Die Frembden haben daselbst auch ihre Müntzen, ihr besonders Gold- und Silber-Geld, vornemlich die Engländer, Portugiesen und Holländer. Fremde Müntzen, sonderlich gute alte Species-Reichsthaler, gelten auch allda, man trifft aber nicht viel davon an. An statt der Scheide-Müntze brauchen sie bisweilen bittere Mandeln, oder kleine See-Schnecken, die man Mohren-Zähne, Couries oder Hoorntjes, nennet, wovon ohngefehr 60. Stück einen Dreyer oder halben Stüver gelten. Alle fremde Müntze, welche denen Moguliſchen Gouverneurs in die Hände kömmt, wird umgeschmoltzen, und zu Ropyen vermüntzet, mit dem Zeichen des regierenden Kayſers. Nach dessen Tode gilt ein solch Stück allemal einen halben oder gantzen Stüver weniger, wegen des Verschleiſſes daran, und die neue Müntze allein hat ihren völligen Werth.

Grosse

Digitized by Google

Grosse Summen werden nach Leck, Caron und Arobe gerechnet. Ein Leck ist 100000 Roupyen. Ein Caron oder Carol, wie es manche aussprechen, ist 100 Leck, und ein Arob 10 Caron.

Ihr Gewichte ist fast in jeglichem Hafen von einander unterschieden, und oft ist in einem eintzigen, zweyerley Gewichte, also wenn wir schon sagen, daß zu Suratte ein Sier 13¾ Untzen, 40 Sier ein Maund, i. e. 44 Pfund, und 20 Maund ein Candy, i. e. 8 Centner oder 3 Sch Pfund wiegt, so haben wir doch in der That nichts gesagt. Denn erstlich ist alles, was davon gesagt werden kan, gar sehr ungefähr: Zweytens variiret es in allen und offt in einer und derselben Stadt. Eben also ists bey nahe mit den Müntzen beschaffen. Sie sind fast an keinem Europäischen Contoir und in keiner Moguliſchen Provintz recht einerley, kommen sie ja an etlichen Orten nach dem Schrott überein, so ist das Korn nicht so fein, ist das Korn aber gut, so ist etwa der Schrott zu klein. Der Herr Lockyer hat die Materie von Müntzen, Maaß und Gewicht gewiß gründlich inne gehabt, und die beste Nachricht davon ertheilet: Aber ein Europäer wird, ehe er nach Indien selbst kommt, doch nur einen mäßigen Begriff davon erlangen, nemlich daß die Maorasſische Müntze besser und feiner sey. e.g. Negapatamsche, Palicatuſche Pagoden wären eben wie die fremden Roupyen um 3 biß 4 pro Cent. schlechter. Die Allumgierschen sind zwar am Korn die feinsten, aber dem Schrott fehle es am Gewichte. Zu nasser Waare haben sie ein Maaß, so 1½ Nössel oder Pintje hält, 8. solche Maaß machen ein Merkal, und 400 Merkal machen eine Garse. Korn, Reiß und andere Waaren, die man bey uns durch Hohl-Maaß verkaufft, werden ausgewogen. Seydene Zeuge und Cattune, werden wie bey uns nach dem Stücke oder nach der Elle, welche 27 Zoll lang ist, ausgemessen. Die Cos, wornach sie ihre Wege abmessen, ist auch sehr ungewis. An der Küste ist sie ungefehr 1500 Geometrische Schritt, aber ins Land weiter hinein, und insonderheit um Brampour trägt sie bey nahe eine halbe Meile.

(o)

Das

Das neunte Capitel.

Stellet die verschiedene Religionen und Gottesdienste vor, welche in dem eigentlich so genannten Indien, oder in dem Reiche des grossen Moguls zu finden sind, nebst denen Casten oder Stämmen, worinnen die Heydnischen Einwohner eingetheilet werden.

Wir können denen Indianern überhaupt viererley Religionen oder Gottesdienste zueignen. Vors erste sind allda die ursprünglichen Einwohner von Indien, welche wol die grösseste Anzahl ausmachen, Götzen-Diener. Zum andern finden sich allda die so genannte Parsen, welche das Feuer anbeten, die zwar gleichfalls Abgötterer sind, aber mit denen vorhergehenden wenig Gleichheit haben. Drittens die Mohren und Mogoller, sind der Mahometanischen Religion zugethan. Zum vierten sind auch Christen unter ihnen, theils von der Apostel Zeiten her, die man Thomas-Christen nennet, theils die nun seit der Portugiesen Dahinkunft von denen Römischen und Evangelischen Missionarien bekehrt sind. Man mögte fünftens auch Juden darzu setzen, denn es giebt eine Colonie da, die von der ersten Babylonischen Gefängniß soll dahin geschickt seyn, und sich bißher erhalten haben; Sie sind aber wol sehr abgewichen von ihrem Mosaischen Gottesdienste, und mögen von denen eingebohrnen Heyden wol nicht viel unterschieden seyn.

Nun von den alten und ersten Indianern, ihrem Namen, Religion und Geschlechts-Unterschied etwas mehr zu sagen: Die ursprünglichen Einwohner haben verschiedene Namen, Hindowns, Banianen, Gentoes oder Jentiven, Malabaren, vermuhtlich aber nur von verschiedenen Provintzen oder Völckern. Also haben sie auch gar vielerley Abtheilungen unter ihren Geschlechtern, so sie Casten nennen, deren einige wol 60 bis 80 zehlen, darunter die Bramanen, Rashboots und Banianen die vornehmsten drey sind. Die viete Caste ist geringer. Und die fünfte Caste, die Bareyer oder Malicors genennet werden, sind die allergeringsten, und gar sehr verachtet, das sie sich auch gerne gefallen lassen; Drücket man sie aber zu sehr, so halten sie sich nur stille, und kommen nicht zu ihren stoltzen Heiligen, da müssen diese ihnen bald nachlauffen und ihnen gute Worte geben, denn sie sind die allernöhtigsten, massen sie sich keiner, auch der allergeringsten, Arbeit schämen, da die andern sich viel zu heilig und rein darzu achten, z. E. Strassen und Häuser zu säubern, die Todten hinaus zu tragen, u. dgl. Diese Bareyer machen

machen sich kein Gewissen, alles zu essen, und werden auch darum von andern Casten so unrein gehalten, daß, wer von ihnen nur angerühret wird, sich für unrein achtet, und sich nach gewissen Ceremonien reinigen muß.

Unter denen Bramanen sind wiederum verschiedene Eintheilungen oder Casten. Einige von ihnen essen gar kein Fleisch, andere hingegen essen einige Arten vom Fleisch. Einige heyrahten, andere hingegen erwehlen ein eheloses Leben, und wollen auch eine Frauens-Person nicht ansehen. Die meisten von ihnen waschen und baden sich zu verschiedenen mahlen an einem Tage; andere hingegen waschen sich niemals, aus Furcht, einige lebendige Thierlein zugleich damit ums Leben zu bringen, und weil sie sich auch befürchten, daß sie einige lebendige Creaturen, die man nicht sehen kan, durch das Athem Holen tödten mögten, so tragen sie ein Stück Seiden-Zeug oder Nessel-Tuch vor ihrem Munde. Um eben dieser Ursachen willen brennen sie auch kein Holtz, und tragen immer eine Bürste in ihren Händen, um den Platz damit zu fegen, wo sie sich nieder setzen, damit sie nicht etwa ein lebendiges Geschöpffe todt drucken mögen. Einige unserer Reisenden schertzen damit, und sagen, diejenige, welche nicht heyrahteten, thäten es aus Furcht, daß sie nicht etwa durch Umfassung ihrer Ehe-Genossen einig lebendiges Geschöpffe ersticken möchten.

Dieses Geschlecht der Bramanen hat nicht allein das Priesterthum sich zugeeignet, sondern auch alle Gelehrsamkeit und den höchsten Rang des Adels, massen ihre Caste über die Fürstliche gesetzet wird. Ihre Gelehrsamkeit aber bestehet vornehmlich darinnen, daß sie einige alte Bücher, das Vedam genannt, lesen können, worinn ihr Gesetz oder Lebens-Regul, so ihnen von Brama, ihrem grossen Gesetz-Geber, mitgetheilet worden, enthalten ist. Dieses Gesetz, oder doch etliche Sprüche daraus, lernen sie auswendig, ob sie es schon gröstentheils nicht verstehen.

Nach dem Bericht derer Missionarien lehren die Bramanen, daß nur ein GOtt sey, der unendlich, vollkommen, und von aller Ewigkeit her gewesen ist, den sie Burma, oder Unmaterialisch, nennen. Dieser aber habe 3 Unter-Götter hervor gebracht, nemlich Brama, Wistnow und Routiren. Dem Brama habe er die Macht gegeben zu schaffen, dem Wistnow die Macht zu erhalten, und dem Routiren die Krafft etwas wiederum zu vernichtigen. Sie sagen aber auch, daß die verständigsten Indianer diese Fabel verwerffen, und alles dem obersten Wesen zuschreiben, welches nur auf verschiedene Weise der Welt sich geoffenbaret habe. Nicht weniger geben auch die Missionarien vor, daß der Gottesdienst der Indianer von der Juden ihrem entsprungen sey, und daß sie vorhin einige Erkenntniß von der heiligen Schrifft gehabt hätten. Ihre Erzehlung von der Schöpffung der Welt,

von der Sündfluth, kömmt sehr mit dem überein, was die heilige Schrifft davon berichtet. P. Bouchet berichtet uns, daß ein gelehrter Braman ihn versichert, daß in einem ihrer Bücher geschrieben stünde, daß Brama den Menschen aus dem Staube der Erden erschaffen, und ihn ins Paradieß gesetzet hätte, allwo ein Baum des Lebens und eine Schlange wäre; deßgleichen, daß nach dem Fall eine Sündfluth kommen, und eine Arche oder sonderbarer Schiff-Kasten gewesen wäre, u. s. f. Hiernächst machen sie aus dem Brama den Abraham, und geben vor, es sey eine Tradition von einem ihrer Bußfertigen vorhanden, der seinen Sohn habe opffern wollen, und daß einige Heyden die Beschneidung beobachteten, u. s. f. Und so gehet dieser Pater alle Biblische Historien durch, und zeiget die Uebereinstimmung der Indianischen Erzehlung mit selbigen. Ob man nun zwar deutlich siehet, daß diese Vergleichung zu weit getrieben sey, zumal wenn er alles auf die Römischen Sätze aptiret, und alle Papistische Ceremonien bey ihnen finden will, so muß man doch gestehen, daß man manche Spur finde, daß ihnen die Gesetze GOttes an die Juden, ja die Evangelischen Lehr-Sätze der Christen, nicht unbekannt gewesen, welches durch die Tradition, daß alle Bramanen mit ihren Lehr-Sätzen von Norden oder Nord-Westen aus erst nach Indien gekommen wären, ziemlich warscheinlich wird, wie denn die meisten Bramanen an der Farbe von den Indianern auf der Halb-Insul unterschieden sind, indem sie hellbrauner oder weisser aussehen; daher die Römischen Missionarien, wenn sie sich in Bramanen verkleiden, und an der Stirne das Zeichen mit Asche, obschon nicht eben Kuhmist-Asche, wie jene, tragen, leicht für dieselben passiren.

Es kan aber auch nicht wol anders seyn, als daß unter der unzehligen Menge ihrer Götter und Götter-Historien vieles vorkommen muß, das mit den Jüdischen Ceremonien oder Christlichen Glaubens-Artikeln einige Aehnlichkeit hat. Und ist daher nicht zu verwundern, wenn diese Heyden selbst so leicht alles zustimmen, was ein Christ oder Missionarius ihnen vom Christenthum vorprediget. Massen sie auf alles flugs eine Vergleichung anzustellen wissen, machen, wie die Dänischen Missionairs sagen, gern Compagnie, suchen zum Christen- und Heydenthum einen und denselben Leisten, oder wenn keiner passen will, so spotten sie ihrer Götter und Götzen-Dienstes selbst, und sagen: es sey freylich nur ein einiges allerhöchstes göttliches Wesen, dasselbe verehreten alle Menschen, ein jeder auf seine Art. Sie beteten unter den vielen Bildern und Gestalten nur die vielerley Eigenschafften GOttes an. Ey sey daher freylich eben kein grosser Unterscheid, und könten die (Römischen) Christen-Patres leicht mit ihnen eins werden, wenn sie nur heiliger wären, und sich fleißiger reinigten, als wie sie thun.

Digitized by Google

Als der Käyser Akebar durch die Portugiesischen Patres einige Räumus, und, wie es scheinet, Geschmack am Christenthum bekam, so schien es ihm eine leichte Sache zu seyn, alle Religionen zu vereinigen. Er nahm von der Römischen die Bilder Mariä, Christi, und ein Paar anderer Heiligen an, fiel mit seinen Kindern und vertrautesten Dienern für ihnen nieder, und verehrte sie aufrichtig, und war, wie er meinte, ein guter Christ. Zum öffentlichen Gottesdienste ließ er ein Bild machen, das etwas nach der Sonnen glich, aber sonst keiner Gestalt ähnlich war, und so kunten es, wie er meinte, Mohren, Heyden und Christen, anbeten. Denn es war herrlich von lauter Golde, oder doch prächtig glänzend. Er verordnete den Gottesdienst darfür des Morgens, wenn die Sonne drauf schien, und verrichtete solchen selbst in freyem Felde, indem da der gröste Theil des Jahrs gut klar Wetter ist. Er begehrte also von allen seinen Unterthanen ihren Beyfall und Einwilligung absolut, weil, wie er meynte, jedermann einen solchen raisonnablen Gottesdienst annehmen könte und solte, damit aller schädliche Unterschied, Haß und Verfolgung, ein Ende kriegte. Und als er einsmahlen einen vornehmsten Ministren, einen gelehrten Banianen oder Heyden, den er wider die Gewohnheit der heutigen Mogoller wol vermochte und gern brauchte, desfalls hart zusetzte, sagte dieser: Herr! warum wollet ihr durchaus einerley Gottesdienst einführen? da GOtt selbst vielmehr auf mannigfaltige Art will verehret seyn: denn wir sehen ja, daß er sich darum in so verschiedenen Geschöpfen auf so unterschiedliche Art hat offenbaret; Und wenn er nicht Gefallen an der Mannigfaltigkeit hätte, würde er nur einerley Creaturen, Menschen, Elephanten, Pferde, oder dergleichen gemacht haben. Womit er den Käyser auch dismal befriedigte. Denn wes man diesen Akebar sonst beschuldiget, er habe sich selbst anbeten und Göttlich verehren lassen, scheinet ihm wol angedichtet zu seyn.

Die zehen vornehmsten Bilder, die sie mit Anbetung verehren, haben solche Gestalten, worinnen nach dem Bericht ihres Vedam, ihr Gott Mahaden zu verschiedenen Zeiten dem menschlichen Geschlechte zum Dienste erschienen seyn soll. In der ersten hat er sich mit 4. Häuptern, und eben so viel Armen geoffenbahret; in der andern Gestalt mit einem Schweins-Kopffe, und zweyen grossen Zähnen, wie auch mit einem Leibe, welcher einen menschlichen Cörper gleichet, mit 4. Armen und Händen. Dieses Bild ist in Indien sehr gemein, und sehr fürchterlich anzusehen, weswegen die Europäer meynen, daß es einen Teuffel vorstelle. Es sind noch verschiedene andere Abbildungen ihres Gottes. In einer wird er liegend, und ein Weibs-Bild unter dem Kopfe habend, gebildet. Eine ist theils ein Mensch, und theils ein Fisch; eine andere hat zehen Häupter, und

eben so viel paar Hände. Und wer könte alle ihre Götter und Göttinnen, deren sie wol dreyßig mal Hundert Tausend haben sollen, und alle Historien davon beschreiben, die so thöricht und schändlich lauten, als jene gräulich und scheußlich aussehen.

Sie haben selten einige öffentliche Versammlungen in ihren Pagoden, sondern ein jeglicher verrichtet seinen Gottesdienst zu einer Zeit, da es ihm gut dünket; er macht sich auch seinen Götzen selbst von Leim oder Kuh-Mist, wenn er keinen bessern von den Töpfern, oder Bildschnitzern, bezahlen kan. Und wenn er dafür niederfället, ist er eben wol mit Ehrfurcht dafür eingenommen, und so andächtig, daß man fast nicht anders dencken kan, es käme diese Andacht aus einer rechten Empfindung ihrer Noth, und ihrer Götzen Macht und Güte, ihnen zu helffen. Sie bringen ihnen Speißopfer, und setzen ihnen zu essen für, auch Trankopfer, welches sie ihnen übern Kopf giessen, und sie baden. Sie thun Rauchopfer und Brandopfer, Schuld- und Sühnopfer.

Sie haben eben so unzehliche Arten, Orte, Ceremonien und Materien, womit sie sich reinigen, und dadurch bey GOtt angenehm machen oder versöhnen: so gar auch mit Koth und vielerley Art Dreck. Unter welchen doch der Kuhmist und Pisse am fürtreflichsten ist. Derhalben sie begierig zulauffen, wenn eine Kuh stallen will, da sie die Hände unterhalten, sich damit begiessen, und waschen, sonderlich den Kopf und die Augen, denen sie solches ausnehmend gut zu seyn achten. Welches Letzte so ungereimt eben nicht seyn möchte, aber um einer andern Ursach willen, nehmlich weil sie wegen des starcken Sonnen-Lichts, des trockenen Windes und vielen Staubes, viel Augen-Beschwerung haben.

Die Bramanen glauben einen vor diesem Leben hergegangenen Zustand, und daß das gute und böse Glück, so wir in diesem Leben erfahren, eine Vergeltung oder Strafe sey, für dasjenige, was wir in dem vorhergehenden Leben gethan haben, und daß diejenigen, welche sich in dieser Welt wol verhalten, in dem folgenden Leben eine Vergeltung dafür bekommen werden. Einige trachten mehr zu thun, als ihr Vedam, oder Gesetz erfordert, in der Hoffnung eine sonderbare Ehren-Stelle im Himmel dafür zu erlangen. Zur Erlangung der Vergebung der Sünden weisen die Bramanen ihre Schüler darzu an, daß sie an gewisse Oerter Wallfahrten, und insonderheit zu einigen Pagoden, welche nahe bey denen Ausflüssen des Ganges stehen, in welchem Flusse sich auch nur zu waschen sie zur Sünden-Reinigung sehr kräfftig achten.

Die Lebens-Pflichten, welche ihr Gesetz erfordert, sind Mäßigkeit und Liebe gegen die Armen, nicht zu tödten, noch zu lügen, nicht zu stehlen, niemand zu betrügen noch zu unterdrücken. Ein Protestantischer Theologus erzehlet, daß

ein

Digitized by Google

ein gewisser Bramane zu ihm gesagt, daß sie einen Gott erkenneten, den sie, als tausend Augen, und eben so viel Hände und Füsse habend, beschreiben, womit sie aber nur die Allwissenheit und Allmacht GOttes ausdrücken wolten, dessen Betrachtung ihr Volck sehr emsig und vorsichtig machte, die von ihnen erforderte Lebens-Pflichten zu beobachten. Sie lehren, daß dreyerley Geister seyn, Engel, die weder Gutes noch Böses thun, Seelen die Gutes und Böses thun, und böse Geister, die nichs als Böses thun, und an allen Bösen, so geschicht, Ursache sind.

Was die Secte der Rajaputes oder Rashboots betrifft, so üben sie eben dieselbige Sitten und Pflichten aus, deren die Bramanen sich befleißigen.

Die Banianen machen das zahlreichste Geschlecht unter allen Heyden aus, und sind die reichsten an zeitlichen Vermögen. Diese sind wiederum in 24 Casten zertheilet, die aber nur als so viel verschiedene Handthierungen oder Professionen anzusehen sind, die doch gleichwol jede ihre besondere Lehr-Sätze oder Gewohnheit hat. Z. E. daß sie nicht aus ihrer Caste oder Profeßion heurathen ꝛc. Darinnen aber kommen sie alle überein, daß sie eine sehr zärtliche Liebe gegen alle lebendige Thiere hegen; die sie nicht allein nicht tödten, sondern auch sie unterhalten, vom Tode und Verderben erretten. Doch wird das Rind-Vieh unter ihnen am höchsten geachtet, welchem sie auch deßwegen alle Morgen eine besondere Ehrerbietung erweisen, weil sie meynen, daß die seeligsten Seelen in diesen Thieren ihren Aufenthalt nach ihrem Tode bekämen: Daß sie die Grund-Veste der Welt auf ihren Hörnern trügen: Daß sie die Menschen nach ihrem Tode über einen Fluß bringen müsten, darüber niemand, ohne sich an dem Schwantz einer Kuh zu halten, kommen könte.

Die Indianer haben alle den Pythagorischen Lehr-Satz von der Wanderung der Seelen aus einem Leibe in den andern, als einen Haupt-Glaubens-Articul angenommen. Zum Beweiß wollen wir nur eine Geschicht aus Herrn Ovingtons Erzehlung hier beybringen. Ein Heyde Nahmens Madoraseh, war über den Todt seines Vaters sehr betrübt, und da ohngefehr eine Schlange in sein Hauß kam, glaubte er, daß seines Vaters Seele in dieselbe gefahren, und ihn zu trösten kommen sey. Daher er alsofort beschloß, seinen Vater unter dieser Gestalt zu dienen, als wenn er noch am Leben wäre. Er versahe diesen seinen neuen Gast mit Milch und Reiß, welches Tractament ihm so wol gefiel, daß er seine Bleib-Stäte in einem Winckel des Zimmers nahm, und von dannen hervor kam zu essen, wenn ihm seine Speise vorgesetzt wurde, eben als ob er unter das Hauß-Gesinde gehörete. Eben dieser Mann versahe die Ratten in seinem Hause mit Proviant, indem er sich einbildete, daß die Seelen seiner Verwandten in ihnen wären, und wurden so zahm als andere Hauß-Thiere zu seyn pflegen.

Digitized by Google

Es wird unter denen Indianern kein wöchentlicher Sabbath oder Ruhe-Tag gefeyert, sondern der neunte und vier und zwantzigste Tag jeglichen Monats, oder so ohngefehr, sind Fast- und Enthaltungs-Tage, die sie ihre Kinder selbst heiliglich halten lehren. Herr Ovington hat auch angemercket, daß die Bauren und Arbeits-Leute gelehret sind, einige geistliche Materien in Versen abzusingen, welche in Gebethen und Lob-Gesängen bestehen, womit sie den Tag anfangen, so bald es früh morgens lichte worden, und womit sie ihn auch beschliessen; so dann, daß, wenn einige Gesellschafft von Aebeits-Leuten in einen gewissen Wercke mit einander beschäfftiget sind, sie allzeit heilige Reime Gesellschafftlich absängen, oder es sänge einer vor, die andern sängen es Chorweise nach. So, daß sie auch nicht eine Viertelstunde so lange sie arbeiten, aufhörten. Also haben z. E. die Ruder-Pursche zur See ihre Lieder, nach welchen sie die Ruderschläge fein zugleich thun. Obs aber allzeit religöse Thöngens sind, ist wol ungewiß, Herr Ovington versichert solches. Und in Ansehung unsere alte Druiden ihr Volck auch fürnemlich durch Gesänge lehrten, so könte es hier auch wol seyn, daß die Bramanen ihrer Götter Helden-Thaten also unter dem Volcke fortbrächten und erhielten. Als welches arme unwissende Volck ohndem in ihre Geheimnisse nicht gucken darf, auch in ihren Büchern nicht lesen kan, weil sie in der Kirendischen, das ist einer todten, (wie bey uns die Lateinische) Sprache geschrieben sind.

Ein grosser Theil ihres Gottes-Dienstes bestehet, wie bereits angemercket worden, in vielfältigen Waschungen, und daß sie sich rein zu erhalten suchen, von dem Anrühren der Christen, Bareyer, Hunde, und anderer unreinen Menschen, Thiere und Sachen. Denn auch so gar andere werden unrein, wenn sie einen solchen verunreinigten Bruder anrühren, ehe er sich gereiniget hat.

Noch beobachten sie sehr sorgfältig eine andere Gewohnheit, nemlich, daß sie nichts verächtliches mit ihrer rechten Hand verrichten, indem sie davor halten, daß die lincke allein darzu gebraucht werden müsse. Wenn z. E. die Nothdurfft erfordert, an einen heimlichen Ort zu gehen, so waschen sie sich allezeit mit ihrer lincken Hand wiederum, und tragen zu solchem Ende stets einen Topf mit Wasser bey sich, wenn sie nicht nahe bey der See, oder bey einem Flusse sind. Daher wird ein Salam oder Gruß mit der lincken Hand vor die gröste Schande geachtet, die man ihnen anthun kan.

Um aber wiederum auf ihre zarte Liebe gegen die Thiere zu kommen, so erstreckt sich das Geboth ihres Gesetzes, welches ihnen das Tödten verbiethet, auch bis auf alles Ungeziefer. Wiederführe es ihnen, daß sie Zufalls Weise auch nur einen Floh oder Made tödteten, so müssen sie diese vermeynte Missethat schon

mit

mit einer auſſerordentlichen Verſöhnung büſſen. Es enthalten ſich aber die Banianen nicht allein von Tödtung lebendiger Creaturen, wie jetzt erwähnet worden, ſondern ſie bauen auch Hoſpitäler für ſie. Inſonderheit werden 1 Meile von Surate Ziegen, Pferde, Hunde und Kühe, welche etwa lahm oder alt worden, überflüßig verſorget, und kauffen ſie lieber einen lahmen Ochſen von ſeinem Herrn, um ihn ins Hoſpital zu bringen, als daß ſie ihn denſelben ſchlachten laſſen. Nahe darbey iſt ein ander Hoſpital vor Flöhe, Wantzen und ander Ungeziefer. Ja Herr Ovington erzehlet uns, daß die Banianen bisweilen einen armen Mann dingen, um dieſes Ungeziefer eine Nacht auf ſeinem Leibe freſſen zu laſſen, welcher ſich denn ans Bette binden läſſet, damit ſie verſichert ſeyn mögen, er werde das thun, worzu er ſich verdungen. Sie geben auch einmahl im Jahre ein beſonders Gaſtmahl an die Fliegen, und ſetzen ihnen groſſe Schüſſeln mit Milch und Zucker, darauf ſie ſehr begierig ſind, vor. Zuweilen nehmen ſie einen Sack mit Reiß, gehen 2 biß 3 Meilen weit, und theilen ſelbigen denen Ameiß-Hauffen mit, die ſie antreffen.

Es ſollte aber billig kein Chriſt dieſe Thorheit belachen, der nicht vorher beweinet hätte, die juſt entgegen ſtehende viel ärgere Thorheit, unter uns Chriſten, da man vielen Thieren nicht allein ohne Noht und Nutz, bloß zur Luſt, Kurtzweil und Zeitvertreib, das Leben nimmet, ſondern auch es vorher aufs ärgſte martert, und ſich wol gar, je mehr ſichs ängſtet, daran ergetzet. Das Leben iſt gewiß ein ſehr ſchätzbar Gut, auch bey Thieren, und vielleicht mehr als wir glauben. Sie genieſſen alle Vergnügung und Wollüſte, deren ſie fähig ſind, ohne durch eine ängſtliche Furcht, oder Sorge, wegen des zukünftigen darbey verunruhiget zu werden. Und vielleicht hat GOtt ſie nicht allein zu dem Ende geſchaffen, daß ſie uns dienen ſollten, ſondern auch darum, daß ſie nach ihrer Art die Glückſeeligkeit ihres Lebens genieſſen ſollten, ſie nun derſelben berauben heiſſet, den Zweck ihrer Schöpfung verhindern, und wenns nicht aus Noth oder dem Menſchen zu Dienſt geſchicht, ſo heiſſt es denſelben verachten und ſchänden. Auch im gemeinen Leben mag man ſich nur nicht viel Billigkeit und Danckbarkeit verſprechen, von einem Menſchen, der ein Vieh ſo ihm etwa viel gute Dienſte gethan, grauſam tractirt. Obs beſſer und billiger ſey ein alt abgetrieben Vieh, daß man nicht mehr durch den Winter füttern will, im Herbſte hinaus jagen und ſelbſt crepiren, oder gleich tödten und das Fell abziehen laſſen, mögen andere beurtheilen. Von Hetzen, Stier- und Thier-Gefechten, Kampf- und Parforce-Jagten wollen wir gar ſchweigen: Aber was mag das wol für ein Chriſt ſeyn? der armen Creaturen einen langſamen und peinlichen Todt anthut, nur darum, daß ihr Fleiſch beſſer ausſehen und ſchmecken möge?

Digitized by Google

Aber wieder zu unsern mitleidigen Banianen zu kehren: die haben nicht allein eine über alle massen zärtliche Liebe gegen die Thiere, sondern sie erstrecken auch ihre Sorgfalt biß auf die Bäume und Gewächse, als welche sie mit allerley Farben bemahlen. Insonderheit wird von ihnen der Banian-Baum, unter welchen sie zum öfftern ihre Götzen-Bilder setzen, mit Flaggen und Fähnlein, u. s. f. gezieret.

Es ist auch ein **Münchs-Orden** unter denen **Heyden**, (Faquirs genannt) dergleichen auch unter denen Mahometanern sich findet, welche ein Gelübde thun von Armuth und Ehlosem Leben. Einige werden Büssende genannt, und diese thun sich unerhörte Martern an, um die Gunst des Himmels damit zu verdienen. Das Volck hält sie in grossen Ehren, und siehet, wenn man ihnen Wohlthaten erweiset, es als ein sehr verdienstliches Werck, an. Diese Faquirs oder Büssende bestreuen ihr Haar mit Asche, und lassen es so lang wachsen und hängen als es will. Sie legen sich nacket auf die Erde, unter gewisse Bäume, ohne Bette, Decke oder Pfühl. Sie thun Gelübde beständig nackt zu gehen, sich mit Koth zu beschmieren, grosse schwere Mützen auf ihren Köpfen oder Ketten an ihrem Leibe zu tragen, allzeit in einer gewissen Positur zu stehen, zu liegen oder zu hängen, entweder mit dem gantzen Leibe oder mit einigen Gliedern. Einige halten ihren Kopf rückwerts, daß sie nichts ansehen können als den Himmel, einige halten beyde Arme, andere nur einen beständig rückwärts, oder in die Höhe, so viel, offt und lange, daß die Glieder oder Gelencke ihnen gleichsam mit einem Knorpel verwachsen, daß sie solche hernach ihr Lebtage nicht, oder doch sehr schwer wieder in die vorige Beugung bringen würden, wenn sie es gleich thun wolten. Die Nägel an Händen und Füssen wachsen ihnen so lang als Adlers Klauen. Ehe sie nun solche wunderliche Stellungen gewohnen, kan man dencken, was es ihnen für Ungemach, Mühe und Pein, kosten müsse. Sie haben jedoch einen oder wol zwey Gehülffen, die ihnen aufwarten, wenn sie sich des Gebrauchs ihrer eigenen Glieder berauben. Diese sind entweder auch Büssende, die es aber nicht zu solchen Ernst und Hoheit bringen können, oder es sind Diener, die sie leiten, pflegen und warten. Andere Faquirs thun ein Gelübde sich niemals niederzulegen. Zu dem Ende wird ein Seil mit beyden Enden in dem Baume oder Hause, wo sie ihre Buß-Ubung thun wollen, fest gemacht, in die herunter hangende Schleiffe oder doppelte Ende wird ein Küssen geleget, darein sie sich lehnen oder hängen, wenn sie schlaffen wollen. Andere hangen sich bey den Füssen auf, daß der Kopf niederwärts hänget, solches thun sie etwa so lange, als sie ihr Gebet thun, oder so lange sie es aushalten können.

Von den Gebethen und Verdiensten dieser büssenden Faquirs wird grosser Seegen übers gantze Land, und einen jeden, der auf gewisse Art

Theil

Digitized by Google

Theil daran nimmt, erwartet, und die Abwendung alles Unheils davon verhoffet. Das Volck läufft Hauffen-weise an solche Buß-Oerter, und verrichtet seine Andacht, bringt seine Gaben, Opfer, und zahlt seine Gelübde. Wobey die Büssenden einen grossen Ruhm der Heiligkeit erlangen, daß sie schier angebetet werden. Und gewißlich, wenn die Gunst des Himmels durch Leibes-Marterungen erhalten werden kan, haben diese Leute einen viel bessern Anspruch darzu, als die meisten Heiligen in unserm Welt-Theile. Von diesen harten Buß-Ubungen beliebe der Leser das voranstehende Kupfer, nebst der Beschreibung, nachzusehen.

Wir müssen aber nicht dencken, daß alle Faquirs, die eine sehr grosse Anzahl ausmachen, ein so strenges Leben führen; Sie ziehen vielmehr mit gantzen Rotten im Lande herum, und das Volck theilet ihnen sehr reichlich mit. Gleichwie auch das Reisen in diesem Lande, einen grossen Theil des Jahres hindurch, eine sehr angenehme Sache, und ihr Ruhe-Platz, da sie eine Weile stille liegen, niemahls weiter entfernet ist, als ein mittelmäßiger Spatzier-Gang erfordert, so kan keine gemächlichere Lebens-Art seyn, als die ihrige. Man versiehet sie in allen Dörffern, wo sie hinkommen, mit Lebens-Mitteln, und begegnet ihnen mit viel Ehrerbietung, die sie hingegen ihren Wolthätern gar nicht erzeigen, sondern plump und tumm-dreist mit ihnen umgehen, sie für unheilig, ja wol für unrein achten, und sich wol nicht von ihnen anrühren lassen.

Herr Ovington berichtet, daß er mehr als hundert von diesen Faquirs in einem mit schattigten Bäumen angefüllten Busche bey einander gesehen, wie sie sich bey einem von einem gewissen grossen Manne ihnen zubereiteten Gastmahle lustig gemacht, und viel etwas gewässerten Bang, welches ein sehr starckes und truncken machendes Getränke ist, getruncken. Als er sie nun gefraget, ob nicht auch bisweilen bey diesen Zusammenkünfften Excesse und böse Dinge vorgiengen, so wurde ihm darauf geantwortet, sie trügen allezeit Sorge, daß Friede und Ordnung unter ihnen gehalten würde, zu welchen Ende sie einige aus ihnen erwehleten, die gar nichts trüncken, um bey allen etwa vorfallenden Uneinigkeiten und Zäncketeyen, als Mittler und Schieds-Richter, bey der Hand zu seyn, womit dann allen übermäßigen Lustbarkeiten und Ausschweiffungen Gräntzen gesetzt würden.

Ein strenger Gottesdienst wird auch von andern geübet die nur Layen sind, und weder unter die Bramanen, Faquirs, noch Münche gerechnet werden können. Herr Hamilton erzehlt es also: Zu Ende des May, oder im Anfange

ge des Junii-Monaths, kamen in einem Walde eine groſſe Anzahl Menſchen zuſammen, dahin wurde ein ſchwartzer ungeſtalter Stein gebracht, der etwa 3. biß 4. Centner wiegen mochte, es wurde weiter auch nichts daran gethan, als daß man mit einer rothen Maſſa einen Strich in die Länge, einen die Quäre, und zu beyden Seiten einige Punckte darauf mahlte, welches ein Geſicht bedeuten ſolte. Man hatte ein Mägdlein von etwa 10. Jahren darfür hingeſtellet, nebſt einen irrdenen Topfe mit Feuer.

Einige Prieſter tantzten, und lieſſen, wie Narren, wohl eine halbe Stunde lang um den Stein und das Feuer herum, machten wunderbarliche Bewegungen, und blöckten, wie die Kälber. Die Prieſter hatten vorhero ſchon ein Gerüſte, ſo 15. Schuh viereckt, aufgerichtet auf 2. Axen, woran vier Rollen feſt gemacht waren. In der Mitten ſtund ein Stück Holtz, 15. Schuh hoch, mit einem Schnell-Galgen an dem oberſten Ende, wodurch eine Keule gieng, welche auch mitten durch ein ander Stück Holtz, ſo 15. Schuh lang, durchgeſteckt war, und zu einer Wippe diente. An der einen Helfte, etwa 4. Schuh weit vom Ende, waren zwey Stücke, etwa 4. Schuh lang, Creutzweis feſt gemacht, am andern Ende der Wippe aber hieng ein Seil. Als es Zeit war kamen einige junge Purſche, eben wie die Prieſter gekleidet, und mit Zucker-Laub gekrönet, zu der Machine. Die Prieſter brachten zwey ſtarcke eiſerne Hacken vor jede Perſon, ein Paar von dieſen Perſonen ſchlugen ſie die Hacken durch das Fell hinten auf m Rücken, ein wenig über den Nieren, auf jeder Seite einen.

Nachdem ſie nun hiermit ein oder zweymal rund um den Stein herum getantzt hatten, kamen ſie zu dem Holtze, und als von denen Prieſtern die Seile an daſſelbige feſt gemacht waren, ſo wurde alſofort das andere Ende des Holtzes von dem Volcke herniedergezogen, und an dem Ende des Gerüſtes feſt angemacht. Alsdann blieben die arme Gecken, die ſich zu ſo falſchen und grauſamen Gelübde oder Gottesdienſt gewidmet hatten, ohngefehr 30. Schuh hoch, hängen.

Das gemeine Volck warff inzwiſchen einige hundert reiffe Cocos-Nüſſe auf das Gerüſte, und einige hundert Menſchen zogen es an einem Seile über ein gepflügtes Feld, eine viertel Meile weit nach einem andern Buſche fort, vor welchen das Mägdlein mit dem Feuer-Topff auf ihrem Haupte vorher ſpatzierte. Als ſie nun ihre Reiſe vollbracht hatten, wurden die in die Höhe gezogene niedergelaſſen, und nach-

Digitized by Google

nachdem das Mägdlein ihr Feuer vor einen andern Stein niedergesetzt hatte, lief sie, als toll und rasend, eine oder zwey Minuten lang rund umher, da inzwischen das Volck sich niederlegte, biß daß sie in eine Ohnmacht fiel, sich übergab, und schwitzte. Nachdem sie nun ohngefehr eine viertel Stunde lang ohne Verstand gelegen hatte, wachte sie wieder auf, antwortete denen Priestern auf ihre Fragen, und zeigte dasjenige an, was sie von denen Erden-Göttern gehöret, worauf sich ein jeglicher vor dem Götzen-Bilde beugete und seine Hand auf die Kuh schlug, welche diesem Bilde geweyhet war. Womit sich das Fest endigte.

In den Malabarischen Missions-Berichten ist ein dergleichen Fest anders und ausführlicher beschrieben, allwo man die Wippe auch abgebildet siehet; daselbst wirds ein Fest der Fischer genennet. Wenn es nun den Wasser-Göttern gefeyret würde, so könte es seyn, daß das Fest, so wir aus Hamilton beschrieben, zugleich den Wasser- und Erd-Göttern gefeyret würde, weil sie bey diesen, nach Hamiltons Bericht, zugleich mit der Gauckeley und Beschwerung des Mägdleins die Beschaffenheit der nächsten Erndte erkundigen wolten.

Sie haben aber auch im Monath Augusto noch ein ander Fest, welches sie auch der See zu Ehren feyern, um eine glückliche Schiffarth zu erlangen. Hierbey tragen sie das Bild des Abgotts Gunnies herum, welches auf einem menschlichen Leibe einen Elephanten-Kopff hat, und werffen es in den Fluß, von dessen Wellen es denn, ihrer Meynung nach, zum Dienste der Schiffarth weg in die See gespühlet werde.

Wir könten von denen Klöstern in Indien, deren wol Zehn Tausend seyn sollen, aus dem Thevenot eins beschreiben, wie Herr Salmon in einem Anhange gethan: Aber wir haben bey Siam diese Münchs-Clöster ausführlich beschrieben, denen diese so ähnlich sind, daß sie hier zu wiederholen unnöthig ist. Dieses kan man davon mercken: man nennet die Münche hier Vartias; wenn aber Thevenot saget, daß der General, Provincial, und alle Bediente, ihr Closter alle 4. Wochen veränderten, so weiß man nicht was er damit sagen will, es wäre denn, daß dadurch eine solche Veränderung verstanden würde, als wie die Talapoins in Siam zu gewissen Zeiten fürnehmen, da sie sich Hütten im Felde bauen, und 3. biß 4. Wochen darin wohnen. Ob sie es zum gemeinen Besten thun, daß sie gleichsam, als Feld-Hüter, das Getrayde für dem Wilde eine Zeitlang bewachen, oder obs ihrer Gesundheit wegen geschicht, haben die Reisenden nicht untersucht. Eben so wenig als Thevenot sagt, wie oder zu was Ende die Veränderung der Clöster in Indien geschehe. Eben so wenig ist auch die

Erzehlung zulänglich, wenn von einigen dieser Münche gesagt wird, daß sie keine Götzen-Bilder hätten, vielweniger anbeteten, sondern GOtt nur im Geiste dieneten.

Die Berichte von der Dänischen Mission sagen zwar auch von einer Art Religiösen, die sie Pandharans nennen, welche von allen Götzendienst und Ceremonien nicht viel Werck machen, aber doch deswegen von der Erkänntnis und Dienst des wahren GOttes, und der Anbetung im Geist, noch eben so ferne sind, als die Bramanen, die in denen Pagoden die Opfer und Dienste für den Götzen-Bildern verrichten.

Von denen Nonnen, deren es in Indien auch viele geben soll, finden wir eben so wenig zulängliches aufgezeichnet: Die Weibs-Bilder, so ihren Götzen in und bey den Pagoden mit Täntzen verehren, und flugs von Jugend an dem Götzendienste gewiedmet und darzu erzogen werden, können für die gedachten Nonnen nicht angesehen werden, weil diese ein sehr exemplarisch Leben führen sollen, dahingegen jene zu lauter Uppigkeit erzogen werden, und, allem Ansehen nach, mit denen Bramanen in schändlicher Unzucht leben, nebst dem aber auch bey allen Frölichkeiten, Festen und Gastmahlen, wo sie hin verlangt werden, mit ihren Täntzen aufwarten, und sich ungescheut zu allen Wollüsten brauchen lassen; womit sie nur etwas zum Dienst der Pagode, wie es heist, verdienen können. Denn wenn sie mit ihren üppigen Täntzen, oder geilen Posituren, die Gäste gereitzet haben, gehen sie mit einem jeden, der ihrer begehret, für allem Volck auf die Seite, und die sich am meisten angenehm zu machen weiß, und viel gebraucht wird, erlangt den besten Ruhm dazu. Derhalben diese Teufels-Verlobte, oder Geweyhete, in denen Berichten von der Dänischen Mission auch insgemein Tenz-Huren heissen, wie sie auch in der That solche sind.

Die zweyte Art der Götzen-Diener in Indien, sind die Parsen oder Gauren, und beten das Feuer an. Diese sollen aus Persien dahin gezogen seyn, als die Mahometaner selbiges Land eingenommen, wie einige Scribenten dafür halten: Aber sie sind allem Ansehen nach viel ältere Einwohner von Indien, und vermuthlich lange vor Christi Geburt; geschweige vor Mahometh Zeit, bey etwa einer Verfolgung oder andern Gelegenheit mit ihren heiligen Feuer aus Persien ausgegangen. Welches ihr grosser Gesetz-Geber Zerdust oder Zoroaster soll aus dem Himmel zu ihnen gebracht, und seinen Schülern zu verehren überliefert haben, von dessen Zeiten her, sie auch glauben, daß sie es beständig unterhalten

ten haben. Und das ist auch ihr vornehmster Gottesdienst, daß ihre Priester in ihren Eggaries oder Tempeln das heilige Feuer in ewigen Lampen erhalten: Und nebst ihrem Volcke bedienen und Göttlich verehren. Denn ob sie wohl auch einen Schöpfer aller Dinge gläuben und ihn für den höchsten GOtt halten, so halten sie doch nicht darfür, daß man denselben mit Gottesdienst verehren müsse oder könne. Das Feuer aber, als eine Unter-Gottheit verehren sie so eifrig, daß auch die Reisenden, man weiß nicht aus Spott oder mit Wahrheit ihnen nachsagen: daß wenn auch ihre Häuser brennten, so würden sie die Flamme eher unterhalten, als zu löschen suchen. Und sie wissen von keiner grössern Gottlosigkeit, als ein Feuer, was es auch für eines seyn möge, anders mit etwas auszulöschen, als es mit Erde bedecken. Denn vergraben mögen sie es wol, weil es in der Erde nicht ausgelöscht, sondern nur unsichtbar werde, wie sie glauben. Der erste Tag jedes Monats ist ihnen ein Festtag, und ohnedem sind noch einige Tage in jedem Monat Bethstunden.

Sie haben auch einige hohe Feste, an welchen sie Liebes-Mahle halten, und die werden eben so beschrieben wie die ἀγαπαι der ersten Christen, sonderlich vergessen sie der Armen zu der Zeit nicht, wiewol sie sich zu aller Zeit sehr liebthätig finden lassen. Und versorgen sie wenigst alle Arme, so daß man keinen Bettler unter ihnen findet.

Unter den Thieren haben sie vor einem Hahn eben so viel Hochachtung als die Banianen vor ihre Kuh, jedoch essen sie ohne Unterscheid fast von allen andern Thieren, ohne nur kein Rind- und Schweine-Fleisch, welches sie, wie man sagt, denen Mohren und Banianen zu Gefallen thun, indem sie keinem von ihnen Aergerniß geben wollen. Mit einem Frembden trincken sie nicht aus einem Becher, und essen auch nicht mit ihnen aus einer Schüssel. Sie heyrathen in keine frembde Geschlechter, weswegen sie dann ihre alte weisse Farbe behalten, die nicht viel von der Europäer ihre unterschieden ist, nur daß sie etwas blasser sind, weil sie sich wegen ihres Gottesdienstes sehr offt waschen und salben. Ihre Verehligungen und Trauungen sind beschaffen, wie der andern Heyden ihre; Ihre Begräbniß-Plätze sind von der andern ihren gar sehr unterschieden. Sie sind es nemlich, welche ihre Leichen an ihren Begräbniß-Oertern in die offene Lufft hinstellen, und denen Vögeln zum Raube geben, da sie denn fleißig acht geben, ob die Raub-Vögel mit Aushackung des rechten Auges den Anfang gemacht, denn da freuen sie sich, weils einen glückseeligen, gleichwie das linke Auge einen betrübten, Zustand des Verstorbenen, andeuten soll.

Was die Religion der Mohren betrifft, so ist sie einerley mit der Türckischen, indem sowohl die Mohren als Türcken, die Persianer vor Ketzer halten. Ich will hier nur die Haupt-Puncte ihrer Religion vorstellen, und einen fernerweitigen Bericht bis dahin verspahren, da wir Persien und die Türckey beschreiben werden, allwo der Mahometanische Glaube noch weiter ausgebreitet ist, als hier.

Sie lehren 1) daß alle Menschen glauben müssen, es sey nur ein grosser GOtt, und daß Mahomet sein Prophet sey. Nicht weniger glauben sie auch, daß Abraham GOttes Freund, Moses ein Gesandter GOttes, und Christus GOttes Odem sey. 2) Daß jeglicher Mensch zu heyrathen schuldig sey, um die Zahl derer Gläubigen zu vermehren. 3) Daß alle Menschen liebthätig gegen die Armen seyn sollen. 4) Daß man fünffmahl des Tages beten müsse. 5) Daß man jährlich den Ramezan oder Fasten-Monath halten müsse, in welchem sie alle Tage fasten, des Nachts aber sich was zu gute thun. 6) Daß man seinen Eltern gehorchen solle. 7) Keine Mordthat begehen. 8) Andern thun, was man sich selbst gethan haben wolle. Und letztlich vom Wein und Schweine-Fleisch sich enthalten. Den Freytag feyren sie als ihren Sabbath. Sie zwingen keinen in Indien seine Religion zu verändern, und scheinen auch keine grosse Gedancken von denenselbigen zu haben, die zu ihrer Religion übergehen. Gleichwie die Indianischen Götzendiener ihre Faquirs oder Münche haben: also haben auch die Mohren dergleichen in grosser Anzahl, die bisweilen gleichfalls Faquirs, sonst aber Dervises genennet werden.

Von diesen Faquirs sowol, als von den andern, widmen sich einige zu sehr strengen Buß-Ubungen, und thun Gelübde der Armuth, wie sie aber solche halten, und was sie für Schätze in ihren alten Lumpen verborgen haben, davon kan man im ersten Capitel ein artige Betrügerey des Aurengzebs finden. Einige erzehlen, daß diese Faquirs offt bewaffnet ausgehen, unter dem Vorwand, sich wider die wilden Thiere zu beschirmen, aber in der That nur darum, damit sie die Dörffer, wo sie hinkommen, plündern können. Wenn ihnen die Einwohner nicht gnug geben.

Einige dieser Münche gehen, wie uns Herr Ovington versichert, bisweilen in der volckreichen Stadt Surate gantz nacket, und erscheinen ohne die geringste Schaam an allen öffentlichen Plätzen bey hellem Mittage so unbekümmert, als ob sie alle ihre Kleider anhätten, und weil dieses so gemein ist, so gehet jederman von beyderley Geschlechte gantz frey mit ihnen um, ohne im geringsten sich dessen

dessen zu schämen. Es hat auch eine Secte, deren Jünger oder Anhänger Muzay genennet werden, die da vorgeben, daß sie Mosis und Mahomets Gesetz beydes halten.

Ob dieses eine Volck-Pflantzung sey von denen gefangenen Israeliten, deren einige hieher auf die äusersten Gräntzen des Babylonischen Reichs sollten seyn geführet worden, oder obs eine Secte von Mahumedismo sey, haben uns die Reisenden nicht gesagt, oder zu sagen vermocht. Noch eine Art Sectirer findet man allda, die man Molacks nennet, welche noch einige alte heydnische Gewohnheiten und Feste unterhalten und feyren, und zwar unter andern eines, welches denen Bacchanalien nicht sehr ungleich ist, welche gottlose Gewohnheit wohl ehe selbst zu Rom ausgebannet worden, wie Livius lib. 39. davon Meldung thut. Sie hatten nemlich jährlich ein besonders Fest, dessen Zeit aber, wenn es gefeyret wird, diejenigen allein wissen, welche dieser Ketzerey zugethan sind. An diesem Feste begeben sich beydes Männer und Frauen, nachdem sie sich sehr lustig gemacht im finstern unter einander, und lassen der Person mit der sie sich gemein gemacht ihr Zeichen. Aurengzeb soll dies Fest aber bey Straffe des Todes verboten haben. Es ist aber in der Christenheit dergleichen eingefleischte Teufeley so vielen Secten und fast allen, auch den Gottseeligsten Gesellschafften, biß auf den heutigen Tag so unverschämt und wieder alle Wahrscheinlichkeit angedichtet und nachgesaget worden, daß man es nun fast durchgehends als ein Mährgen ansiehet, obs schon von Heyden und Leuten gesagt wird, denen es gar nicht unähnlich ist.

Von der Christlichen Religion in Ost-Indien behauptet man, daß sie schon seid der Apostel Zeiten her, allhier gepflantzet worden sey. Denn die Portugiesen als sie zuerst ins Land kamen, funden diese Christen, und die Tradition bey ihnen: daß der Apostel St. Thomas, der sie bekehrt, nahe bey Maliapur den Martyrer Todt erlitten hätte; daher diese Stadt von den Portugiesen St. Thomas genennet wird. Und biß auf den heutigen Tag heissen diese Leute Thomas Christen. Sie haben sich nimmer recht dem Pabst unterwerffen wollen: Sondern immer ihre eigene Patriarchen aus Syrien kommen lassen. Und wenn auch die Portugiesen alle Künste angewendet, und sie die eigenen Patriarchen beraubet, deren sie etliche sollen weggefangen und getödtet haben, so hats doch alles nicht helffen wollen.

Sie

Digitized by Google

Sie kommen wol meistens mit der Griechischen Kirche in der Lehre und Kirchen-Ceremonie überein, und mögen der Meynung des Nestorii zugethan seyn. Die Punckte, worinnen diese Indianische Christen von der Römischen Kirche abgiengen, waren diese: 1) Das heilige Abendmahl hielten sie unter beyderley Gestalten, an statt des Weins aber machten sie einen Tranck aus Rosinen, weil kein Wein im Lande ist. 2) Ihre Kinder tauften sie nicht eher, als biß sie 40. Tage alt waren, ohne wenn sie in Todes Gefahr waren. 3) In ihren Kirchen hatten sie keine andere Bilder, als nur das Creutz. 4) Ihren Priestern erlaubten sie einmahl zu heyrathen; wiewol andere sagen, so offt, als es ihnen beliebet, wie man hievon Nachricht in der Historie von der Malabarischen Kirchen finden kan. 5) Die letzte Oelung hatten sie nicht im Gebrauch, und 6) sie erkannten auch nicht die Autorität des Pabstes, 7) von der Ohren-Beichte halten sie gleichfalls nichts, und kommen in vielen Stücken mit denen Protestanten überein. Endlich haben dennoch die Römischen Missionarii einige davon an sich gezogen, und gegenwärtig sollen sie zwey Bischöffe haben, davon der eine dem Papste unterworffen, deswegen auch so viel Uneinigkeit unter ihnen seyn soll, daß die Holländer, unter deren Botmäßigkeit sie itzo meistentheils stehen, haben zutreten, und den äusserlichen Ruhestand unter ihnen erhalten müssen. Ob diese Trennung ein Jesuitisch Künstgen sey, solte einem nicht unglaublich fürkommen: In Betrachtung sie nun bey Mangel des weltlichen Arms nichts, das sie sonst wol lieber wolten, mehr thun können; Warum solten sie ihnen sonst nun selbst einen eigenen Patriarchen gegeben haben.

Herr Salmon wundert sich sehr, daß da diese Thomas-Christen nach Madras zur Kirchen kommen, und mit uns in so vielen wichtigen Glaubens-Punckten überein stimmen, dennoch unsere Protestantischen Theologi, welche daselbst Prediger bey denen Engelländern sind, sich keine Mühe geben, sie mit der Englischen Kirchen zu vereinigen, noch sonst andere Menschen daselbst zum Christenthum zu bringen. Und wirfft ihnen nicht ohne Bitterkeit für, daß sie die Arbeit und Mühe dabey scheueten. Was gegenwärtig desfalls noch zu Madras geschicht, davon hat er noch nichts gewust. Wiewol er auch gesteht, daß die Römischen Missionarii, die solche Mühe und Arbeit nicht gespahret, dennoch niemand als etliche Bareyer; so von denen Indianern ohndem schon gleichsam verbannet und ausgestossen, hätten bekehren können.

Sonst

Sonst ist doch aber nicht zu läugnen, daß es Christen gebe, die nach der Römischen Missionarien Principien bekehret sind, und zwar in solcher Anzahl, daß sie in dem Fürstenthum Madura, auf der äussersten Spitze der Halb Insul derselben, auf 20. biß 30000. zehlen. Aber von den Ruhme dieser neuen Christen, den die Missionarien von ihnen in Europa ausbreiten, daß sie wie Engel lebten, haben die Europäer in Indien selbst nichts wahrnehmen können.

Auf der Malabarischen Küste sind der Neubekehrten noch mehr, und das platte Land ist von Cap. Comorin an ziemlich weit hinauf mit kleinen Kirchen bebauet, und zwar von Xaverii Zeiten her, auf Coromandel aber von neuern: Und oben um Delly und Agra herum von der ersten Missionarien Zeiten an, welche bey denen Kayserm wegen ihrer Wissenschafften Gehör und Freyheit funden das Christenthum fortzupflantzen. Nur muß man mercken, daß alle diese Christen von Christo nichts wissen oder haben als den Nahmen, sondern sie werden nur auf die Maria, Xaverium, und etliche andere Römische Heiligen, auf allerley Bilder, Feste und Ceremonien, die der Heyden ihrem so ähnlich sind als ein Ey dem andern, und sonderlich auf die Hoheit und Gehorsam gegen den Pabst geführet. Und wenn ein oder der andere Malabare sich in einen starcken, obgleich noch so blinden Eifer für den Papst und die Bilder setzen lässet, so wird er für den besten Christen, und würdig gehalten ein Catechet, Fürsteher und Lehrer der andern zu seyn.

Die übrigen und gemeinen Christen wissen öft nicht ein Wort von denen Christlichen Glaubens-Artickeln, geschweige denn sonst von Christo, was er den Christen sey, geben könne, oder zu gut gethan habe. Und es wird ihnen mit Recht der Vorwürf gemacht, den ehmals die Chinesischen Missionarien, selbst in einem Processe vor dem Pabste nicht haben ablehnen können, daß sie nehmlich das Christenthum allzu breit lehrten, so daß es vom Heidenthum fast gar nicht unterschieden würde. Wie man denn die Christen in Indien von ihren Lands-Leuten den Heiden gar nicht unterscheiden kan. Sie tragen das abgöttische Zeichen der Asche an ihren Stirnen, wie vorher und wie andere, sie verehren Bilder wie jene, tragen solche in Processionen um, und feyren ihre Feste fast mit eben den Ceremonien als die Heyden.

Das Christenthum geniesset, wie alle andere Gottesdienste, sonst in Indien einer guten Toleranz: Und selbst von Aurengzeb, der doch der strengeste Muselmann seyn wolte, weiß man keine enorme Reformations-Acten, vielweniger strenge Verfolgungen. Wer aber einen Mohren bekehrte, der würde gewiß, mit samt demselben des Todes seyn, wo es bekandt würde, zumal in Bengalen, und um die Gegend der Kayserlichen Residenz herum. Denn unter den

Digitized by Google

heydnischen Rajas und Rashboots würde es schon nicht so gefährlich seyn. Es hat aber damit auch nicht leicht Gefahr, und es wird wol wenig geschehen, daß ein Mahometaner ein Christ wird. Der Indifferentismus Religionum ist sehr gemein. Die Mohren selbst haben eben keine besondere Neigung für diejenigen, so zu ihrer Religion übertreten. Die Heyden lassen vollends allenthalben alles gut seyn. Aber sich auch zu einer andern Religion wenden zu lassen, haben sie eben so viel Abkehr, und zwar zum Christenthum den meisten. Denn 1) die Christen sind in ihren Augen so sehr unrein, essen alles, reinigen sich so wenig, und mit so wenig Ceremonien. 2) Sie hingegen haben einen so ansehnlichen pompeusen Gottesdienst, so viel Wallfahrten, prächtige Feste, schwülstige Gewohnheiten, bey allen und jeden Lebens-Umständen und Gottesdiensten, daß sie davon ganz truncken und eingenommen sind. 3) So sind auch die vielen und verschiedenen Casten unter ihnen eine starcke Hindernis am Christenthum, da eine Brüderliche Gemeinschafft eben die Verbindung macht, wodurch viele müssen gewonnen und herzu gezogen werden. 4) Der starcke Haß, welchen diejenigen, so Christen werden, von ihren Freunden müssen erdulden, da sie angesehen werden als gantz Verunreinigte, und aus ihrer Caste Ausgeschlossene, ist auch eine der grösten Hindernisse am Christenthum. Wie die Evangelischen Missionarien sonderlich erfahren, mehr als die Römischen, die an Pomp und Ceremonien den Heyden so gleich sind, und den Unterscheid so wenig mercklich machen, als nur möglich ist.

Das ist nun von der Beschaffenheit des Christenthums der Indianer, und von aller Art ihres Gottesdienstes, gnug gesagt. Von der Europäer ihrem in Indien ist wol gar nicht nöthig etwas zu gedencken. Die meisten, so dahin gehen, suchen Reichthum, oder doch ein besser Auskommen für den Leib, als sie in Europa zu finden gewußt. Da kan man leicht gedencken, daß ihnen Gottesdienst und Christenthum nur sehr mäßig angelegen seyn werde, denn das ist ihnen in Europa, wie in Indien, allzeit nur ein Nebenwerck, biß etwa nach vielen Jahren bey manchen ein Gedancke davon sich reget, der denn doch selten, so wol aus Mangel der Erkänntnis, als Aufmunterung, durch Exempel sehr wachsen, geschweige zu einer Flamme werden kan, die die Heiden mit entzünden könte.

(o)

Das

Das zehende Capitel.

Von der Indianer Heurathen, Kinder-Zucht, Begräbnüssen, und Art zu trauren.

Die Heurathen der Indianer verdienen den Nahmen nicht, weil die Einwilligung der beyden Haupt-Personen, die doch die Heurath ausmacht, nicht verlangt wird: Sondern die Väter schliessen den Contract, und die Verlobten, wenn sie ihn vollziehen sollen, wenden nimmer was dagegen ein. Die Männer können damit endlich zufrieden seyn, weil sie ein Weib darzu nehmen, und auch Kebsweiber halten dürffen: Die Weiber aber sind übler dran, denn die können um keiner Ursach willen einen Scheide-Brief erhalten; Ja die Männer können sie gar, wenn sie Ursach darzu haben, unter ihre Sclaven stecken, doch verkauffen oder gar tödten, wie einige wollen, können sie solche nicht. Ja aus denen Berichten der Evangelischen Missionarien zu Tranckebar kan man auch nicht sehen, daß sie wegen der Scheidung, oder des Sclaven-Standes, so viel Gefahr hätten. Und die Weiber der Bramanen haben, nach dem Bericht der meisten Schreiber, keine Gefahr, als daß sie leyden müssen, daß ihr Mann neben ihr eine Pagoden-Täntzerin küßt. Ja die gutherzigsten Banianen gehen auch selbst solche Abwege nicht gern.

Herr Ovington erzehlet, daß ein lustiger Baniane zum öfftern die Thorheit, daß er zwey Weiber genommen, beklaget habe, weil sie ihn mit ihrer stetigen Eifersucht, verunruhigten. Er könte nie mit der einen freundlich thun, daß nicht gleich die andere dadurch in Flammen gesetzt würde. Ja, wenn nur der geringste Argwohn da wäre, daß er der einen eine besondere Gunst erweisen wolte, so würde die andere gleich dadurch entrüstet, und bräche in die hitzigsten Klagen aus. Sie fragte, ob er sie denn verlassen wolte, ja, sie faßte ihn wohl bey seinen Kleidern an, und suchte ihn, theils durch Gewalt, und theils durch die zärtlichsten Ausdrücke, die sie nur machen könte, von seinem Vorhaben abzuziehen. Die eine sagte, sie wäre ja das Weib seiner Jugend, mit welcher er nun schon so lange Zeit her die vertraulichste Gemeinschafft gepflogen hätte, und wolte sich also seiner durch ein vorgewandtes Verjährungs-Recht bemächtigen; die andere gäbe vor, daß er um des willen schuldig wäre, ihr mehr Liebe zu erweisen, weil sie noch so wenig von ihm genossen hätte, dahingegen ihre Cameradin ihn schon viel Jahr lang gehabt. Solcher gestalt nun würde der Mann durch diese ihre Ungestümigkeit fast kranckſinnig und unräumisch, daß er nicht wüste, wo er sich

Digitized by Google

hinwenden solte, und zu seiner Beruhigung sich nur mit einer verbunden zu haben wünschte.

Was aber an der Erzehlung des Hamiltons sey, daß im Lande des Samorins auf der Malabarischen Küste ein Weib von den niedrigen Casten wol bis 12 Männer von ihrer Caste haben dürffe, können wir nicht versichern. Massen kein Scribent es mit einigen Umständen erzehlt, wie Hamilton, der da sagt, daß ein jeder Mann nach seiner Reyhe dem Weibe beywohnete, und daß er die Versorgung der Kinder die das Weib für die Seinige erklären könne, willig auf sich nehme. Noch mehr scheinets ein Europäisch Gedicht zu seyn, aus dem was von den Kriegs-Leuten, die allda vor den kleinen Adel passiren, erzehlt wird, daß wenn sie ein Weib besuchten, sie ihr Gewehr vor der Hauß-Thür setzten, und daß andere Männer, wenn sie kämen und es sähen, vorbey giengen. Auch die Erzehlung kan ein jeder gelten lassen, wie viel er will, daß die Weiber der Fürsten und Edelen ihre Jungferschafft verschencken könten an wen sie wolten, und daß ihre Bräutigams ihnen nicht ehe beywohnen könten, als biß die Namborin oder Ober-Priester denen Fürsten, und einer der gemeinen Priester denen Edlen, den Dienst des ersten Beyschlaffs gethan, und sie der meisten Mühe überhoben hätte. Das ist aber gewiß, daß sie niemals aus ihrer Caste heurathen, und weil eine jede Profession eine besondere Caste ausmacht, so heurathet auch kein Handwercks-Mann aus seinem Handwerck, e. g. kein Schmid eines Töpfers, und kein Zimmermann eines fremden Meisters Tochter. Die Berichte der Dänischen Missionarien geben davon diese Raisons: Daß weil die Leute dort zeitig heuratheten, sey ein Mensch der kaum oder knap seine Profeßion erlernet, schon verdorben, wenn er bey so baldigen Anfange nicht noch fleißig Hülffe und Unterricht von seinen Lehr- oder Mit-Meistern habe, ja weil auch die besten Meister doch zu thun genug hätten, sich und die ihrigen von so geringen Arbeits-Lohn, als dort gebräuchlich sey, zu ernehren: so sey ein Anfänger, der kaum halb vollkommen sey, und nicht von seinem Weibe, so die Profeßion von Jugend auf, wol manchmal so gut oder besser, als er gewohnt, Beystand habe, nicht vermögend sich fortzubringen. Aus welchem Grunde in Europa vielleicht manche geschlossene Handwercke im Brauche haben, keinen, der nicht eines Meisters Sohn sey, oder eines Meisters Tochter heurathet, in ihre Zunft aufzunehmen; oder ihm doch das Meister-Recht schwer zu machen. Nur daß bey den Indianern dieser sonst nicht irresonable Gebrauch, so sehr zur Gewohnheit worden, daß er auch in ihre Natur würcken, und einen Abscheu gegen Personen anderer Profeßionen zu wege bringen können. Jedoch scheinen ihre Fürsten von diesen Regeln ausgenommen zu seyn, indem zum wenigsten vom Mogul Exempel da sind, daß er Heidnische Weiber geheurathet, und doch weder er noch diese geglaubt haben, daß sie sich dadurch verunreiniget hätten, wie die geringern

Digitized by Google

gern Casten dafür halten. Auch die Bramanen scheinen solche Meynung nicht zu haben, die doch sonst ihre Reinigkeit so genau in acht nehmen: Denn sie machen nichts draus, daß ihre Pagoden-Sängerinnen, die sie doch für besonders reine und geweyhte Personen halten, sich von allerley Nationen oder Religions- und Profeßions-Verwandten beschlaffen und brauchen lassen. Und sie selbst sich derselben nach wie vor ebenwol bedienen, ohn dafür zu halten, daß sie oder diese dadurch verunreiniget wären. Salmon vergleichet unsere Comödianten mit diesem Pfaffen-Gesindel, welches er mit ihnen ausmachen mag.

Die Hochzeiten werden so prächtig gefeyert als eines jeden Geschlechts Stand oder Vermögen es nur zuläßt. Das kleine 10 biß 14 Jährige Braut-Paar wird etliche Nächte mit allem Staat an Kleidern, Music, Gefolge und Herrlichkeit, die sie nur zusammen bringen können, in den Strassen umher getragen, Flaggen, Fahnen, Wimpels, und sonderlich eine Menge Fackeln, als wenns Tag wäre, begleiten das Braut-Paar, die Musicanten und das Gefolge. Und dieser gantze mitfolgende Schwarm von Freunden, Bekannten, oder nur darzu kommenden, bezeuget seine Freude, so gut und wunderlich als er nur kan. Doch man vergesse ja nicht, daß vor Unternehmung, Beschliessung und Vollziehung, aller solcher und noch weniger importirenden Handlungen man die Wahrsager vorher müsse befragt, und die glückliche Stunde, die sie auch bald finden, von ihnen erforschet haben, sonst würde sich das Braut-Volck übel zu rechte finden. Nach Endigung des prächtigen Aufzugs zieht die Cavalcade zu Fuß beym Braut-Vater ein, welches denn mehr als bald voll, doch forn nach der Strasse zu auch prächtig aufgeschicket ist, damit die elende Hütte gegen einen solchen Staat nicht zu sehr wegfalle. Wiewol wir auch gestehen müssen, daß wir hier keines lumpen Volcks Hochzeit beschrieben, sondern der ansehnlichen und vermögenden Leute Staat bringt solches wol so mit; Arme Leute tragen arme Creutzen, wie bey uns: Wenn die ein 15 biß 20 Fano, oder wol gar 1 Pagode, zwey Rthlr. zusammen bringen können, so schaffen sie davon die Feyer- und Hochzeit-Kleider, richten die Hochzeit aus, und ihre Haußhaltung damit ein. Auf daß aber auch ein armer Kerl nicht um ein Weib dürfe verlegen seyn, so hat er den nächsten und ersten Anspruch an seine Nichten, Muhmen und Verwandtinnen. Will der Vater sie ihm nicht geben, so siehet er zu, daß er die Braut beschleichen, und ihr einen Faden, Schnur oder dergleichen Zeichen um den Hals binden kan, da sie ihm denn niemand mehr nehmen oder wegern darff. Und das mißlingt ihm nicht leicht, es wäre denn, daß die Braut seiner keine Gnade haben wolte.

Die Copulations-Ceremonien sind eben nicht weitläufftig oder pompös. Das Braut-Paar setzt sich an einem Tisch, einander gegen über, reichen sich die Hände, und der Priester verdeckt jeden das Haupt mit einer Decke von Seide,

Digitized by Google

Cattun oder einem Palm-Zweige, läſſet ſie ein Weilgen alſo ſitzen, biß er inzwiſchen ſeine Gebethe über ſie und umb ihren glücklichen Eheſtand gethan; Alsdenn deckt er ihnen die Geſichter wieder ab, und giebt ihnen den Ehe-Seegen. Die Hochzeit-Mahle gehen alsdenn an, die ſind eben auch prächtig, doch nicht ſehr koſtbar, manchmahl kurtz und gut, bißweilen währen ſie auch etliche Tage lang. Die Hochzeit-Gäſte werden gleich nach der Copulation mit wolriechenden Waſſern, mit Saffran gefärbet, beſprenget, wodurch auch ihre Kleider geſprenckelt werden. Welche gefleckte Kleider ſie denn nicht allein die Hochzeit Tage über, ſondern auch wol etliche Tage darnach zu Ehren und Andencken der frölichen Geſellſchafft, in welcher ſie geweſen, tragen.

Die Weiber ſind wenig beſſer als Sclaven ihrer Männer, und müſſen ihnen mit recht Sclaviſcher Ehrerbietung dienen, ſie müſſen ihre Männer nicht bey Namen nennen, ſondern ſie als ihre Herren anreden, ſich in ihrer Gegenwart nicht ſetzen oder bequehmen. Sie müſſen dem Manne zu eſſen auftragen: aber ſich ſelbſt dem Tiſche nicht anders als zur Aufwartung nahen, und allerdings zu Tiſche dienen, ſo lange der Mann iſſet, hernach mögen ſie mit den Kindern auch ſehen, und eſſen, ob was übrig blieben iſt. Man kan keine Urſache ſolcher Geringachtung der Weiber bey dieſen Heyden finden, es wäre denn dieſe: daß ſie mit ihren Weibern keine Morgen-Gabe oder Mitgifft bekommen, ſondern ſie wol mit einer ziemlichen Summa, nachdem es reiche Leute ſind, von ihrem Vater kauffen müſſen: Allerdings wie ihren andern Haußrath. Wiewol dies eher eine Folge als eine Urſach der Geringachtung, darinnen die Weiber ſtehen, zu ſeyn ſcheinet. Denn die Sache ſelbſt kan man nicht leugnen, ob man wol die Urſach nicht weiß. Alſo mags mit dem ſo gar Sclaviſchen Tractament beſchaffen ſeyn, wie es will, die Reiſe-Beſchreiber müſſen alle geſtehen, daß in ihre geheimen Zimmer, wo ihre Weiber ſind, kein Fremder hinkomme, der als ein Augen-Zeuge, von der Sache ſchreiben könne. Und es iſt ja leicht zu dencken, daß, ob ſchon gewiß iſt, was überhaupt von der Geringachtung der Weiber geſagt iſt, die vorige Erzehlung davon dennoch ihren Abfall haben werde, je nachdem die Frau ihres Mannes Hertz gewinnen und erhalten kan

An ſtatt unſerer Tauffe haben die Banianen, wenn ſie ihren Kindern einen Nahmen geben, dieſe Ceremonie, welche ohngefehr zehen Tage nach der Geburth verrichtet wird. Sie laſſen zehen oder zwölff Kinder zuſammen kommen, welche in einem Creyß ſtehen, und ein Tuch in der Hand halten, worein der Bramane oder Prieſter etwas Reiß ſchüttet, worauf er das Kind, welches einen Nahmen bekommen ſoll, niederleget. Hierauf ſchütteln die Kinder, welche das Tuch feſt halten, das Kind und den Reiß ohngefehr eine viertel Stunde lang mit einander, da denn des Vaters Schweſter hinzukömmt, und dem Kinde einen Nahmen gibt.

Digitized by Google

gibt, welches Recht sie durch die Gewohnheit bekommen hat. Ist aber keine dergleichen Muhme vorhanden oder gegenwärtig, so gibt der Vater oder die Mutter dem Kinde einen Nahmen. Einen Monath oder zwey hernach wird es in die Pagoda oder den Tempel gebracht, und zu dem Banianischen Gottesdienste eingeweyhet. Der Bramane nimmt einiges Abschabsel von Sandel-Holtze, Campfer, Nägelein, und anderen wohl-riechenden Kräutern, menget, und streichet es dem Kinde aufs Haupt, welches denn von dieser Zeit an ein vollkommener Baniane wird. Die Weiber, welche in Wochen liegen, hält man für so unrein, daß sie niemand in denen ersten Tagen anrühren darff, ohne allein ihre Wärterin. Ehe 40. Tage vorbey sind, darff sie kein Essen machen, noch einig anders Haußhaltungs-Geschäffte verrichten. Sie hängen ihre Wiegen an einem Balcken des Hauses, welche viel sanffter gehen, als die unserigen. Wiewol unsern Bauer- und Gärtner-Weibern dies Künstgen auch nicht gantz unbekand ist, wenn sie im Garten oder Felde zu thun haben, und das Kind wegen Mangel der Kinder-Magd bey sich haben müssen. Sie wickeln und binden ihre Kinder nicht ein, wie wir zu thun pflegen, sondern lassen sie, beydes Knäblein und Mägdlein gantz nacket liegen, kriechen und lauffen, bis sie 6 oder 7 Jahr alt seyn, und ist fast nicht zu begreiffen, wie jung sie noch seyn, da sie schon auf der Erden herum kriechen. Die Einwohner des Südlichen Theils von Indien, welche insgemein gantz schwartz sind, haben eine Zeitlang nach ihrer Geburth eine röthliche Farbe, die aber gantz schwartz wird, wenn sie heran wachsen. Wir haben bereits angemercket, daß man keine krumme noch übel gestalte Leute unter ihnen findet, sondern daß sie alle insgemein gerade und wohl proportioniret seyn. Dieses soll, wie einige meynen, daher kommen, daß man ihnen bey dem Aufwachsen ihre natürliche Freyheit lässet, und sie nicht so windelt, bindet oder einzwanget, wie hier zu Lande. Welches gewiß den armen Kindern eine recht entsetzliche Pein seyn müste, wenn das Gefühl bey ihnen schon so starck wäre, als bey erwachsenen Leuten. Doch unsere klugen Puppel-Mütter und Kinder-Münde glaubens oder glaubens nicht: Herr Salmon hält den freyen Wachsthum, und daß sie ihre Kinder so offt in frischen Wasser, denn kalt ists da nicht, baden, für sehr gesund und zuträglich.

Die Mohren oder Mahometanischen Indianer mögen, gleichwie andere Mußulmänner, 4. Weiber haben, und so viele Concubinen, als sie ernehren können; jedoch verpflichtet sie ihr Gesetz, daß sie nicht allzu partheyisch in ihrer Liebes-Gunst gegen selbige seyn, sondern sie wenigst in so viel Tagen, als sie Weiber haben, einmal besuchen müssen. Thun sie das nicht, so kan die Frau, die hierinnen verkürtzet wird, ihren Mann vor den Cadi verklagen, und Satisfaction suchen. Sie müssen so wol, wenn sie heyrathen und Hochzeit machen, als wenn sie einen Scheide-Brief haben wollen, ihre Erlaubniß suchen und haben, als

welcher

welcher die Ursachen, worauf ein Scheide-Brief gegründet werden soll, zu untersuchen hat. Die vornehmen Mohren thun gleichfalls verschiedene prächtige Umgänge der Stadt nach der Braut, oder Schwieger-Vaters Hause, wie von den Banianen gesagt ist. Wenn daselbst die Trauung nach ihren Ceremonien geschehen ist, so nimmt der Bräutigam seine Braut in einer bedeckten Kutsche, oder Palanquin, mit sich nach seinem Hause, und von der Zeit an muß sie ihres Vaters Hauß dermassen verlassen und vergessen, daß sie ihre Freunde männliches Geschlechts sehr schwerlich wieder zu sehen bekommt. Selbst ihren Vater und leibliche Brüder müssen sie von dem Tage an nimmer sprechen, als in wichtigen Geschlechts-Angelegenheiten, und in Gegenwart des Mannes.

Wenn jemand gestorben ist, rufft man die Freunde und nahe Anverwandten zusammen, um die Leiche, wenn man sie erst abgewaschen, und ihr die Kleider, die sie in ihrem Leben getragen, angezogen hat, des folgenden Tages auf einer Bahren, ein wenig aus der Stadt hinweg zu bringen. Stirbt jemand des Morgens, so geschicht es bisweilen noch an demselben Abend, weil eine Leiche in diesem heissen Landen nicht lange dauren kan. Der Leichen-Scheiter-Hauffen wird gemeiniglich nahe bey einem Teiche oder Flusse gemacht. Zu Surate hat man dazu einen Platz an dem Flusse Tapte. Sind es bemittelte Leute, so mengen sie sehr viel wohl-riechendes Holtz darunter, und wenn alles zu Asche verbrannt ist, so werffen sie dieselbige entweder ins Wasser, oder lassen sie daselbst bleiben, wo sie von dem Flusse weggespühlet werden kan. Stirbt jemand an einem solchem Orte, da man kein Holtz, oder Kuh-Mist zum Verbrennen kriegen kan, so versencket man die Leiche mit einem an selbiger angebundenen Gewichte in einen Fluß, als welches nächst dem Verbrennen die genehmeste Leich-Bestattung ist, besonders wenn es in dem Flusse Ganges geschehen kan, dessen Wasser sie heiliger, als alles andere, halten, wiewohl sie auch gegen den Tapte, und einige andere Flüsse eine grosse Hochachtung haben.

Haben sie keine brennende Materie noch Gelegenheit einen todten Cörper ins Wasser zu versencken, so begraben sie ihn; jedoch thun sie dieses nie gerne, weil sie sich einbilden, daß die Seelen ihrer abgestorbenen Freunde noch in einigem Ungemach sich befinden, so lange der Leib noch nicht zu Asche worden, oder auf eine andere Weise verzehret ist. Uber dieses glauben sie auch, daß Feuer und Wasser ihn von der Unsauberkeit, oder bösen Gewohnheiten, reinige. Was junge Kinder betrifft, die sie vor gantz unschuldig halten, so sagt man, daß sie dieselbige allezeit begraben; allein ich muß bekennen, daß ich meines Orts nie eines begraben, wohl aber viele verbrennen gesehen habe.

Die Verbrennung der Weiber mit ihren Männern, meynet Herr Salmon, sey gantz abgekommen, weil er nirgend, so lange er in Indien gewesen, kein

kein Exempel weder gehört noch gesehen. Und es ist nicht zu läugnen, daß weder die Christen, noch Mohren, es in ihrem Gebiet mehr zugeben. Und in heydnischen Ländern kommt es selbst, wie es scheinet, mehr und mehr ab, und geschicht nur in extraordinairen Vorfällen, auf besonderes Ansuchen der Weiber und ihrer Freunde, daß es die Rajas und Fürsten erlauben. Wie vor etlichen Jahren der Fürst von Tanschaur, der doch ein Maradtier vom Geschlechte ist, bey denen das Verbrennen der Weiber sonst nicht mehr im Brauch ist, die Erlaubnis gab, daß als sein Vorfahr gestorben war, zwo Weiber sich mit ihm verbrenneten. Es wird aber darbey gesagt, daß eine Staats-Ursache die Erlaubnis befördert habe. Denn das eine Weib habe man beschuldiget, sie sey von einem Bræman, und nicht vom Könige, schwanger, diese habe ihre Treue zu Tage legen wollen, und habe die Erlaubnis gesucht die der König desto eher ertheilet, damit er nicht befürchten dürfen, daß ihm von ihr ein Prætendent gebohren würde. Das andere Weibgen, so kaum 14. Jahr alt gewesen, habe die Erlaubnis per Compagnie mit erhalten. Herr Ovington hat am ausführlichsten davon geschrieben: In Canara, spricht er, hat man verschiedene Gewohnheiten, welche diesem Reiche ganz eigen sind, deren viele hernach in frembde Länder ausgebreitet worden. Allhier nahm die Gewohnheit, die Weiber auf dem Leichen-Scheiter-Hauffen ihrer verstorbenen Männer mit zu verbrennen, den Anfang. Diese Gewohnheit hat nun dermassen überhand genommen, daß, wenn eine verzagte Frau nicht hertzhafftig gnug ist, ihrem Manne in die andere Welt Gesellschafft zu leisten, sie von Stund an beschoren, erniedriget und verpflichtet wird, ihres Mannes Geschlechte in allerley Sclavischer Arbeit zu dienen. Ich habe deren verschiedene an mehrern Orten verbrennen sehen. Sie graben in diesem Lande eine Grube, die 10. Schuh lang und 6. breit ist, und füllen selbige mit hölzernen Klötzen an. Ein groß Stücke Holz wird an die Seite der Gruben gesetzt, um hinein zu fallen, so bald nur an einem Stücke eines Seiles gezogen wird. Wenn alles fertig ist, so wird ein Hauffen Oel oder Butter auf das Holtz gegossen, und des Verstorbenen Leiche wird mitten auf den Holtz-Hauffen gesetzet, und derselbige hierauf angezündet, welcher dann augenblicklich in einen grossen Brand geräth. Sogleich nimmt die Frau von ihren Freunden und Bekannten Abschied, gehet inzwischen, da sich Trommeln, Trompeten und allerley Instrumenten hören lassen, drey biß viermahl um den Holtz-Hauffen, der sodann in einer grossen Flamme stehet, herum, und springt endlich mit einmahl ganz geschwind auf den todten Leichnam. So bald, als sie drauf gesprun-

gen iſt, ziehet ein Prieſter an dem Seile, und der hölzerne Block, der zum wenigſten 500. Pfund ſchwehr iſt, fällt ihr auf den Leib, und verbrennet alſo alles mit einander.

Es geſchicht aber dieſe Weiber-Verbrennung auf zweyerley Art, die Herr Ovington hier unter einander menget: Die erſte Art iſt, wenn die Frau gleich bey Verbrennung des Mannes ſich in ſeine Arme leget, und ſich auf einem und demſelben Scheiter-Hauffen mit verbrennen läßt. Die andere Art iſt, wenn die Frau einige Zeit nach des Mannes Verbrennung ihn auf eben dieſe Weiſe will ihre Liebe und Treue in die andere Welt nachbringen; So wird eine räumliche und ziemlich tiefe Grube ausgegraben, und halb-voll dürres Reiſigt und Holtz gefüllet. Auf den Rand wird ein ſchwer Stück Holtz oder Klotz, ſo auf die Küppe geſtellet, geleget, ſo daß er durch ein klein Strickgen, das man daran beveſtiget, kan in die Grube gewüppet werden. Das Brandopfer gehet ſelbſt und ſiehet ſich den Platz aus, läßt die Grube machen, trägt ſelbſt mit Holtz zu, biß das alles beſtellet und ſie gantz fertig iſt. Alsdenn gehet der Conduct der lebenden Leiche vor ſich, und ſie folget mit.

Es iſt aber nicht zu läugnen, daß die Weiber ſich nicht eben ſehr gedränget haben dieſe Ehre zu erhalten, und daß man hundert Künſte jederzeit gebraucht zur Ein- und Ausrichtung.

Die erſten Nachrichten von Madras ſagen, daß nicht lange nach Einrichtung der Engelländer allda, ein Bramanen-Weib die Erlaubnüs begehrt habe ſich verbrennen zu laſſen, und da ſie ſich nicht habe wollen abwendig machen laſſen, und der Gouverneur die gantze Freund- ja die Heydenſchafft gleichfalls darum gebethen, ihnen dieſe allgemeine Gewonheit nicht zu nehmen, ſo habe ers erlaubet. Als aber das Weib ſey an die Grube gekommen, habe ſie geſtutzt, und wäre wol gerne wieder mit umgekehrt, aber man habe ſie in die Grube geſtoſſen, ihr einen Treff gegeben, daß ſie ſchreyen und rück-kehren vergeſſen, und ſo verbrandt. Und dergleichen Gewaltthätigkeiten thäten ihre eigene Freunde, wenns die Bramanen nicht thäten, denn ein ſolcher Schimpf wäre wol kaum erhöret, daß eine Frau den Todt und Scheiter-Hauffen geſcheuet und wieder umgekehrt wäre, und ſie ſoltens an ihrer Tochter, Schweſter oder Nichte, erleben, dafür wolten ſie ſelbſt lieber todt ſeyn. Dagegen bildet ſich ein jeder, der ſolch einer Heldin nur etwas angehöret, eine groſſe Ehre ein, eine ſolche heroiſche, tapfere, großmüthige und unerſchrockene Frau in der Freundſchafft gehabt zu haben. Zu dem Ende ſtrecken alle Freunde ihr Vermögen zu Wercke, eine ſolche Frau überreden zu helffen, mahlen ihr alles leicht und glorieus für, und helfens auch in die Wege richten, daß ihnen der Tod ſo wenig bitter werde als möglich iſt. Geben ihnen was unempfind-

lich-

Digitized by Google

lich-truncken oder schlaffend-machendes ein, erwürgen oder tödten sie durch einen andern Handgriff, behende und unvermerckt, oder wenn das Weib Courage genug hat, lebendig und selbst in die Grube zu springen, so ist doch der schwere Block der ihr auf den Hals gewippt wird, und das in einen Augenblick in eine helle Flamme aufschlagende Feuer, so bald sie nur hinein ist, zulänglich, sie augenblicklich des Lebens und der Reue zu benehmen, davon auch niemand kein Zeichen vernehmen könte, wenn sie gleich einige gäbe, denn die Grube und die alsbald auflodernde Flammen, zusamt dem Jubel-Geschrey, daß mit dem Sprunge zugleich angehoben wird, verhindern es gnugsam. Es ist und bleibt also zwar gewiß, daß es noch heutiges Tages geschicht, aber doch wirds als ein tyrannisch Mordstück mehr und mehr verabscheuet. Und man siehet, wie der Ertz-Mörder von Anfang, seine Mord-Lust allenthalben und auf allerley Art kühlet und büsset; und wie er viel mehr Märtyrer habe als GOtt selbst. Es ist auch gewiß ein hartes Looß für die armen Weiber, wenn eine entweder in der Wiege verlobt, oder im zehen oder zwölfften Jahre, da sie mannbar ist, an einen Mann, er sey alt oder jung, schön oder heßlich, welches ihr gleich viel seyn muß, verkaufft wird, und hernach, da sie ihrem Manne wol niemals beygewohnt, wenn sie ihn verliert, sich soll mit ihm verbrennen, oder doch in Schmach und Sclaverey, welche allda mit dem Wittben-Stande verknüpft sind, leben.

Die Hallischen oft belobten Missions-Berichte führen über das erste Exempel noch eines an, so noch gantz neulich passirt, daß sich zwey Frauens, ihrem Mann zu Liebe und Ehre, wie es heißt, verbrennen lassen, davon die eine kaum 14. Jahr alt gewesen. Und bey vornehmen Leuten wird allerdings der vorbesagte elende und stets-währende Wittben-Stand von denen nachbleibenden Weibern, die sich nicht verbrennen lassen, prætendiret, und ihnen auch würcklich zu Theil, wo sie nicht Gelegenheit finden, bey einer niedrigern Caste, oder da sie sich zu einer andern Religion wenden, eine Heyrath zu treffen; oder daß sie sich unter die Pagoden-Täntzerinnen begeben. Da sie denn zwar ihr gantzes Geschlecht, und alle Freunde und Verwandten verliehren, aber zugleich deren Haß und Verfolgung gröstentheils entgehen.

Unter gemeinem Volcke ists gantz anders, da sind die Weiber so eingeschlossen nicht, sondern müssen der Arbeit und Nahrung mit nachgehen, wenigst müssen sie alle Morgen und Abend etliche Krüge mit Wasser nach Hause tragen. Sie können auch, wenn sie Wittben oder geschieden werden, leicht wieder heurathen, wo Alter oder andere Umstände es nicht verhindern. Ans Verbrennen wird da gar nicht gedacht. Denn es muß offt die gantze Freundschafft zusammen treten, wenn sie nur etliche Fano, und so viel Kühmist-Torffoden zusammen bringen sollen, daß die Leiche kan verbrandt werden. Die Wittben mögen

Digitized by Google

gern hinlauffen und leben, so sie können, welches offt knapp genug, und nur etwa so lange geschicht, biß eine Theurung im Lande entstehet, da solche verlassene Wittben die erste Hoffnung des Todes sind, wenn sie keine Kinder haben. Denn diese Ausnahme wäre bald vergessen worden: Hat ein Weib Kinder von dem Manne nach seinem Tode im Leben, so darff sie sich nicht mit ihm verbrennen lassen, sondern die Erziehung der Kinder ist ein angelegner Werck. Und die Kinder versorgen auch hernach die Mütter, so lange sie nur vermögend sind den Bissen Reiß mit ihnen zu theilen.

Was ihre Art zu trauren betrifft, so pflegen die Weiber, die über ihre Männer trauren, ihr Haupt zu beschähren, gehen gantz schlecht in Kleidung, und stellen sich über alle massen betrübt an. Die Männer aber schneiden bey dieser Gelegenheit ihre Haare nicht ab, ohne nur, wenn einer ihrer Raja's oder Fürsten, oder ihr Vater stirbet. Alles Trauern, welches man unter denen Männern über ihre Bluts-Freunde wahrnimmt, bestehet darinne, daß sie ihre Kleider zerrissen, oder lieber ein alt zerrissenes Kleidgen angezogen, und eine Zeitlang einer schlechten Kleidung sich bedienet haben. Sie pflegen auch die Oerter zu besuchen, wo der todte Leichnam verbrandt worden, und bringen zu gewissen Zeiten Cocos-Nüsse, Reiß und andere Eß-Waaren dahin, welches denn, so bald sie nur weggegangen sind, von Thieren oder Vögeln aufgefressen wird, ob sie schon solches vermuthlich denen Verstorbenen zu Dienste gethan haben mögen, vor diesem sollen die Indianer sehr grosse Summen Goldes und Silbers mit denen Leichnamen ihrer Verwandten eingegraben haben, bis endlich die nicht allzu religiösen Europäer ihnen diese kostbare Thorheit dadurch, daß sie solche eingegrabene Schätze wieder aufgegraben, und besser zu brauchen gewust, abgewöhnet haben. Die Heyden haben nur schlechte und nicht so ansehnliche Begräbniß-Plätze als die Mohren. Die Leichen werden in dasigen warmen Ländern nicht auf Parade-Betten gesetzt: sondern innerhalb 24 Stunden, ja wenn der Mensch Morgens oder Vormittags stirbt, wird er noch vor Abends begraben. Also kan ein Mensch allda wenn er eines plötzlichen Todes stirbt binnen 6. oder 8. Stunden gesund, kranck, todt und begraben seyn. O HErr, was ist der Mensch! der doch so sicher lebet. Der deutsche Leser nehme doch immer dieses kurtze memento mori aus Ost-Indien für dasselbige Geld mit hin, und gebrauche es so offt er Ost-Indische Waaren, Thee, Pfeffer, Cattun braucht oder kaufft; für dasselbige Geld sage ich. Die Europäer eylen in Indien eben auch mit ihren Todten. Und selten wird eine Leiche kalt biß sie in die Erde kommt. Und vielleicht werden sie deswegen ohne Sarg begraben, weil nicht ein jeder stets einen Sarg fertig haben, oder mit dem Begräbnüs auf den Schnittger oder Tischler warten kan. Dahero wol geschehen kan, daß sie auch mannigmal noch nicht einmal todt sind, wenn sie begraben werden. Wie uns denn

Digitized by Google

denn Herr Ovington ein Exempel von einem Banianen erzehlet, der ein Mäckler bey denen Engelländern gewesen, welchen sie in einem solchen Zustande fortgeschleppet, an dem aber ein darzu kommender Englischer Chirurgus noch etwas Leben verspühret, und dahero das Volck beredet, ihn wieder nach Hause zu bringen, worauf auch selbiger wieder zu sich selbst gebracht, und gesund worden.

Die Mohren oder Judianischen Mahometaner verbrennen ihre Todten nicht, sondern begraben sie. Wenn die Leiche behörig angekleidet ist, wird sie auf einer Bahre ohne Sarg nach dem Begräbniß-Platze gebracht, von denen Freunden und Bluts-Verwandten befolget, und in einem gewölbten Schwibbogen gesetzt, der so hoch ist, daß jemand aufrechts darinnen sitzen kan. Ihre Gräber liegen nach Norden und Süden zu, gleichwie die unserige nach Osten und Westen. Ihre Bluts-Verwandten und Freunde wenden insgemein viele Unkosten darauf, halten verschiedene Tage lang ein Gast-Mahl, besuchen jährlich hauffenweise die Grab-Stätte, und halten ihren verstorbenen Freunden zu Ehren einen Fest-Tag.

Ob sie sich nun etwa einbilden, daß die abgeschiedene Geister nahe bey denen Leibern bleiben, worinnen sie ehemahlen gewohnet, und an schönen Spatzier-Gängen und prächtigen Gebäuden ihre Lust haben, oder ob sie es bloß denen Verstorbenen zu Ehren thun, ist ungewiß. Jedoch scheinet das gemeine Volck in allen Ländern diese Meynung zu hegen, daß die Seele sich an denen Oertern aufhalte, wo ihre Leiber hingeleget worden, und dencken auch, es liessen sich allerhand Gespenster daselbst sehen, wenn sie etwa des Nachts alleine an solchen Oertern seyn solten; Wovon ein jeder unter uns wohl Mährgen genug wissen wird. Ob alles aber Mährgen seyn? ist eine andere Frage, und zu untersuchen weder unsers Thuns noch auch hier der Ort. Dieses aber ist insonderheit noch anmercklich beydes von denen Heyden und Mahometanern, daß sie niemalen Begräbniß-Oerter aus ihren Tempeln machen. Diese Gewohnheit ist zuerst unter denen Christen eingeführet worden, und zwar, wie die Gelehrten melden, dadurch, als man Kirchen zu bauen angefangen hat über die Gräber der ersten Märtyrer, in deren Gebeinen man eine so grosse Heiligkeit zu liegen geglaubet hat, daß jederman begierig worden, neben ihnen zu liegen, in Hoffnung, wie man davor halten mag, hiedurch an ihren Verdiensten, und folglich auch an ihrer Seeligkeit in der zukünfftigen Welt Theil zu bekommen. Weil die Kirchen-Begräbnisse nun einen so untauglichen Grund oder Ursprung, und eine so unlautere falsche Absicht haben, so ist zu verwundern, daß die Protestanten, als sie das Pabstthum verlassen, eine so eckelhaffte, ja wenns recht angesehen wird, schädliche und scheußliche Gewohnheit mitgenommen, und nicht zurück gelassen haben.

Digitized by Google

Die Heutige Historie und Beschaffenheit der Insul Ceylon.

Das erste Capitel.

Lage, Grösse und Eintheilung, die Landschafften, Städte, See-Häfen, Flüsse, Brunnen, Witterung und Jahrs-Zeiten.

EHe wir Indien verlassen, müssen wir noch die Insul Ceylon besehen, welche der Halb-Insul von Indien auf 8 Meilen nahe liegt, mit welcher sie wahrscheinlich ehemahls Land-fest, und durch die so genannte Adams-Brücke, eine in der Manaarschen Meer-Enge von Indien nach Ceylon quer über liegende Reihe Sand-Bäncke, Klippen und Insuln mit einander vereiniget gewesen. Ob sie den Alten bekandt, und bey ihnen Taprobane geheissen, ist so ausgemacht eben nicht. Doch haben die Mißions-Berichte in der 31 Cont. p. 766. sqq. von ihrer Benennung bey den Alten und Neuen einen wahrscheinlichen Beweiß, in einer zwar weithergeholten aber curiösen Derivation vieler Indianischen Namen beygebracht.

Daß es Salomons Ophir sey, ist vollends zu zweifeln, als welches wol auf der Süd-Seite von Africa muß gesucht werden, wo es nicht vorlängst wieder bekand und befahren worden. Selan, Ceilan oder Ceylon liegt zwischen den 6 und 10ten Grad Norder-Breite, und zwischen den 79 und 82 Grad der Länge, nach der Londenschen Mittags-Linie, ist von Süden nach Norden etwas über 60 Meilen lang, und von Osten nach Westen in die 50 Meilen breit. Sie kommt an Gestalt einen Schwein-Schincken was gleich, daher sie bey den gemeinen Seefahrern, sonderlich den Holländern die Hammen-Insul, und die Halb-Insul Jafna-

Jafnapatnam Hammen-Hiel, das Schincken-Knie heisset. Eintheilen kan man die Insul nicht besser, als daß man sagt, sie werde um die See-Kante herum meist von Europäern oder Holländern bewohnt, binnen Lands aber von den Eingebohrnen.

Der Landstrich, den die Weddas bewohnen, erstrecket sich längst dem hohen Gebürge von Candukarre und Passere Ost- und Nordwerts an den hohen Ländern von Vintana biß Matale und Mangul Corle, ferner Nordwerts biß an das Land der Wannijs; daß sie also das gantze Land, so hinter Panoa, Baticola, Cotjar und Trinkomale liegt, besitzen.

Das Land der Wannijs stehet heutiges Tags unter der Holländer Herrschafft, gleichwie Jafnapatnam und das Land der Halb-Insul selbst. Diese und andere Landschafften auf Ceylon werden bey denen ersten Scribenten alle Königreiche, das Land und Königreich Candy aber gar ein Kayserthum genannt, welches den Europäern vielleicht darum also gefallen, weil dadurch ihren Conqveten ein Ansehen zugewachsen.

Die zu diesem so genandten Kayserthum Conde Uda jetzt aber dem Königreich Candy von der Hauptstadt gleiches Nahmens, gehörigen Länder sind gegen Norden der Insul Nourecalava, Hotcorly und Mataly, gegen Osten Tammaquod, Vintana, Vellas und Panaa, diesen gegen Süden Ouvah, und Westwerts liegen die Landschafften Walla und Godda-ponahoy, Poncipot, Hevoy hottay, Cottemul, Horsepot, Yattanwar und Tun-ponahay; Noch Westlicher Udipollat, Dolushang und Hotteracorly, am aller-Westlichsten aber liegt Tuncorly. Diese Landschafften sind meistentheils wieder in besondere Districte abgetheilet, in allen aber zehlet man 5 Haupt-Städte, nemlich

I. Candy, war vormals die Residentz der Könige, die aber nun anderwerts residiren, seitdem die Portugiesen selbige ruiniret hatten. Sie liegt meist mitten in dem Eylande Ceylon, in der Landschafft Yattanour. II. Nellembyneur, in der Provintz Udipollat. III. Allontneur, an dem Flusse Mavelagongo, der sie in 2. Theile theilet. IV. Badoula, etwa 18. Meilen Ostwerts von Candy, und V. Dygligineur, zwischen beyden in der Landschafft Ouvah gelegen.

Diese See-Küste, welche die Holländer fast rund-um besitzen, ist nicht überall von gleicher Breite, erstreckt sich aber gemeiniglich ein 10. 12. Meilen ins Land hinein.

Columbo ist die Haupt-Stadt, erst der Portugiesen, nunmehro der Holländer, und liegt auf der Westlichen Küste nach dem Osten zu, in einem angeneh-

Digitized by Google

genehmen Gefilde, hat eine schöne See und Fluß, im Westen Klippen und Felsen, woran sich die Meers-Wellen brechen, unterm 7. Grad Norder-Breite. Das See-Ufer macht hier eine Land-einwerts gehende Krümme, und giebt eine Bucht und ziemliche Rheede für nicht allzutief gehende ziemliche Schiffe. Unter den Portugiesen war die Stadt in Wällen und Bollwercken von grossem Begriff, welche aber die Holländer erst kleiner, und endlich gar der Erden gleich gemacht, das Casteel hingegen sehr verstärcket und bevestiget haben, daß sie sich aus demselben mit vielweniger Besatzung weit besser vertheidigen können. Des Gouverneurs Wohnung ist eins der ansehnlichsten Gebäude in gantz Indien, es hat auch ein schönes Zeug-Hauß, grosse Pack-Räume, und einen prächtigen Marstall; ist auch das Haupt Contoir von der gantzen Insul, und regieret die Colonie auf den Fuß der anderen Holländischen Conqueten in Indien.

Negumbo, als die andere zur Beschützung der Zimmet-Felder erbauete Vestung, so vorhin denen Portugiesen gehöret, liegt etwa eine Meile von Columbo Nordlich ab, und ist seit dem Jahre 1644. in der Holländer Gewalt gewesen. Die See-Küste, und der Strand des Flusses, ist wegen der starcken Brandung der See in gnugsamer Sicherheit; auf der mitternächtigen Seite aber liegen 2. gantze, und eben so viele halbe Bollwercke.

Die Stadt *Chilao*, 5. Meilen Nordwerts von Negumbo, wird für den besten Haven auf der gantzen Insul Ceylon gehalten. Sechzehen Meilen Nordlicher liegt das Eiland Calpetyn, so ohngefehr 5. Meilen lang, und kaum eine breit ist. Auf demselben sind 2. Dörffer, und eine ziemlich starcke Fortresse mit zureichlicher Besatzung versehen.

Das Eiland *Manar* liegt auf eben der Küste bey 10. und 12. Meilen gegen Norden von Calpetyn, und gehört mit zu der sogenannten Adams-Brücke. Dieses haben die Holländer denen Portugiesen im Jahr 1658. abgenommen. Es hat eine Stadt gleiches Nahmens, etliche Dörfer, und eine grosse starcke Vestung mit hundert Mann besetzt. An sich ist dieß Eiland reich von Fischen, und ehemal von den Perl-Bäncken berühmt, so aber jetzo wenig Ausbeute geben.

Zwischen dem Eiland Manar und Jafnapatnam liegen die kleinen Eilande Delft, Middelburg, Leyden, Amsterdam, Enkhuysen und Hoorn, nebst dem schönen, obwohl nicht grossen Casteel Cays, oder wie es jetzo heißt, Hammenhiel. Selbiges liegt in der Mitte der Durchfahrt nach der Stadt Jafnapatnam, und weil es mit Geschütz und nöthiger Besatzung versehen, kan es allen Schiffen die Durchfahrt nach selbiger Stadt verwehren. Hier werden die Elephanten, so aus dem Lande gehen sollen, eingeschiffet.

Die

Digitized by Google

Die Halb-Insul, oder das Königreich *Jafnapatnam*, liegt an dem Nordlichen Theil der Insul, ist in 4. Landschafften vertheilt, und hat 159. Dörffer, ohne die Städte. Die Haupt-Stadt, so ziemlich groß und ganz offen, führet eben den Namen Jafnapatnam. In derselben findet man viele hübsche Gassen und lustige Gebäude, eine ziemlich grosse Kirche, schön Hospital und andere Gestiffter, welche dieser Stadt ein sehr gutes Ansehen geben. Sie hat ein grosses Cakeel, nach der Kunst befestiget, und weit stärcker als das zu Batavia besetzt; hierinn haben der Ober- und Unter-Gouverneur, nebst denen andern zu diesem grossen Handels-Comtoir gehörigen Bedienten, ihre Wohnung.

Trincamale, oder *Crankamela*, in Osten der Insul, etwa 20. Meilen Süd-Östlich von der Punta das pedras, wie die Portugiesen das Nordlichste Vor-Gebürge der Insul genennet haben. Dies ist einer der allerbesten Häven auf Ceylon, und eine schöne Vestung, welche Natur sowol als Kunst starck gemacht. Ohne die beede Bayen, so Süd- und Ost-werts der Stadt liegen, hat sie noch eine räumliche Bay einwerts, welche zum Theil durch den krummen Winckel Landes, auf dessen Rücken die Stadt liegt, beschützet wird. Allein es grassiret daselbst eine verdrießliche Seuche, welche von einem im Kopf wachsenden Wurm herrühret, und Wahnwitz, Raserey, ja gar den Tod verursachet, die hat so viel zu wege gebracht, (weil ohne dem wenig Vortheile daselbst zu holen) daß sie mehr als einmal verlassen, aber auch, aus Furcht, daß sich etwa andere Europäer daselbst setzen, und durch eine Allianz mit dem Keyser von Candy sorgliabel machen möchten, wieder besetzt worden ist.

Batticalo, so von einem unweit davon fliessenden Strohm seinen Nahmen hat, und auf einem kleinen Eyland 12. Meilen Süd-Östlicher liegt, gehöret jetzo ebenmäßig denen Holländern. Ist etwa halb so groß als Batavia, und durch die Natur und Befestigungs-Wercke heutiger Kriegs-Bau-Kunst starck. Denn ob sich gleich schon zu der Portugiesen Zeiten Mauren, Wälle, Bollwercke, Thore und Graben daselbst befunden, haben es die Holländer dennoch von neuen fortificiret. Die Portugiesen hatten ehemals ansehnliche und prächtige Gebäude darin aufgeführet, welche aber jetzo nur schlecht aussehen. Die Stadt liegt meistentheils auf einer Höhe, an der See-Küste zwar offen, aber durch steile und scharffe Felsen, welche von denen unruhigen Meeres-Wellen beständig bespühlet werden, genugsam verwahret. Hingegen ist sie auf der Land Seite nach Bogaarts Bericht, mit Wasser-Gräben, Brustwehren und Bollwercken von puren Felsen beschützt. Sie hat eine geraume Bay, worinn eine gute Anzahl Schiffe sicher liegen können, deren Einfahrt aber wegen der blinden Klippen

gefährlich, und woselbst die Schiffe währender, die See hoch aufschwellender, westlichen Winden, nicht wenig schlengern müssen, da sie doch sonsten vor dem Feinde gantz sicher liegen, weil kein Schiff hinein kan, ohne die Wasser-Castelle, welche mit metallenen Stücken reichlich versehen, vorbey zu müssen. Die Holländisch-Ost-Indische Compagnie hält hier auch einen Gouverneur, welcher eine schöne Wohnung hat. Allein ehe Columbo sich unter die Holländische Waffen gedemüthiget, hatte der Portugiesische Ober-Gouverneur über gantz Ceylon, allhier seine Residentz, und wurde aus allen Ceylonschen Ländern alles dahin gebracht.

Von Batticalo herum biß Waluwe haben die Holländer keine Festung, ohngeachtet die Küste um selbige Gegend ein offenes See-Ufer ist, und verschiedene gute Rheden hat.

Von Waluwe vollends biß nach Columbo sind zwar noch verschiedene Schantzen, als: Mature, Gale, Kaliture &c. daß also die gantze Insul rings-um, ausser die itzt-gedachte Küste, mit Festungen umringet ist, doch wollen wir die übrigen nicht besonders beschreiben, weil davon insbesondere nichts zu sagen ist.

Flüsse, so meist von dem mitten in der Insul liegenden Gebürge Condo Uda, sonderlich dem berühmten Hamalell, oder Adams-Spitze, entspringen und herum lauffen, hats genug, sie sind aber durchgehends so schnelle und voller Klippen, daß man keine befahren kan. Der breiteste ist Mavillagonga, der bey den Städten Candy und Allatneur vorbey, zu Trincamale in das Welt-Meer läuft. Die gantze Insul ist sonderlich binnen Landes sehr bergicht und mit Wäldern bedeckt, die kleinen Thäler zwischen den Hügeln aber voll schöner Wasser-Quellen und fruchtbarer Reiß-Felder.

Die gewöhnliche Witterung und Jahres-Zeiten sind hier eben so als auf dem nah-gelegenen festen Lande Indiens, und weil die Insul eben wie jenes durchs Gebirge zertheilet ist, so fällt der Regen auf der westlichen Küste hier eben auch eher als auf der Oestlichen. Die Nordlichste Gegenden des Eilandes sind oft etliche Jahr nach einander grossen Dürren unterworffen, welche Plage um so viel gröser ist, weil sie in selbigem Theil der Insul mit Brunnen oder Flüssen gar sparsam versehen, zumahl sie mit grosser Mühe ihr Wasser sowol als das Futter für das Vieh, und Proviant für die Menschen, aus dem Süden hinauf holen müssen. Derhalben die alten Einwohner da und dort schöne Tancken oder Wasser-Behälter angeleget, die aber unter der Europäer Herrschafft eher verfallen und eingehen, als verbessert und vermehret werden. Dies macht Jafnapatnam und die daherum gelegene Ländereyen ungesund, der übrige Theil der Insul aber wird für sehr gesund gehalten.

Die

Die Winde wehen auf der Insul Ceylon meist wie auf dem nach gelegenen festen Lande Indiens, zu gewissen Zeiten aus gewissen Orten; Sonderlich waren die westlichen Winde so offt und viel, daß die Holländer eben dahin die vorhin gedachte See-Küste für fremden Schiffen gesichert genug, und eben darum so wenig befestiget und besetzt halten.

Das andere Capitel.

Von den Einwohnern, ihrer Gestalt, Natur, Kleidung, Speisen und Getränke, Gebäuden, Hauß-Geräthe, Ceremoniell, und Art zu reisen.

Die Nachkommen der alten Einwohner heissen Cingaleser, zu welchen auch die Weddas, Wanniis und Warriis müssen gerechnet werden. Ausser diesen giebts auf der Insul eine grosse Menge Mohren, Malabaren, Holländer und einige Portugiesen und Sineser.

Die Weddas sind nicht, wie Herr Capitain Knox (der uns sonst Ceylon am besten beschrieben) dafür hält, wilde Leute; die ihn, wenn er auf seiner Flucht aus dem Reiche Candy ihr Land nicht meist bey Nacht und verstohlen durchpassiret, würden getödtet haben: Denn andere Reisende haben sie als ein Volck gutes Naturells und guter Policey befunden, deren Hülffe und Dienste sie auf verschiedene Art genossen, ohngeachtet sie ihre Sprache nicht verstanden. Sie sind insgemein ernsthafft, stillen Wesens und von wenig reden, aber so eifersüchtig, daß ein Fremder ihre Weiber und Töchter kaum ansehen, vielweniger, ohne ein Mann des Todes zu seyn, berühren darf. Ihre Gestalt ist mehr klein als groß, aber gesetzt und förmlich, doch leicht und schnell zu laufen, braun von Farbe, aber nicht heßlich. Die bloße Haut ist ihr bestes Kleid, doch tragen sie, wie andere Indianer, eine Panje um die Lenden, so biß an die Knie reichet, und von Männern zwischen den Beinen durchgezogen und untergesteckt wird. Ihr Essen bestehet meist aus Wildpret, sonderlich Hirschen, Fleisch, Honig, Baum-Früchten und Erd-Gewächsen. Von ihren Seädren und Gebäuden finden wir nichts besonders aufgezeichnet; daß sie aber dergleichen gar nichts haben, sondern sich nur da und dort, lieber an Flüssen und grünen Bäumen lagern, und mit Aesten und Zweigen umstecken solten, können wir den Herrn Knox von ihren Jägern wohl glauben, aber nicht von der Nation überhaupt, die von den angräntzenden

Wannys und Cingalesen in diesem Stücke nicht so gar werden unterschieden seyn, da sie sonst meistentheils einander gleich sind, ob sie wol ihr Land, Herrschafft, Sprache und Freyheit noch für sich haben. Ihr Land hat, wie die gantze Insul, keine fahrbahre Ströme, sondern ausser dem Gebürge, die Münchs-Kappe genandt, zwar meist eben Land, aber doch voller Sümpfe und Wüsteneyen, daher unter ihnen kein Handel und Wandel floriret, und vor Fremde wenig daselbst zu holen und zu verdienen ist. Denn dieses Volck behilfft sich mit wenigen, und gehet unter ihnen nichts ab, als grobe Kleider, kleine kupferne Becken, Ringe und gläserne Arm-Bänder; Saltz und wenig dergleichen mehr: Man muß aber Areck-Nüsse, Wachs, Eisen, Crystall, Leopard- und andere Felle und Sachen aus ihren Wäldern dagegen annehmen. Denn Geld giebts unter ihnen nicht, ja sie wusten vor der Europäer Ankunfft nichts davon, heutiges Tags aber ists sonderlich in der Gegend Baticalo bekandt und angenehm.

Die Wannys und Warris stehen meist unter der Holländer Herrschafft, gleichwie auch die Sineser und zurückgebliebenen Portugiesen, und die hiesigen Malabaren ebenfalls, welche letzten man noch darzu aus der Beschreibung beym festen Lande Indiens kennet, daher von allen diesen Einwohnern hier nichts zu sagen vorfällt.

Die Cingalesen aus welchen also eigendlich der Leib der Nation bestehet, sind behertzte, muntere und höfliche Leute, die sich gut einschmeicheln können, dabey sittsam und sanfftmüthigen Wesens, so nicht leichtlich aufzubringen, und bey denen es bald übergehet, wenn ihnen ja die Galle einmal überlaufft. In ihrer Tracht sind sie reinlich, im Essen etwas eckel, aber mäßig; auch dem Schlaffe nicht zu sehr ergeben: Jedoch dem Müßiggange nicht gantz ungeneigt. Die Spanfamkeit rühmen sie, wie viele andere Einwohner hitziger Länder; doch ist Stehlen ihr Laster eben nicht; Nur lügen und sein Wort nicht halten, ist bey ihnen gemein. Ihren Weibern gönnen sie, mehr als die Weddas, grosse Freyheit, und werden nicht leicht eifersüchtig.

Ihre Gestalt ist nicht heßlich, und die Grösse mittelmäßig. Die Haare sind lang und schwartz, ihr Wesen artig, ihre Farbe duncket, doch nicht so schwartz als die Malabaren, und ihre Augen wie aller andern Indianer, auch schwartz. Die Kleidung der Männer ist ein Camisol von Blau- oder geblühmten Baumwollenen Zeug, um ihre Hüfften geschlagen, mit einen Gürtel, worein sie ihre Messer, so insgemein einen künstlich-gemachten Griff haben, stecken. Ueberdis tragen sie einen kleinen Säbel mit eingelegten Handgriff an der Seite, wovon die Scheide meistens mit Silber beschlagen. Beym Spatzieren haben sie einen Stock in der Hand, worin manchmalen ein kleines Papier steckt, und einen Jungen ne-

den sich, so ihnen ein Säcklein mit Betel-arek, und anderen Kleinigkeiten nachträgt. Der gemeine Mann geht bis auf den Mittel-Leib nackt, um welchen sie ein Stück Cattun, so ihnen bis auf die Knie reicht, wicklen.

Unter angesehenen Leuten tragen die jungen Gesellen das Haar lang, und kämmens nach hinterwerts, ausser, wann sie auf der Reise sind, da sies aufbinden. Die Kappen, so alte Leute aufsetzen, gleichen einer Bischoffs-Mütze, und sie lassen ihre Bärte lang wachsen.

Die Frauens-Personen gehen in ihren Haaren, so gleichfalls nach dem Nacken zugekämmt, und mit Cocus-Oel beschmieret ist. Sie tragen ein Futter-Hembd von bebtümten Baumwollenen Zeug, so ihnen gantz enge um den Leib sitzt, und ihnen alsso ihre Taille oder Gestalt giebt. Uberdiß wicklen sie ein Stück Cattun herum, so, nach ihrem Staude, kürtzer oder länger hinunter hängt. In den Ohren, worein sie grosse Löcher bohren, und die sie gleich ihren Nachbaren auf Coromandel, ausdehnen, tragen sie allerley edle und schlechte Ringe, Perlen und Glaß-Corallen. An den Armen tragen sie feine Ketten und Arm-Bänder, und an den Fingern und Zähen einen Hauffen Ringe, um die Lenden aber einen oder zween Gürtel von Silber-Draht und geschlagenem Silber.

Sie haben eine stoltze Mine, sind aber doch gegen ihre untergebene und geringere Leute eines höflichen und ungezwungenen Wesens. Wenn sie ausgehen, spreiten sie ein Stück gestreifften Seiden-Zeug übern Kopf, wie unsere Frauenzimmer mit ihren Kappen thun.

Der Cingalesen vornehmste Speise ist Reiß, den sie mit kräftigen Fleisch- oder Fisch-Brühen einen guten Schmack geben. Die Vornehmere unter ihnen sollen 6 biß 7 Gerichte auf den Tisch haben, die meisten aber sind blosse Suppen, von allerhand Kräutern und Garten-Früchten biß auf ein paar Schüsseln mit Fleisch oder Fisch, wovon sie doch nur sehr sparsam essen, das Fleisch wird in kleine Stücklein zerschnitten, und um ihren Reiß herum gelegt, alsso daß sie weder Messer noch Gabeln bey der Tafel brauchen, sondern es mit ihren aus Cocus-Nüssen verfertigten Löffeln heraus nehmen. Ihre Schalen woraus sie essen, sind theils von Porcelain, theils Kupfer, arme Leute aber, behelffen sich mit grossen breiten Baum-Blättern. Der gewöhnliche Tranck ist Wasser. Wein und Bier haben sie nicht, und des Aracks, (Indianischen Brandweins) geniessen sie wenig. Sie giessen das Wasser, gleich denen Malabaren, beym Trincken in den Mund, und halten deswegen den Krug oder die Flasche, etwas höher als die Stirne über sich. Wann sie Reiß und Salz im Hause haben, meinen die Armen recht wohl versehen zu seyn, und thun von Salat, mit Citronen-Safft an statt des Eßigs angemacht, eine gute Mahlzeit. So viel man weiß, dürffen sie Rind-

Rind-Fleisch, wenn sie auch Lust dazu hätten, nicht essen, und was Schweinen-Fleisch und Geflügel anbelangt, verkauffen sie solches lieber an Fremde, so unter ihnen wohnen, und hielten es für eine unhöfliche Begegnung, wenn man sie zu diesen zwey Gerichten nöhtigen wolte. Die Weiber machen das Essen zu rechte, und haben bey der Tafel die Aufwartung. Wornächst, wann der Mann satt, sie sich mit den Kindern auch hinsetzen, und das Uberbleibsel verzehren.

Ihre Städte sind sehr unordentlich angelegt, und in kleine Strassen eingetheilet, sondern ein jeglicher umgräbt, oder umzaunet, nach seinem Zustande, ein Stück Landes mit Pfählen, und liegen manchmahl 20 biß 30 dergleichen umschlossene Erben oder Umzäumungen gantz nahe an einander. Die Gebäude sind klein, und des gemeinen Pöbels niedrig, mit Schilff gedeckten Hütten, haben auf ebenem Boden 2 oder 3 Stuben. Die Wänd bestehen nur aus gespaltenen Spanischen Rohr, welche sie dazu nicht allemal mit Leimen bestreichen: und wenn sie es auch thun, dürffen sie dieselbe, wie es scheinet, doch nicht übertünchen, weil der Kayser dieß für sich allein behält. Die vornehmen Leute haben mitten in ihren Häusern einen viereckten Platz, rund herum mit Graß-Bäncken etwa 3 Schuh hoch, auf welchen sie mit übereinander geschlagenen Beinen sitzen, und speisen, oder Besuch von ihren Bekannten annehmen, da dann auf der Seiten dieses Vierecks, so viele kleine Cammern, als sie für das Haußgesind bedürffen befindlich. Camine sind bey ihnen nicht, sondern ihr Essen wird auf ihrem Hofe, oder in der Ecke eines ihrer Wohn-Zimmern gekocht. Der Haußrath besteht bloß aus einer Schilff-Matte, ein paar Stühle zum Sitzen, wenigen Porcellainen Schüsseln, und etlichen irdenen und kupfernen Gefässen, Wasser darin zu holen, und die Speisen zu rechte zu machen. Imgleichen aus einer Bettstelle, so dem Haus-Wirth, entweder darauf zu sitzen oder zu schlaffen, zukömmt. Selbige ist von Spanischen Rohr oder andern dünnen Schilff geflochten, inwendig liegt eine oder zwo Matten, und obenher ein Pfül mit Stroh ausgestopfft; Vom Himmel oder Bett-Umhängen aber wissen sie nichts. Weib und Kinder liegen beym Feuer auf Matten, und decken sich bloß mit der Leinwand, so sie bey Tage um den Leib tragen, wollen aber die gantze Nacht Feuer zu ihren Füssen haben. Auch den ärmsten Leuten entbrichts an nöthiger Feurung nicht, weil das Holtz daselbst überflüßig, daß niemand es der Mühe wehrt achtet, sich davon einen gewissen Strich allein zuzueignen.

Unerachtet sie sowohl beym Essen, als zu anderer Zeit gewöhnlicher massen auf dem platten Boden sitzen, haben sie doch ein paar Stühle in ihren Häusern, fremde Personen, für die sie grosse Achtung hegen, darauf zu setzen. Allein Lehn-Stühle oder Seffel dürffen sie nicht haben, weil von ihren Obern es für den gemeinen Mann eine allzugrosse Vergünstigung heissen muß.

Wann

Wann sie einen Bekannten grüssen, geschieht solches durch Ausreckung ihrer Hände mit dem Ballen aufwerts, und Beugung ihrer Leiber. Was aber höhern Standes ist, reckt nur eine Hand aus, und winckt mit dem Kopf. Die Weibs-Personen schlagen bey solcher Gelegenheit ihre Hände zusammen, und halten sie an ihre Stirnen, welches der Salam oder Gruß der Braminen ist. Die allererste Frage ist eben wie bey uns um die Gesundheit. Besuchen die Verwandte einander, sitzen sie da ohne viele Worte, wiewol sie ohne dem gar nicht plauderhafft. Es ist eine Gewohnheit, Essen und Confect mit sich in ihres Freundes Haus zu nehmen, sonsten tractirt sie der Hauß-Wirth den ersten Tag; bleibt der Gast länger als eine Nacht, so macht er sich auf keine weitere Bewirtung Rechnung, sondern geht dem Hauß-Herrn in seinen Geschäfften an die Hand: Dann die Cingalesen halten für unbillig, daß Leute, die nichts zu thun haben, einem andern, eignes Beliebens beschwerlich fallen. Wiewol es, die Wahrheit zu sagen, durchgehends arme Leute sind, die niemand tractiren können; so gar, daß ein gut Theil der Kleider und Aufputzes bey ihrem Ausgehen, entlehnet wird. Dieses ist so gemein, daß man davon gantz nicht übel spricht, und sie es auch nicht einmahl zu verhelen begehren.

Man hat unter denen Cingalesern allerhand Geschlechter oder Casten zu besondern Bedienungen, Aemtern, Handwerckern oder Arbeitern, so wol zu des Königs als dem gemeinen Besten. Die Kinder treten, vermöge eines unwiederruflichen Gesetzes, in den Zustand des Ansehens, der Dienstbarkeit, der Profeßion oder der Arbeit ihrer Eltern. Diese haben alle ihren Rang: Und mit so viel Achtung und Ehrfurcht sie ihren Obern begegnen, so sehr werden sie von ihren Untergebenen wieder geehret. Die von einer höhern Caste sehen eine niedrigere nur schnöde an, und wenn man einen von einer geringern über Leute von einer höhern setzete, würde man sie zu unsinnigen Thaten verleiten.

Alle diese Geschlechter herzurechnen, würde verdrießlich fallen. Genug, daß deren so mancherley Arten, als Stuffen der Regierung, Krieges-Dienste, Handwercker und Arbeiten sind, und diejenige für die Geringste gelten, welche etwas tragen, schieben oder schleppen müssen. Man kan sie auch füglich in Beamte, Soldaten, Geistliche, Handwercks-Leute, Tag-Löhner und Bauren eintheilen. Diese müssen sich allesamt, entweder beständig, oder auf gewisse Zeiten, und zu ein oder anderer bestimmten Arbeit, je nachdem der Ober-Herr, oder dessen Unter-Befehlhaber ihres Dienstes oder Hand-Arbeit verlangen, fertig halten. Zum Exempel: Diejenige, so zur Elephanten-Jagd verpflichtet, wissen, wie viel Elephanten mit- und ohne Zähne sie liefern müssen. Eben so weiß ein jeder Zimmet-Rinde-Scheeler schon im Voraus, wie viel Zimmet er, seinen Jahren nach, um die Scheelungs-Zeit, und zwar sonder Entgeld, zu liefern hat:

Wobey

Wobey derjenige, so eines andern Mithelfers bedarf, jenem zu nahe zu thun nicht befugt ist. Derohalben damit weder der Regierung, noch dem gemeinen Wesen überhaupt, es an Leuten von allerhand Bedienungen nicht gebreche, Sorge getragen werden muß.

Für dasjenige, was ein jeder zu thun pflichtig, bebauet er sein Stück Landes, so ihm von dem Ober-Herrn zum Lehen angewiesen ist, und nimmt, was es trägt, zu seinem Unterhalt, zu sich. Ein jeglicher Cast oder Stamm hat seine Ober-Häupter, unter deren unmittelbarer Regierung er steht, und welche Vidanas heissen, die dann hinwiederum Bellales, Dissavas und Rajas, über sich haben.

Fuhrwerck und Last-Wagen sind in diesem Lande, wenigstens unter den Cingalesern, nicht. Gesetzt, es gäbe auch deren, so wären sie doch in den dicken Wäldern und Gebüschen nicht brauchbar, absonderlich weil ihre Wege so enge, daß kaum zwey Menschen neben einander gehen können. Vornehmer Leute Geräthschafft wird von ihren Sclaven, und andern auf dem Rücken getragen. Von Pferden wuste man vor Ankunfft der Portugiesen, die solche einbrachten, nicht, und der Käyser hälts, dem Vermuhten nach, für eine allzugrosse Ehre, daß seine Unterthanen, ja die Fremden selbst, in seinem Lande solten reiten dürffen. Hingegen haben sie pucklichte Ochsen, eben so wie auf dem festen Lande, welche ihre Sachen tragen, und wann der Käyser und seine Hofstaat ausreiset, müssen die Elephanten, samt dem Ochsen, das Zeug nachbringen.

Das dritte Capitel.

Ceylons Handelschafft, Manufacturen, Haußhaltung, Ackerbau, Pflantzen, Thiere und Gewächse.

KEine Nation auf der Welt hat vor Alters bessern auswärtigen Handel getrieben, als eben Ceylon. Sein Zimmet brachte die Egypter, Araber, Perser, und alle Morgenländische Völcker, in 2. oder 3. Jahren einmal dahin. Die Portugiesen fanden bey ihrer Hineinkunfft die Araber und andere Mohren für sich, welche sich freylich sperreten ihnen zu weichen, und die Handlung zu überlassen, welche sie so viele Jahre mit guten Gewinn getrieben

trieben, da sie den Zimmet übers rothe Meer und Alexandria denen Venetianern, und durch diese an gantz Europa verhandelt.

Die Portugiesen bemüheten sich hingegen aufs äusserste, den gantzen Handel an sich zu ziehen, damit sie einen ihnen selbst-beliebigen Preiß auf diese Specerey setzen könten; derhalben sie auch in allen ihren, mit dem Landes-Herrn auf Ceylon geschlossenen Tractaten, allemal darauf bestanden, daß der Zimmet an niemand als an sie verkaufft werden solte. Wie sie denn auch, wenn sie sich nicht so unerträglich stoltz und grausam aufgeführet, vielleicht noch biß diese Stunde Meister von diesem Handel und der Insul seyn möchten. Weil aber der Kayserlichen Eingriff und die Einwohner ihre Tyranney nicht länger erdulden mögen, wurden die Holländer zu Hülffe geruffen, welche dann die Portugiesen ausgetrieben, und von der Zeit an im Besitz dieses Gewerbes geblieben, und es ist auch eins der besten und nützlichsten unter allen, so die Europäer in gantz Indien treiben. Neben dem haben die Holländer auch die Herrschafft des Perlen-Fangs, in der Meer-Enge zwischen der Insul und dem festen Lande, wiewol man eine geraume Zeit solche der Mühe nicht werth geachtet.

Das Volck treibt eine Art einländischen Handels unter sich mit Gewächsen und Waaren, wo eines Orts was übrig ist, so anderwärts fehlet. Jahr-Märckte giebts auf der Insul keine, aber wol einige Kram-Laden in grossen Städten, da dasjenige, so sie zur höchsten Nothdurfft brauchen, als Reiß, Baumwollen Zeug, irden und kupfern Gefässe, eisern und stählern Werckzeug zu Kauf gefunden wird. Alles dergleichen wird im Lande selbst gemacht, wie sie denn für Zimmer-Leute, Schmiede und Ackers-Leute, allerhand Geräthe gut und auch wol sauber verfertigen. Ihre Goldschmidts-Arbeit, Mahlerey, Schnitzwerck und Schieß-Gewehr, läßt sich auch wol sehen und brauchen. Ihr Cattun ist eine gute starcke Waare. Dieß sind aber auch ihre Manufacturen alle, und noch darzu nur zu eigner Nothdurfft. Denn sie machen ihre Waaren weder in solcher Quantität noch Qualität, daß sie als Kauffmanns-Gut könten ausgeführet werden. Wie denn ihr Cattun-Gewebe nur für sie selbst gut, und lange nicht so fein ist als auf der nahen Küste Coromandel.

Sie halten sparsam Hauß, und sind mit wenigen zufrieden, derhalben beschaffen sie auch mit ihren Händen nicht gerne mehr, als sie tag-täglich nöthig haben, und man kan sie von der, denen Orientalischen Völckern, einem mehr dem andern weniger, fast angebohrnen Faulheit, auch nicht gantz frey sprechen: Denn sie kämen nicht so leicht in Hunger und Noth, wenn sie ihre Häuser gebührend versorgten. Doch leget sich nun auch der gröste Hauffe mehr und mehr auf den Acker-Bau; dieser besteht vornehmlich in Reiß-Saat, davon sie verschiedene

Digitized by Google

Sorten haben, davon eine 7, die andere 6, die dritte 5 Monath zur völligen Reiffe erfordern, ja wol nur 3 bis 4 Monat. Der so die kürtzeste Zeit zur Reiffe braucht, schmeckt am besten, schüttet aber am wenigsten. Weil aber alle Gattungen Reiß im Wasser wachsen, so thun sie grossen Fleiß, das Reiß-Feld eben, und das Wasser aus den am höchsten liegenden Brunnen und Tancken auf die Aecker, von den höchsten ab- bis zu den niedrigsten zu leiten.

Sie hauen die Wände der Berge aus, zu kleinen Ebnen von 6. bis 7. Fuß weit, und solche kleine Flächen sehen hernach als Staffeln aus, um den Berg herum hinauf zu steigen. Mehr Feld bauen sie nicht, als sie vermeinen Wasser gnug vom Gipfel des Berges zu bekommen, und darnach richten sie auch die Saat. Fehlts ihrem Urtheil nach nicht am Wasser, so erwehlen sie die Saat so am meisten einbringt, fürchten sie Mangel, so säen sie den Samen, so nach Proportion ihres Wasser-Vorraths reiff werden kan. Und so thun sie auch, wenn sich einer verspätiget hat, denn seine Saat muß mit der andern ihrer zugleich reif werden, sonst würde er vom Vieh, so nach der Erndte auf die Aecker getrieben wird, Schaden leyden.

Im Norden des Eylandes, wo wenig Brunnen, und keine so hohe Quellen sind, sammlen sie das Wasser zur Regen-Zeit in grosse Wasser-Tancken, so an den höchsten Orten zu halben und gantzen Meilen lang und breit ausgegraben werden, aus welchem es hernach den niedrigen Böncken durch Schleusen nach und nach zur höchsten Nothdurfft zugeleitet wird. Ein jeder aber muß seinen Acker ebnen und mit einem Dämmchen einfassen, beydes das Wasser in proportionirter Höhe drauf zu halten, als auch darauf zwischen den Reiß-Feldern hin und drum herum zu gehen, wenn das Land zubereitet, besäet und gepflantzet und gejätet wird.

Ihre Säe-Zeit ist insgemein der Julius oder Auguſtus, gleich nach der Regen-Zeit, oder Veränderung des Manſoons. Hingegen, wo man das Wasser allezeit in seiner Gewalt hat, kehrt man sich nicht so genau an die Jahrs-Zeit. In niedrigen Ländern wird den Leuten eben so schwer das überflüßige Wasser von ihren Ackern ab- als in hohen Ländern drauf zu halten: Denn der Reiß muß biß zu seiner Reiffe allezeit in Wasser stehen, und wo man solches dermassen geben und nehmen kan, daß der Reiß nur allezeit über das Wasser hervor raget, da ists am besten. Nur von der Saat-Zeit biß der Reiß gejätet und verpflantzet ist, stehen die Aecker bloß, sind aber so feuchte und weich, sonderlich beym Säen, daß sie Knies tief wie ein Schlamm, Modder oder Brey, sind.

Das

Digitized by Google

Das Instrument, womit sie pflügen, ist aus einem Stücke, einem Hacken-Pfluge bey uns nicht ungleich, aber viel kürtzer, weil sie damit an den Bergen hin schürffen und offt wenden müssen, hat eine Pflug-Stertze und Schaar von Eisen mit einer Deichsel, woran das Geschirr der Büffel-Ochsen befestiget ist. Der Acker wird von diesem Hacken nicht umgekehret, wie bey uns vom Pflügen, aber der Rasen, Graß und Stoppeln, verfaulen bey der ersten Uberschwemmung dennoch gar leicht. Wenn der Acker das andere mal, oder zur Saat gepflüget werden soll, ist der Acker sehr tief, weich und mit Dämmen eingefasset, da weder Pflug noch Büffel drauf kommen kan. Sondern es wird ein schweres Bret, mit dem scharffen Ende durch die Erde hingeschleppt, hernach mit 4. eckigten Brettergen, worinn ein Stiel befestiget, alles gleich und eben gemacht; und dann die vorher eingequelleten und ausgekeimeten Reiß-Körner hinein gesäet; und wenn er eine Spanne hoch aufgeschossen, kommen die Weiber die ihn jäten, und wo er zu dick stehet, ausziehen und verpflantzen. Etwas anders als auf dem festen Lande Indiens, da man den Reiß erst in Beete säet, und wenn er hoch genung aufgelaussen, erst in das rechte Land in gehöriger Weite verpflantzet:

Zur Zeit der Erndte werden die Aehren abgeschnitten, und gemeiniglich auf dem Felde, da er gewachsen, ausgedroschen. Es wird ein runder Platz, etwa 25 Schuh im Durchschnitt, 1 Schuh tieff ausgegraben, da der unten befindliche Grund ein wenig geschlagen und bald so hart wird, daß das Getrayde kan aufgetragen und von dem Horn-Vieh ausgetreten werden. Und kan ein halb Dutzt Büffel des Tages 40 bis 50 Scheffel austreschen oder treten.

Sie haben noch mancherley Gattungen von Korn, welches sie gegen das Ende des Jahrs, wenn der Reiß alle wird, essen. Eine Art heisst Coracan, ist so klein als Senf körner. Es wächst in trockenem Erdreiche, und wird binnen 3 Monaten ausgesäet und eingeerndtet. Ein anderes heisst Tanna, ist eben so klein, und trägt wol tausendfältige Frucht. Die Weibs-Personen, so mit der Erndte am meisten zu thun haben, schneiden bloß die Aehren, wenn sie zeitig, ab, und tragen sie in Körben heim. Es ist an sich ein sehr trocknes Essen, so man auch nur geneusst, wann der Reiß aufgezehret ist. Sie haben noch einen Saamen, so Tolla heisst, woraus sie ein Oel pressen, und sich damit schmieren.

Es giebt hier eine Menge allerhand Früchte und Obst, aber die Einwohner essen sie selten reiff, oder pflantzen einige andere, als diejenige, so da, wenn sie noch nicht zeitig, von ihnen in Saltz-Wasser eingelegt, und hernach statt der Suppen oder Brühen zu ihrem Reiß genossen werden können. Die Betel- oder Arek-Nuß ist bey ihnen häuffig anzutreffen, die sie dann auch, ehe die Holländer sie von allem Handel mit Frembden ausgeschlossen, mit grossem Vortheil nach der

Digitized by Google

Küste von Coromandel hinüber zu führen gepflogen. Übrigens ist das eben diejenige Frucht, so die Malabaren *Caungi*, und die Bramanen *Madi* nennen. So wächst daselbst auch das Betel-Laub, dem die Malabaren den Namen *Beatla Codi* beylegen, und wovon der bekannte Hortus Malabaricus versichert, daß es zusammenziehenden Geschmacks sey, und nur eine Gattung dieses Gewächses etwas gewürtzhafftiges an sich habe.

Die Frucht Jack dient ihnen auch zur Speise. Sie wächst auf grossen Bäumen, ist rund von Gestalt, und so groß als ein Laib Brod von 1 Spint, und überall mit einer grünen stachlichten Rinde überzogen. Inwendig ist der Samen oder die Kernen, so groß als eine Castanie, und derselben an Farbe und Geschmack gleich. Diese Jacks brechen sie ab, ehe sie noch zeitig, kochen sie auf, und essen sie wie Weiß-Kraut. Wann sie dieselbe so lange sitzen lassen, biß sie reiff, sind sie sehr gut roh zu essen. Die Kernen braten sie in heisser Asche, und nehmen sie statt andern Proviants mit sich auf die Reise.

Man hat noch eine Frucht, Jambo genannt, welche sehr safftig, und wie ein Apfel schmäckt, ist weiß mit roth gestreifft, und sieht recht schön aus. So trifft man auch ein Obst an, so unsern Pflaumen und Kirschen ähnlich. Imgleichen mangelts ihnen nicht an den gemeinen Indianischen Früchten, als Mangos, Cocos, Ananas, Melonen, Granaten, allerhand Pomerantzen, sauren und süssen Citronen, u. dgl.

Ihre Küchen-Gärten sind auch mit mancherley Wurtzeln und Kräutern sehr wol versehen, und die geben ihnen eine höchst angenehme Mahlzeit. Sie haben allerhand Küchen-Kräuter, so sie mit Butter essen, und worunter manche unsern Spargeln gleichen. Man hat sie seit etlichen Jahren in Engelland, da man sie Brocoly nennet, gepflantzet und Saamen davon gezogen, ob sie in Deutschland auch gut thun werden, wird man bald sehen. Etliche Gattungen unreiffen Obstes richten sie auch mit gewissen Kräutern so zu, daß sie gantz sauer schmäcken. Die Portugiesen und Holländer haben fast alle Arten von unsern Europäischen Garten-Gewächsen, als Kohl, Lattich, Roßmarien, Salat, Salbey, grüne Erbsen, gelb- und rothe Rüben, Kertiche u. s. w. und in ihren Wäldern wächst eine Menge Medicinischer Kräuter, welche die Einwohner gar gut zu gebrauchen, und grosse Dinge damit auszurichten wissen.

An Blumen haben sie gleichfalls, sowohl was den Geruch als schöne Farbe betrifft, keinen Mangel, machen aber nicht sonderlich Werck davon, ausser daß das junge Volck, so Männ- als Weiblichen Geschlechts, ihre Haare damit aufzieren. Daher sie auch nach schönen Gärten nichts fragen. Unter andern

sind

sind sie mit rothen Rosen versehen, welche gewiß so angenehm, als die unsere, riechen. Uberdies wächst bey ihnen eine weisse Blume, so dem Jasmin sehr ähnlich, wovon dem Kayser, als welcher sich überall, wo sie steht, das Eigenthum darüber zuschreibt, alle Morgen ein Strauß gebracht wird.

Noch findt man daselbst eine andere Blume, Sindricmal genannt, welche dieses besonders an sich hat, daß sie sich alle Abend um 4 Uhr auf-, des Morgens um eben selbige Zeit aber wieder zuthut, und also den Tag über 12 Stunden geschlossen bleibt. Diejenige Blumen, so sie Hopmauls nennen, wachsen auf einem Baum, welcher sonst nichts trägt, haben einen sehr anmuhtigen Geruch, und werden mehr, als alle die andere, von den jungen Leuten zum Aufputz ihrer Haare gebraucht.

Ihre vornehmste Bäume sind erstlich der Tallipot, so gerade und hoch wächst, und beynahe die Dicke eines Mast-Baums hat, woran die Blätter rund und sehr groß sind. Sie wachsen mit gleich breiten und langen Falten, daher sie sich, gleich einem Wind-Fächer, zusammen legen lassen. Davon tragen sie auf Reisen ein Stück auf ihrem Kopf, um Schatten zu haben, und sie sind so zähe, daß sie durch dick und dünn damit fortkommen können. Ein jeder Soldat nimmt ein solches Blat mit, massen es ihm statt eines Zeltes, darunter zu liegen dient, und ohne welches zur Regen-Zeit auf dem Felde sich aufzuhalten unmöglich. Dieser Baum trägt keine Früchte, bis ins letzte Jahr, da er dann eine harte Frucht von sich stösst, und gleichsam mit Todes-Angst gebieret, weil er gleich darauf verdorret. Die Frucht ist so groß als eine völlige Muscat-Nuß, worin ein Marck, fast wie ein Holunder, welches man zuweilen isst, und wovon sie, wie vom Sago-Baum, Brodt machen.

Ein andrer Baum heisst Reffule, welcher auch gerade und hoch, wie ein Cocos-Baum aufwächst. Von diesem bekommen sie einen kühlen und angenehmen Tranck, der zugleich sehr gesund, aber nicht stärcker als Wasser ist. Jeder ausgewachsener Baum gibt des Tags gemeiniglich 3 bis 4 Stübchen solches dünnen Saffts. Hievon kochen und machen sie eine Art braunen Zucker, in Indien *Jaggory* genandt, den sie, dem Bericht nach raffiniren, und zu allerhand Gebrauch bequem machen können. Mit dem Abzapffen dieser Feuchtigkeit oder Saffts greiffen sie es so an: Es treibt nemlich aus dem Gipfel des Baumes eine Knospe, welche, wenn man sie fortwachsen liesse, eine runde Frucht hervor bringen würde. Allein sie taugt zu anders nichts, als zum Verpflantzen. Diese Knospe oder Knopf schneiden sie auf und binden Saltz, Pfeffer, Citronen, Knoblauch, gewisse Blätter, und andere Dinge, so den Wachsthum verhindern sollen, herum. Von dem Ende schneiden sie täglich ein dünnes Stück herunter, und hängen zur Auffangung

Digitized by Google

des Saffts einen irrdenen Topf darunter. Diese Bäume lassen ihre Blätter alle Jahre fallen, und bekommen neue, bis sie völlig ausgewachsen, da dann gedachte Blätter etliche Jahre nach einander daran sitzen bleiben: Werden aber diese welck, und fallen ab, so wachsen keine frische mehr. Ist der Gipfel-Knopf reiff und verwelckt, so sprossen nach unten zu jedes Jahr neue aus, biß man an die unterste Aeste kommt, da dann der Baum das seinige gethan, und innerhalb 7 bis 8 Jahr völlig abstirbt. Die Rinde des Baums ist sehr hart und schwer, von Farbe schwartz, und zu Stämpfeln in ihre Reiß-Mörser, gut.

Der **Zimmet-Baum**, welchen diese Insul für sich alleine hat, ist denen **Holländern** mehr als die Gold-Bergwercke zu Potosi den **Spaniern**, wehrt. Dieser Baum wächst wild in grossem Hauffen in den Wäldern des Südwestlichen Theils von Ceylon, zwischen den Flüssen Chilauw und Waluwe, und ist um Columbo herum sehr gemein, hingegen in der Mitternächtigen Gegend wenig oder nicht zu finden. Dem ungeachtet besetzen die Holländer alle Haven und Mündungen der Flüsse um das gantze Eiland herum, bloß zu verhindern, daß sich keine andere Nation daselbst niederlasse, oder mit den Einwohnern einige Verkehrung habe. Dieser Baum ist nicht sehr groß, etwa als ein Oel- oder Pflaumen-Baum, mit einem Blat, das an Farbe dem Citronen-Laub, an Gestalt und Farbe aber einem Lorber-Blat gleicht. Wann die Blätter erst hervor kommen, so sind sie roth als Scharlach, und riechen, wann man sie zwischen den Fingern reibt, wie Würtz-Nägelein. Trägt weisse Blühte, und im Herbst eine schwartze Frucht, wie eine Eichel gestaltet, und fast so groß als eine Hasel-Nuß, deren Geschmack und Geruch der Rinde ähnlich. Wann diese Frucht in Wasser gekocht wird, schwimmt ein Oel oben, so sehr angenehm riecht und nach der Abkühlung, weiß und härtlich, wie Talch, wird. Aus diesem macht man Lichter, aber bloß für den Kayser. Einiger Scribenten Bericht nach hat dieser Baum eine **dreyfache Rinde**, in zween aber kommen alle überein, und zwar, daß die zweyte Rinde, so von Bäumen mittelmässiger Grösse abgestreiffet werde, den besten Zimmet gebe, und daß sich weder die gantz junge noch allzualte Bäume gut schehlen lassen. Zur Zeit wenn der Baum Blüte und Frucht trägt, welches vom April bis mitten in den May hinien währet, lässet er seine Rinde eben so ungern, als wenn er neue Zweige macht, abziehen. Sie schneiden, nach Abstreiffung der äussersten Haut, den Baum mit einer Sichel an verschiedenen Stellen, in der Runde herum, auf, und ritzen hernach von oben herab lange Striehmen darein, da sie die abgetheilten Stücke abschehlen, und zum Trocknen in die Sonne hinlegen, welche denn zu solchen dünnen Rollen oder holen Stengeln, wie wir sehen, werden. Der Stamm an sich ist unter der Rinde vollkommen weiß, und zum Zimmer-Holtz und allerley andern Gebrauch dienlich.

Doch

Digitized by Google

Doch hat derselbe, ausser wann er verbrandt wird, weder den anmuthigen Geschmack noch Geruch, als die Rinde.

Diejenige, so zur Einsammlung des Zimmets gehören, heissen Chialias überhaupt, sie haben einen Haupt-Mann, welcher verschiedene geringere Befehlhabere, unterm Nahmen der Vidanas, Mahadoerias, welche noch viel bedeuten, und der Ilandarias, die zum Aussondern, Zusammenbinden, u. s. w. bestellt, unter sich hat. Ausser diesen sind auch die Lascaryns oder Kriegs-Bediente, welche jenen, wann sie in den Wäldern beschäfftigt, Schutz leisten: Coelis, welche alle Arbeit im Schleppen und Tragen verrichten: Und endlich die Coronde Halys, so bloß den Zimmet abstreiffen. Wann das Register derer Zimmet-Scheeler im April eingerichtet, hat ihr Haupt-Mann dahin zu sehen, daß sich alle Chialias zu Anfang des May an behörigem Ort einfinden, und er selber muß sich mit ihnen ins Gehöltze verfügen, damit ein jeder unter seinen Vidanas und Doeriassen seiner Pflicht gemäß lebe, und also den ihm aufgegebenen Zimmet entweder, als einen Hof-Dienst, oder für Geld in Acht nehme, trockne, aussondere, und zusammen binde. Daß demnach der Zimmet, der durch die Hof-Dienst-Leute gesammelt wird, der Holländischen Compagnie weiter nichts kostet, als was die Arbeiter an Reiß und Kleidern mittlerweile nöthig haben, und der Ueberschuß, welchen diese Leute über ihr gesetztes sammlen, kommt auch gar nicht theuer zu stehen.

Alle Oerter, wo der Zimmet gesammelt wird, sind entweder denen Portugiesen durch die Waffen weggenommen, oder, weil der Ceylonische Kayser die Kriegs-Unkosten, sonst verglichener massen, niemahls vergütet, denen Holländern abgestanden worden: bis auf 4 Land-Striche, so erwehntem Kayser noch jetzo gehören; Worinnen auch niemand Hand anlegt, ohne, zum wenigsten den äusserlichen Schein nach, ihn darum zu befragen. Dabey dann alle Sorgfalt getragen wird, seinen Unterthanen ja nicht die allergeringste Uberlast zu thun.

Die erste und beste Gattung Zimmets, welche in grossem Ueberfluß auf Ceylon wächst, und diesem Eilande eigen ist, wird von den Einwohnern Rasse Coronde genannt, welches so viel als der scharffe, süsse Zimmet bedeutet. Diese Gattung führet die Holländische Ost-Indische Compagnie jährlich aus, und verbeut bey schwerer Straffe, einige andere Art darunter zu mischen. Aber auch unter diesen echten Caneel hat ein Baum für den andern eine mehrere Zärtlichkeit im Geschmack seiner Rinde. Und man glaubt, die Zimmet-Scheeler kenneten solche an einem mehr oder weniger fetten Laub, aber weil, wenn sie solche aussondern müsten, ihre Hoff-Dienste vergrössert, und sie desto weniger für sich sammlen würden, so wollen sies nicht wissen.

Die

Digitized by Google

Die zweyte Gattung heißt Canatte Coronde, oder der bittere, anziehende Zimmet. Die Rinde geht von diesem Baum sehr gemächlich ab, und riecht, wann sie noch frisch, sehr gut, hat aber dabey einen bittern Geschmack. Zu gutem Glücke wächst dieser Art nicht viel, sonst liesse sie sich leicht vermischen. Massen grosse Känntniß und Achtsamkeit nöthig, wann man die Zimmet-Bäume so wohl unterscheiden will, daß man nicht die schlechteste Gattung für die beste nimmt. Die Wurtzel dieser zweyten Gattung zinset eine gute Art von Campher.

Die dritte, von den Ceylonern Capperoe Coronde, oder Campherhaffriger Zimmet genannte Gattung, riecht und schmeckt starck nach Campher. Sie wächst auf dieser Insul überflüßig genug, aber nirgends anders, als in deren Östlichen Gegenden. Dem ungeachtet finden sie je und je Mittel, sie heimlich denen, auf dem festen Lande gesessenen Dänen und Engländern, verstohlner Weise käuflich zu überlassen. Dann so lange noch ein eintziger Haven auf dieser Insul offen, läßt sich ein Uberfluß dieser geringern Gattung ausführen. Ueberdieß ist auf dem festen Lande Indiens, unweit Goa, eine Gattung dieses Zimmet-Baums, unerachtet sie mit dem echten keine Gleichheit hat. Selbige Gattung kömmt auch in vielem mit dem wilden Malabarschen Zimmet-Baum überein. Ja, obgleich in Ansehung der Beschaffenheit des Baumes, und der äusserlichen Gestalt der Rinde und des Laubes sehr wenig Unterscheid zwischen dieser Gattung und dem echten Zimmet-Baum, gehet dennoch dieser letztere an Kostbarkeit, Krafft und Annehmlichkeit, die andre weit über.

Die vierdte Gattung Zimmet nennen die Einwohner Welke Coronde, oder den sandichten, weil er, wann man ihn zwischen den Zähnen käuet, sandicht scheint. Die Rinde geht gemächlich genug von diesem Baum ab, rollt sich aber nicht so leicht zusammen, wie die andre Gattungen, sondern thut sich gern wieder auf und von einander. Ist übrigens scharffen und bittern Geschmacks, und die Wurtzel giebt etwas Campher zur Ausbeute.

Die fünffte Gattung trägt, in der Ceylonschen Sprache, den Nahmen Sewil Coronde, oder schleimichter Zimmet. Dieser trocknet sehr hart auf, welches man beym Käuen genug gewahr wird. Sonsten hat er wenig Geschmack, und einen unangenehmen Geruch, aber eine schöne Farbe. Diesen wollen die Mohren besonders gerne mit dem echten Zimmet vermischen, weil sie sich an Farbe sehr ähnlich, ausser, daß der aufrichtige an seinen Enden etliche wenige gelbe Flecken hat.

Die sechste Gattung heißt bey den Einwohnern Nieke Coronde, weil sie einige Gleichheit mit einem andern Baum, den sie Nieke Gas, und die Frucht Nieke nennen, hat. Die Rinde von dieser Gattung, wann sie frisch abgeschehlt,

Digitized by Google

schehlt, riecht noch schmeckt nach nichts, und wird von den Ceylonern bloß zur Artzeney gebraucht. Dann sie bekommen durchs Rösten ein Oel und Wasser davon, womit sie sich schmieren, und meinen alle schädliche und ansteckende Dünste in der Lufft damit zu vertreiben. Sie pressen auch aus den Blättern einen Safft, von dem sie rühmen, daß wann sie ihr Haupt damit reiben, das Gehirn dadurch erfrischet und gestärcket werde.

Die siebende Gattung wird Dawel Coronde, oder auf Holländisch Drummel-Zimmet genannt. Die Ursache dieser Benennung ist diese, weil das Holtz dieses Baumes, wann es hart genug geworden, leichte, und so zähe ist, daß die Einwohner Gefässe und Drommeln, so bey ihnen Dawel heissen, davon machen können. Man nimmt die Rinde davon, während der Baum noch jung ist, und die Leute des Landes brauchen sie eben so, wie bey der sechsten Gattung gemeldet worden.

Die achte Gattung hat den Nahmen Catte Coronde, oder dornichter Zimmet, weil dieser Baum mit Dornen besetzet. Die Rinde gleichet einigermassen dem Zimmet, ausser daß sie weder so riecht noch schmeckt, und am Laub ist noch eine grössere Ungleichheit. Wurtzel, Rinde und Blätter werden auch unter die Artzney-Mittel gelegt, und man legt sie auf diejenige Beulen und Geschwulste, so aus einem verdorbenen Geblüth entstehen.

Die neundte Gattung wird, weil dieser Baum allezeit blühet, Mael Coronde, oder der blühende Zimmet, genannt. Die Blüthe kommt dem echten Zimmet, oder Rasse Coronde, am nächsten, aber es folgt keine Frucht wie bey diesem. So ist auch das Holtz so feste und schwehr nicht als an andern Zimmet-Bäumen, welche bisweilen 8. 9. bis 10 Schuh dick sind. Wann man diesen allzeit blühenden Zimmet-Baum schneidet oder bohret, so läufft aus der Wunde ein klares Wasser, als aus dem Bircken-Baum in Europa, dessen man aber sich eben so wenig als seines Laubes oder Rinde gebraucht.

Der Ceyloner Bericht nach giebts noch eine Gattung Zimmet, so sie Toepat Coronde, oder den drey-blättrichten Zimmet-Baum heissen. Er wächst aber nicht in den Ländereyen der Holländis. Ost-Indischen Compagnie, sondern höher hinauf nach der Residentz Candy zu.

Alle diese Gattungen Zimmet-Bäume, vom besten biß zum schlechtesten, haben etliche Jahre nöthig, biß die Rinde zum Abschehlen bequem wird. Jedoch mit diesem Unterschied, daß einige Bäume 2 oder 3 Jahre eher reiff werden, je nachdem der Boden worin sie wachsen, beschaffen. In den Thälern, woselbst das Erdreich einen zarten weißlichten Sand in sich hat, wie dessen auf Ceylon viel anzutreffen, werden die Bäume, verstehe des besten Zimmets, innerhalb 5 Jahren zum

Digitized by Google

Abschehlen tüchtig. Andere hingegen, welche in feuchten schleimichten Grunde stehen, haben zu ihrem Wachsthum, ehe sie völlig reiff werden, 7 bis 8 Jahr nöthig. Diejenige Bäume, welche unter anderer ihrem Schatten versteckt aufwachsen, kommen auch langsamer fort, weil die Sonne nicht sowol zu ihren Wurtzeln hinunter dringen kan. Daher kömmts, daß die Rinde solcher Zimmet-Bäume so süß und angenehm nicht, als anderer dergleichen, die in weissem sandichten Grund stehen, da sie mit wenig Feuchtigkeit eine freye Sonne haben, sondern vielmehr bitterlicht, anziehend, und Campferhafftig, schmäckt.

Wan die Rinde von dem Baum abgenommen wird, hat der an demselben hafftende Safft einen bitterlichen Geschmack, denen Wirtz-Näglein nicht sehr ungleich, das inwendige Häutchen der Rinde ist überaus süß und angenehm, wenn sie eben erst vom Baume abgeschehlet worden, hingegen der auswendige Theil der Rinde hat am Geschmack von andern gemeinen Bäumen wenig Unterschied. Daß man also alles angenehme Wesen des Zimmets dem inwendigen zarten Häutchen zu danken hat. Allein wenn man die Rinde zu trocknen, und sich zusammen zu rollen in die Sonne legt, so dringt diß öhlhafftige und angenehme Wesen durch die gantze Rinde hindurch, und macht sie so starck, daß sie zu einer beliebten und kostbaren Waare in der gantzen Welt wird.

Wenn der Zimmet-Baum einmahl zur Reiffe gedieben, bleibt er biß in das 14. 15. oder 16de Jahr gut, wird er in solcher Zeit nicht geschelet, so verliehrt die Rinde ihren anmuthigen, süssen und angenehmen Geschmack, und nimmt einen Campherhafftigen an. Ueberdiß wird die Rinde so dick, daß sie in der Sonne nicht länger sich zusammen-rollen will, sondern platt bleibt.

Weil alle Bäume, welche geschehlet werden, ausgehen und verderben, dürffte es leicht jemand Wunder düncken, wie man so viele nicht einzelne Jahre, sondern bereits Jahr-Hunderte, so viel Zimmet aus dieser Insul holen können, und noch jährlich genug daher bekomme? Diese Schwürigkeit wird leicht gehoben, wann man sich berichten läßt, daß, weil, nach Umhauung des Baumes, die Wurtzel lebendig bleibt, selbige neue Sprossen und Zweige stosse, welche in kurtzer Frist, nemlich irgend innerhalb 5, 6, 7 oder 8 Jahren, einer früher, der andere später zur Reiffe gelangen, und ihren Zimmet liefern. Zudeme trägt die Frucht des Baumes zu diesem Uberfluß selber vieles bey. Dann es giebt dasigen Landes in gar grosser Menge eine Art Dauben, Zimmet-Fresser genannt, welche wahrscheinlich den Baum fortpflantzen helffen; weil sie, indem sie die Früchte dieses Baumes für ihre Jungen abholen, und viele davon überall auf das Feld fallen lassen, mithin dadurch manche tausend Bäume säen, die allenthalben an den Strassen hin so überflüßig fortkommen, daß solche Wege zu einem Wald zu werden scheinen; So gar gerne und häuffig wächst der Zimmet-Baum auf dieser Insul.

Ist

Ist demnach nichts an dem gantzen Baum, das nicht seinen Nutzen hätte. Der Stamm dienet zum Bauen; Die Rinde, des Menschen Hertz zu erquicken und zu ergötzen: Der aus seiner Wurtzel gezogene Campher und sein Oel nützen eben so wol in der Medicin, als die Blätter und das daraus gepreßte Oel. Der Geruch von den Zimmet- oder Caneel Bäumen ist so starck, daß er sich offt einen weiten Weg in die See hinein spüren läßt: Massen die Seefahrenden den Geruch offtmahls ehe empfunden, als die Insul selbst gesehen haben. Davon der Herr Salmon und die Malabarischen Mißions-Nachrichten Exempel anführen.

Weitern Bescheid aber von den Bäumen dieser Insul zu ertheilen, so findet man da den Orula, welcher so groß als ein Apffel-Baum, und eine Olivenähnliche Frucht trägt, so sie bisweilen als ein Purgier-Mittel einnehmen. Sie pflegen auch ihr Leinwand in dasjenige Wasser, worin diese Frucht geweichet worden, einzustecken, und also schwartz zu färben. Der Sage nach, wird auch ein darein geworffenes rostiges Eisen seines Rostes so entlediget, und das Wasser davon so schwartz, daß mans statt einer Dinte gebrauchen kan.

Der Downekaia ist eine Staude, deren Laub 2. Finger breit, 6. bis 8. Schuh lang, und auf beyden Seiten dornicht. Diese Blätter spalten sie, und machen Decken davon. Der Baum an sich trägt eine Knospe, daraus ein Büschel weisse Blüthe kömmt, so eine Art eines Blumen-Strausses macht. Sonst sind die Blätter überaus angenehm, und die Wurtzeln voll dünne Fasern, woraus sie ihre Seile drehen. Von dem heiligen Baume siehe das 6. Capitel.

An Thieren giebts auf dieser Insul sehr viele Ochsen und Büffel, Ziegen, Schweine und Hirsche. Imgleichen haben sie Elephanten, Bären, Tyger, Jackalls, oder Wolfs-ähnliche Füchse, Affen, Hunde und Hasen: Aber keine andere Pferde, Esel, Schaafe, als die von den Europäern hinein gebracht werden; auch nicht Löwen oder Wölfe. Etliche ihrer Hirsche sind noch gröſſer als die unsrige, hingegen findet sich eine Gattung darunter, so ihnen in allen Stücken, ausser der Farbe, gleicht, und doch nicht gröſſer, als ein Hase, grau und weiß gesprenckt ist.

Diese Insul ist meistens wegen ihrer Elephanten berühmt. Diejenige, so von diesen Thieren schreiben, geben uns eine weitläufftige Nachricht von ihrer Gestalt, Verstand, und wie man sie in Siam mit den Weiblein zu fangen pflegt. Doch möchte es dem Geneigten Leser vielleicht nicht unangenehm fallen, einen Auszug davon, wie die Holländische Ost-Indische Compagnie es da zu Lande angreifft, zu lesen: Es bestehen nemlich die von den Einwohnern so genante Coraalen, oder wann es nach Europäischer Mund Art genannt werden solte, das Elephanten-Jagd-Zeug, aus dicken in das Erdreich eingegrabenen Bäu-

Digitized by Google

men, zwischen welchen eine Hecke oder Zaun von länglicht-entzwey-gerissenen, (sonst Arms-dicken) Schilfs-Röhren, und zwar nach dem Ende zu enge, doch aber so lang, daß ihrer 25. nach einander darin eingefangen, und jeder besonders beschlossen werden kan. Nun brauchen sie überdieß noch ein Paar Stacketen oder Gitter-Wände, so innerhalb den Flügeln oder den Oefnungen der Coraal in die Queere herüber gehen, und wovon die erste 2. Eingänge, die letzte aber nur einen hat, hinter welchem oben darauf, in einer mit Laub zugedeckten Hütte, ein schwarzer Indianer fertig sitzt, der so weit reichen kan, daß er die mit Schilfs-Röhren befestigte schwere Fall-Thüre, durch jener Entzwey-Hauung kan lassen niederfallen. Die Flügel stehen wohl 4. Stunden weit von einander, und die Coraal ist bey 3. Stunden lang. In Siam werden sie durch ihre Weiblein hinein gelockt; hier, auf Ceylon, aber, durch etliche 1000. Indianer, (deren Hof-Dienste wegen ihrer unter der Holländischen Compagnie gelegenen Lehn-Güter, in dieser Jagd, und Lieferung 34. Elephanten ohne, und ihrer 4. mit Zähnen, bestehen) ungefähr im August und September, in diese Coraalen, wohl 14. bis 15. Meilen weit, mit grossem Lärmen von Trommeln, Schieß-Gewehr, Fackeln, und andern brennenden Materien, und durch die erste und andere Abtheilung in die Noth-Coraal getrieben. Nachdem sie hier eine Weile gestanden, werden sie durch zahme, und mit Zähnen versehene, Elephanten, welche darzu ab- und deren Zähne so eingerichtet, daß man jene mit starcken Bast-Seilen daran befestigen kan, heraus geholet, und nach dem Stall gebracht, allwo man sie, während sie vorn an der Brust und unten am Bauch zwischen Balcken stehen, vollends gleichsam fesselt, und sich ihrer gäntzlich versichert. Gestalten sie auch, bis sie zahm sind, anders nichts als zwischen ein Paar anderer Elephanten, welche sie des Tages zweymal nach dem Wasser leiten, von dorten wegkommen. Wann der wilde Elephant sich störrisch anstellt, wissen die zahme Elephanten, unter Regier- und Anweisung ihres aufhabenden Mohren, mit ihren Rüsseln den Seinigen hübsch anzufassen, und ihn mit ihren Zähnen dermassen zustossen, daß er gantz fromm wird. Wofern sie sich niederlegen könten, würden sie schwehrmüthig werden, und nicht mehr fressen. Sie bekommen von ihren, zur Fütterung und übriger Wartung der Elephanten bestellten Wärtern, gantze 6. Wochen lang, nichts, als die Stengel oder Stämme von den Pisangs, als ein ihnen ohnedem angenehmstes Futter. Unter solcher Zeit fangen sie an leidsamer zu werden, und stehen allein mit einem Strick an den einen Fuß. Wofern nun innerhalb gedachter Zeit sich bey der Holländischen Ost-Indischen Compagnie kein Käuffer irgends aus Bengala darzu angiebt, werden sie noch 12. Wochen länger mit Cocos-Bäumen-Blätter gefüttert, so zahm als ein Hund gemacht, und mit anderm Vieh hernach aufs Feld ins Graß ausgetrieben.

Unter

Digitized by Google

Unter den Elephanten ist so wol ihrer Beschaffenheit und Natur, als übriger Art nach, ein grosser Unterschied. Etliche sind vorn höher als hinten. Einige bekommen ihre zwey grosse Zähne niemals. Andere sind sehr wild, und an ihren Augen und grausamen Tygerthier-mäßigen Blicken kenntbar. Diese wollen nie zahm werden, und taugen also auch zu nichts. Kömmt diese letzte Gattung auch würcklich in die Coraal hinein, so wird sie durch Aufwerffung allerhand Feuerwercks, wenn sie sich der Enge oder Noth-Coraal nähert, davon abgehalten. Sie suchen sie auch mit Geschütz hinzurichten, oder, nach Abhauung ihres Rüssels mit einem Säbel, worauf sich die darzu bestellte Jäger treflich verstehen, Hungers sterben zu lassen. Sobald alle Elephanten, die man begehrt, in den Noht-Stall hinein, läßt man die übrige wieder ihre Wege gehen.

Mit der Einschiffung derjenigen Elephanten, welche den Holländern abgekaufft, und nach Jafnapatnam müssen geliefert werden, hat es folgende Bewandnis. Man bindet ihnen uemlich ein starckes Seegel-Tuch 15- bis 20fach um den Leib, und machts obenher auf dem Rücken feste. Hernach wird dieser Elephant zwischen zween darzu abgerichteten andern, durch einen darauf sitzenden Mann nach dem Wasser hingeführet, während ihn ein anderer, ihm folgender Elephante, von hinten zu, wann er nicht fort will, mit seinen Zähnen stößt. Ist er erst vom Lande ab, wird er an ein Fahrzeug feste gemacht, dem er dann gerne folgt, und unterm Schwimmen nichts als den Rüssel oder Schnautze, wodurch er Athem hohlt, sehen läßt: Und die andern Elephanten kehren wieder nach Hause. Ist er erst ans grosse Schiff hingeschwommen, wird er mit dem Tackel oder Einladungs-Seil vollends hinauf gezogen.

Doch hat man seit einigen Jahren ein grosses Fahrzeug mit plattem Boden erfonnen, welches man obenher mit Brettern eben so hoch, als das Ufer oder die Wasser-Mauer ist, bedeckt, und mit grünem Laub überlegt, damit die Elephanten des Wassers eher nicht, als bis sie in das Schiff hinauf gezogen sind, gewahr werden.

Übrigens will ich, nach so kurtz-möglich beschriebenen ihrem Fange u. s. w. bloß melden, daß sie manchen Menschen um den Hals bringen, und daß auf dieser Insul eine so grosse Anzahl, daß sie dem Land-Mann durch Umreiß- und Zerbrechung der Bäume, auch Auffressen und Zertreten des Korns, unglaublichen Schaden zufügen; Also daß die Bauren gezwungen, bey ihren unweit den Wäldern liegenden Frucht-Feldern die gantze Nacht zu wachen, und in ihren eignen umzäunten Obst-Gärten dafür nicht sicher, ja grosse Mühe anwenden müssen, sie mit brennenden Fackeln, vielem Geräusche und Lärmen, abzuhalten und

Digitized by Google

scheu zu machen. Bisweilen thun sie einen Schuß oder etliche mit Pfeilen auf sie, und fügen ihnen Wunden zu, allein mancher büsset durch den ergrimmten Elephanten auch sein eigen Leben darüber ein.

Ihre Bären und Tygerthiere haben desfalls weit weniger zu bedeuten, weil sie selten Leute anfallen, wann man sie anders nicht erzürnt, und überdiß die Korn-Aecker unbeschädigt lassen.

Affen giebts hier auch die Menge und von allerhand Gattung. Einige sind dunckel-grau, dabey sehr groß, mit schwartzen Gesichtern, und weissen Bärten, von einem Ohr zum andern, daß sie einem alten Mann gleich sehen. Die zweyte Gattung ist eben so groß als jene, aber am Leib und Gesichte schneeweiß. Beyde diese Arten stifften nichts Böses an. Es giebt aber noch eine dritte Gattung, welche vielen Uberlast verursachen, und im Herbst Trouppen-weise sich einstellen, auch nicht nur einen Hauffen Korn verzehren, sondern auch mit den Händen wegschleppen, und die Gärten bey den Häusern bestehlen. Diese Affen haben auch weisse Köpfe und lange Haare darauf, daß man sie gleichfalls für alte Männer ansehen solte, aber keinen Bart.

Alligators, (eine Art Crocodile) finden sich auch in einigen Gegenden dieser Insul, und an Schlangen mangelts auch nicht, die insgemein 5. biß 6. Schuh lang sind. Die andern Ungeheure, deren eine einen gantzen Hirsch mit Gewyh und allem verschlungen, scheinen ein Gedicht des dortigen, ohndem sehr leichtgläubigen, Pöbels zu seyn, obs wol nicht zu läugnen, daß es viel grösser gebe als 6. Schuh; massen man in den Europäischen Naturalien-Cabinetten Schlangen-Häute findet die wol biß 20. Fuß lang sind. Der Einwohner Vich wird manchmal von den Schlangen gebissen, und auf dem Felde todt gefunden. Die Englische Societät gedencket zweyer Sorten, deren eine blau von Farbe seyn, und Feld-Ratzen fange, auch wol in die Häuser schleiche, die andern aber die Bäume hinauf krieche und Vögel fange. Neben denen Schlangen haben sie noch andere Raub-Thiere, als wilde Katzen, Wieseln, und dergleichen Ungeziefer in solchem Ueberfluß, daß sie alle wilde Caninchen, ob man schon eine Menge zahme hält, ausrotten.

Man hat hier verschiedene Gattungen Ameisen, und darunter eine Art, wovon es recht wimmelt, welche unerträglich stechen, und fast alles, wo sie beykommen können, ausser Eisen und Stein, zernagen und zernichten. Kaum vermag der gemeine Mann seine Schüssel Essen niederzusetzen, so läufft ihrer ein gantzes Heer hinein. Knox berichtet uns, sie kriechen an den Wänden der Häuser hinauf, machen, durch allerhand Unraht, rechte Schwiebbogen obenher, kommen, wenn einer zerreißt, auf den Boden herunter, und flicken ihn wieder gantz

ge-

Digitized by Google

geschicklich und gesammten Hauffens, aus. Die Cingaleser wenden grossen Fleiß an, alles, was von einiger Würde ist, für diesem Ungeziefer zu verwahren. Wo sie gehen, entdecken sie sich durch dergleichen L. v. Koht-Bägen, und setzen sich nirgends fest, ohne vorher solche Unflätereyen zu machen. Etwas von den Häusern ab, häuffen oder werffen sie verschiedene Hügel von 5. bis 6. Schuh hoch auf, und zwar von sehr zartem aber dabey so zähen und festen Leimen, daß man sie anders nicht, als mit einer Haue ebnen kan. Ihre Nester machen sie wie Bienen-Weben, und die Einwohner gebrauchen diese leimichte Erde wegen ihrer Zart- und Schönheit so gar zur Bildung ihrer Abgötter. Gleichwie aber dieses Ungeziefer sich wunderbahrer Weise vermehret, also sterben sie auch in gantzen Hauffen dahin. Denn sobald sie ihren völligen Wachsthum und Flügel haben, kommen sie des Abends bey der Sonnen Untergang in solcher Menge zum Vorschein, daß sie die Lufft verfinstern, und wenn sie aus dem Gesicht weggeflogen, fallen sie kurtz darauf Schwarm-weise todt darnieder: Da dann diejenige Vögel, so sich noch nicht zur Ruhe begeben, unter sie hinein fliegen, und sie wegschnappen. Gestalten, wo es nicht so mancher Vögel Speise wäre, man sich, wegen ihres ungeheuer-starcken Anwachses, für ihnen nicht retten könte.

Eine Gattung ihrer Bienen ist wie bey uns, und bauet in hole Bäume oder Erd-Hölen. Doch giebts noch eine grössere Art, von viel hellerer Farbe, deren Honig weit dünner. Diese hängen ihre Nester sehr hoch an die Baum-Aeste, daß man sie gar leichte erblicken kan, und wann dann die Jahres-Zeit herbey, gehen gantze Dorffschafften in die Wälder, Honig zu sammlen und nach Hause zu tragen. Bißweilen halten sie brennende Fackeln unter den Bienen-Schwarm, bis er vom Baum herunter fällt, wornächst sie dieselbe kochen, und für eine sehr nahrhaffte Speise aufessen.

Blut-Igel gibts daselbst von Farbe röthlich, und so dick als ein Feder-Kiel, welche um die Regen-Zeit kommen, und in kurtzem das Graß in den Wäldern bedecken. Anfangs sind sie nicht dicker als ein Pferde-Haar, und kriechen an den Füssen derer Reisenden, welche ohnedem weder Schuhe noch Strümpfe tragen, hinauf, setzen sich an, daß das Blut über die Fersen herunter läufft, und wenn sie ein Geschwühr antreffen, nisten sie gewiß darein. Einige reiben dafür ihre Beine mit Citronen-Safft und Saltz, damit sie abfallen mögen; Andere hingegen streiffen sie mit einem flachen Höltzlein ab. Allein etliche saugen sich so feste an, daß es meistens wenig hilfft: Daher sie dieselbe lieber sitzen lassen, biß die Reise abgelegt; Denn ob die Füsse gleich ein wenig schmertzen, wird doch diese Aderlässe für eine gute Artzeney gehalten. Kommen sie aber erst zu Hause, so reiben sie die Beine mit Asche, und werden ihrer solchergestalt auf einmahl loß.

Dem

Digitized by Google

Dem Ansehen nach hats allda an Geflügel, nemlich Hühnern, Enten, Gemsen, Calekutschen Hahnen, und Tauben, keinen Mangel; aber es scheint, als seye den Einwohnern dergleichen in und bey ihren Wohnungen zu halten, von dem Kayser, welcher sie doch selber hat, verbothen. Sie haben auch einen schwartzen Wasser-Vogel, so groß als eine Ente, welcher von Fischen lebt, dahero untertaucht, lange unterm Wasser bleibt, und manchmahls eine sehr weite Ecke davon wieder in die Höhe kömmt. Noch läst sich ein Vogel daselbst finden, so grösser als ein Schwan, und weil er sich gleichfalls von Fischen nähret, nur in Teichen und Sümpffen anzutreffen.

Wald-Schnepffen und Rebhüner lassen sich auch, aber nicht viel, sehen. Doch haben sie einigen Vorraht von Holtz-Tauben, Wasser-Schnepfen, Sperlingen, und einen Uberfluß von wilden Pfauen, und kleinen grünen Papegoyen. Eine Gattung dieser letztern Vögeln, bey ihnen Macowda genannt, welche meistens so groß und eben so schwartz als eine Amsel, lernt, wann sie abgerichtet wird, überaus deutlich reden. Daneben ist noch eine Art, Goldgelb von Farbe, so sehr lieblich aussieht, und des Menschen Rede artig nachahmen lernt. Es ist offt versucht worden sie wie die Papagoyen mit nach Europa zu bringen, aber sie sterben gemeiniglich. Ihr allerschönster Vogel aber ist grösser nicht als ein Sperling, der Schwantz aber ist ein Schuh lang. Etliche darunter sind Schnee-weiß, ausser dem Kopf, welcher schwartz ist, mit einem gerade in die Höhe stehenden Feder-Busch. Auch hats dunckel-gelbe, die aber im übrigen denen andern gantz gleich. Keiner davon hat einen Gesang, sondern sie werden bloß wegen ihrer Schönheit aufbehalten.

An Fischen, sowol in den Flüssen als Teichen, haben sie einen grossen Ueberfluß, und die Einwohner essen sie, mit Reiß, öfter, als Fleisch. Sie fangen sie mit einer Reise oder Korb von Wieden, welche wie eine Glocke gestaltet. Diesen lassen sie ins Wasser, und werden gar bald des Fisches an dem Anstossen der Weyden-Rüthlein gewahr, dann stecken sie dem Arm obenher in die Reuse hinein, und langen die Beute heraus. Netze brauchen sie selten, ausser an der See-Küste. Man unterhält an verschiedenen Oertern Fische für den Kayser, welcher sich mit deren Futterung einen Zeitvertreib macht. An solchen Stellen ists den Einwohnern bey Lebens-Straffe verbothen, einen einzigen zu fangen; wodurch sie dann so heimlich und zahm werden, daß sie einem jeden, aus Hoffnung der Speise, an dem Ufer der Teiche nachschwimmen.

Ihre Bergwercke betreffend, finde ich nicht, daß sie andere bauen, als wo Eisen anzutreffen, dessen sie dann eine grosse Ausbeute bekommen, und recht guten Stahl daraus machen. Der Landes-Herr soll eine Menge Diamanten und andere kostbare Edelgesteine haben; Solche aber mögen wohl vor Zeiten aus

Gol-

Digitized by Google

Golconda, wie sie noch mit solchem Königreiche den Zimmet-Handel getrieben, dahin gebracht worden seyn. Massen, wofern Diamant- und andere Edelgesteine Adern in dasigem Lande verhanden, die Portugiesen und Holländer sie gewiß längst entdeckt haben würden. Rubinen sind genug aber nur klein, in dem Fluß Cotoen zu finden, doch sollen im Lande drinnen auch sehr grosse anzutreffen seyn, auch giebts weisse und blaue Säphire, Topasen, Spinellen, Granaten, Smaragden, Firmament-Sterne, Katzen-Augen, u. d. g. Längst der Küste zwischen Mature und Gale wachsen sehr viel weisse Corallen-Stauden, welche zu Kalck gebrannt werden.

Das vierdte Capitel.

Von der Ceyloner Sprache, Gelehrsamkeit, Büchern, und Historischen Wissenschafften.

Es werden auf der Insul Ceylon, neben der Cingalesischen, als der Mutter-Sprache, noch 2 andere Sprachen geredet. Nemlich die Malebarische, von Dondere ab, biß meist nach Negumbo zu: Und dann die Sprache derer Beddas, so, der Rede nach, von beyden unterschieden, aber der Cingalesischen am nächsten kömmt, welche dann also eine Sprache vor sich, aber allem Vermuthen nach, von ihren Nachbarn, denen Malabaren, entlehnet ist. Doch verstehen diese Nationen einander nicht. Sie haben auch eine gelehrte oder todte Sprache, deren nur ihre Braminen oder Priester kundig. In selbiger wird alles geschrieben, was nur die Gebräuche und Ceremonien ihres Götzen-Dienstes angehen. Und weil die Portugiesen so manche Jahre auf dieser Insul gewesen, wird diese ihre Sprache fast in allen derselben Theilen geredet. Die Cingalesische, als die ordentliche Landes-Sprache soll lieblich und Wortreich gnug seyn, wenigst ist sie es in Complimenten, Ehren-Tituln, Ansprachen an Frauenzimmer und Standes-Personen, und sie werden auch von Jugend auf, von vornehmen Leuten bis auf die Bauren, darinn unterrichtet.

Statt des Papiers schneiden sie die Talipot-Blätter in Striehmen ungefehr 2 Schuh lang, und 3 Finger breit, auf welchen sie ihre Buchstaben mit einem stählern Griffel, und zwar, wie wir Europäer, von der lincken zur rechten Hand, schreiben. Den ersten Unterricht dazu geben sie ihren Kindern durch Ziehung der Buchstaben in den Staub auf den Gassen; Eben wie ihre Nachbarn auf Malabar auch thun.

Digitized by Google

Die Stern-Kunst, welche sie vermuthlich von denen Egyptiern und Arabern, als die da mit diesem Eiland vormahls grosses Gewerbe getrieben, erlernet, paßirt bey ihnen für eine grosse Wissenschafft. Sie sagen die Sonnen- und Monds-Finsternissen vorher, und verfertigen Calender, worein sie des Monds Alter, gute oder böse Zeit zum Pflügen und Säen, zur Antretung einer Reise, oder Vornehmung irgend eines Geschäfftes, anzeichnen. So wollen sie auch, aus der Stellung derer Planeten, sich ausmachen, ob eine krancke Person wieder aufkommen, und die Gebuhrt eines Kindes glück- oder unglücklich seyn werde: Als worüber die Eltern allemahl Bescheid einholen, und dem Vernehmen nach, je nachdem der Wahrsager seinen Ausspruch thut, ihr Kind entweder leben lassen oder ausrotten.

Ihr Jahr hat 365 Tage, und sie fangens den 27 28 oder 29sten Mertz-Monath an. Sie theilens auch in 12 Monathe, und diese wieder in Wochen ein, wovon sie den ersten Tag allezeit zu einem vorhabenden Ding für glücklich halten. Den Tag selber theilen sie wiederum in 30 Theile oder Pays ein, und ihre Nächte in eben so viel. Den Anfang jenes nehmen sie von der Sonnen Aufgang, und dieser von ihrem Untergang, welches dasigen Landes, das gantze Jahr hindurch gegen 6 Uhr geschieht; Also daß ihre 15te Pais oder Stunde beständig bey uns 12 Uhr oder Mittag ist. Sonnen-Weiser oder Schlag-Uhren haben sie gar nicht, sondern eine kupferne Schaale, worein irgend 1 Nössel geht, so auf dem Boden ein Löchlein in der Mitte hat, und ledig in ein Gefäß mit Wasser gelegt wird, auch in eine Stunde voll läufft und untersinckt. Wornächst sie es heraus langen, und der folgenden Stunde wegen abermahls aufs Wasser setzen.

Die Zauber-Kunst, deren sie wie andere Völcker beschuldiget werden, bestehet wie bey andern meist in Einbildung und Aberglauben. Nachdem die heutige Welt bey weiten nicht mehr so grosse Meynung als die alte gethan, davon heget.

Die Artzney-Kunst wird von niemand ins besondre getrieben, sondern jeder will die gemeine Artzney-Mittel verstehen, uneracht wenige was rechtschaffenes davon wissen. Es bestehen aber gemeldte Artzney-Mittel aus Kräutern, Blättern, Wurtzeln und Rinden der in den Wäldern befindlichen Bäumen, womit sie sich nach ihrem Gutdüncken, oben oder unten purgieren. Sie heilen auch frische Wunden: Und obgleich der Biß einer gewissen Art ihrer Schlangen gantz gewiß tödtlich, wofern man nicht mit sichern Mitteln alsobald bey der Hand ist, so haben sie dennoch ein Kraut, welches ohnfehlbar hilfft. Sie singen dem Krancken dabey etwas vor, um ihn aus den Schlaf zu halten; Wie auf dem festen Lande auch geschicht. Dieß nennen unsere Leute den Patienten bezaubern, und wollen die Genesung dem Satan zuschreiben, weil unsre Europäische Wund-Aertzte kein

Kraut

Digitized by Google

Kram noch Pflaster für dergleichen Zufälle wissen. Die Cingaleser haben auch derschiedenes, innerlich einzunehmendes, Gegen-Gifft, und ist merckwürdig, daß wie sie der giftigen Pflantzen und Kräutern einen Ueberfluß haben, also es ihnen eben so wenig an Gifft-vertreibenden Mitteln fehle. Die Kranckheiten dasiger Einwohner sind meistentheils abwechselnde und auch anhaltende Fieber, Blut-Flüsse, Kinder-Pocken und Glieder-Schmertzen, gegen welches letztere sie mit grossem Vortheil gewisse Salben gebrauchen. Die Anatomie und Aderlässe ist bey ihnen gantz was frembdes, ausser daß ihnen das Blut, wie obgedacht, von Blut-Igeln abgezapffet wird, welches sie ohnedem nicht wohl vermeiden können, und dahero lieber als etwas recht gesundes rühmen.

Die ältesten Geschichte ihres Landes sind in ihrer gelehrten Sprache beschrieben, und enthalten mehr fabelhaffte Mährlein, als eine nützliche und warhaffte Belehrung. Diese Nachrichten verwahren ihre Priester oder Braminen in einer dem Pöbel unbekannten Sprache, und sie bekommen davon keinen mehrern Unterricht, als was sie aus denen Gesängen und Liedern, die sie, gleich den Indianern auf dem festen Lande, immerzu im Munde haben, erlernen.

Ihre neuere Historien, so noch einigen Schein der Wahrheit haben möchten, rechnen sie ihre Kayser oder Könige zwar 1990. Jahr vor Christi Geburt her, doch sollen ungefähr im Jahr 1135. nach unsers Heylandes Zukunfft ins Fleisch, XVI. Königreiche auf dieser Insul gewesen seyn, deren Unterthanen alle Jahre zur Feyrung eines prächtigen Festes, in der, nach der Göttin Cita genannten Stadt Citavaca zusammen gekommen wären, und weil jedes Königreich einen Tag dazu bestimmet, solche Lustbarkeiten gantze 16. Tage getrieben hätten.

Nach Verfliessung solcher Tage holete man aus ihrem Tempel ein güldenes Arm-Band, worauf XVI. Köpfe, als ein Vorbild gedachter Länder, gestochen gewesen. Dieses wurde durch den Priester dem Kayser überliefert, welches insgemein der älteste anwesende König war, dem die andern Printzen Ehre und Beystand schuldig, während sie selber dennoch freye und unumschränckte Besitzer ihrer Länder und Herren ihrer Unterthanen blieben.

Allein diese Gewohn- und Freyheit der Völcker verfiel endlich durch Heurathen, Erb-Fälle, Unterdrückungen, und allerley andre gewaltsame Mittel an den Mächtigsten, der sich der kleinern Landschafften, unerachtet ihre Fürsten meist alle mit einander verwandt waren, bemeisterte, und sich zum Souverain machte. Gleichwohl geschahe die obgemeldte Zusammenkunfft auf eben solche Zeit noch immer; heutigs Tages aber thun sie es meistens als eine Schuldigkeit, dem Mächtigsten unter ihnen ihre Unterthänigkeit zu bezeugen, und ihm gleichsam die Huldigung zu leisten.

Digitized by Google

Vimela Darma Soeria Mahadassyn war der erste, welcher es ungefähr ums Jahr Christi 1135. so weit gebracht. Sieben seiner Nachfolger haben in solchem Zustande 370. Jahr lang geherrschet, und der letzte Langhan Raja Singa Mahadassyn das Jahr 1510. erreichet.

Innerhalb solcher Frist ist das Reich etliche mahle durch Zwietracht vertheilet worden, welche ihren Ursprung von der Herrschsucht der zwey Söhne des Vierdten in diesem Geschlechte genommen; wodurch es endlich gantz zertrennet ward. Dann obgleich Langhan Pitti Mahastana, als dem ältesten, und dessen Nachkommen, das Reich angewiesen wurde, blieben doch Raja Singa Mahadassyn und seine Nachfolger, Könige zu Citavaca, während sich inzwischen jemand anders, so im Trüben fischte, zu einem König von Cotta aufwarf.

So stunden die Sachen, als die Portugiesen im Jahr 1505. auf dieser Insul anlandeten, und mit Erbauung Columb, welches damahls Col Amba hieß, den Anfang machten.

Der damahls regierende König von Cotta hatte keine Kinder, wohl aber eine Schwester, und 3. Schwestern-Söhne. Von diesen wurde er aus Herrschsucht ermordet, und sein Land unter die andern vertheilet. Sie führeten auch gegen den Kayser von Candy Krieg, geriethen aber aus Herrschsucht bald darauf einander selbst in die Haare, da dann der Aelteste den Mittelsten aus dem Wege räumete, welcher ein Söhnlein hinterließ, das die Portugiesen, so aus diesem Zwist ihren Vortheil zu machen wusten, auferzogen, tauffsten, und Don Philippo nannten; während der jüngste sich der 4. Corles der Haupt-Stadt Citavaca und Suffragan bemeisterte. Als der Aelteste sich gegen den Jüngsten zu schwach befand, suchte er bey den Portugiesen Hülfe, die sich in den Handel gantz begierig mischten, und ihm gegen die Rechte des Landes, wie auch seines ältesten Bruders Sohnes, und seines jüngsten Bruders Gerechtsame, versprachen, seiner Tochter Sohn auf den Thron zu erheben; Den sie dann auch zu einem Christen machten, und Don Jan tauffsten.

Als Mahabaduna, der jüngste, der Stadt Cotta näherte, begegnete ihm sein ältester Bruder Bhanagabau, dem die Portugiesen halfen, deren einer ihn gleichwohl schändlich todt schoß, und Ursache der Flucht des gantzen Lagers war, welches nach Columbo mit den Portugiesen wich.

Nunmehro waren diese Meister von den Kindern zwoer von den dreyen um das Königreich Cotta streitenden Partheyen, und mithin im Stande, denjenigen, der ihnen gefiel, zu erhöhen, und zugleich zu ihrem Vasallen zu machen. Also crönten sie den in ihren Händen befindlichen Don Jan, und unterhielten ihn

mit

mit Königlicher Pracht, waren aber dabey Meister der Regierung seiner Unterthanen, und deren aus dem Zimmet- und Elephanten-Handel herfliessenden Vortheil. Mahabaduna, als jüngster, gab sich zwar für einen König von Cotta aus, und suchte sich der niedrigen Länder zu bemächtigen, verlohr aber gegen die Portugiesen die Schlacht, und kam nie wieder zum Vorschein.

Der König von Ceylon oder Candy hatte schon lange wegen des Königreichs Cotta, als seines Eigenthums, mit dem König von Cotta Kriege geführet, dennoch aber, der Uneinigkeit und Trennung in solchem Reiche ungeachtet, wenig Vortheil erstritten, weil ihm Vimalamantra, Printz von Oeva, und verschiedene andere Fürsten, zugleich abgefallen waren.

Mahabaduna, des vermißten Königs von Cotta Sohn, ein junger muthiger Printz, brachte, diesen beyden furchtbaren Feinden, den Portugiesen und Könige von Candy, zu Trotz, seines Vaters Sachen wieder ins Geschicke. Dann er schlug, mit Hülfe der abgefallenen Fürsten, den Kayser Langhan Raja Singa Mahadassyn aus dem Felde, also daß er unsichtbar wurde; mit Hinterlassung einer Tochter, als Erbin, welche nur noch ein Kind war. Diese fiel gleichfalls den Portugiesen in die Hände, damit Mahabaduna, neben dem Kayserthum, nicht auch zugleich über sie Meister würde.

Er bekam auch würcklich die Oberhand so weit, daß er gar Columbo antastete, und die Portugiesen, als seine bitterste Feinde, zur Insul hinaus gejagt hätte, wann nicht Vimalamantra, den er zu seinem Statthalter in Candy eingesetzt gehabt, unvermuhtet wieder von ihm abgefallen, und denen Portugiesen kein frischer Succurs aus Goa zugekommen wäre.

Mitlerweile hatten die Portugiesen ihren Don Jan, welcher nunmehr zu seinen Jahren gelangt, zu bereden gewust, sein Erb-Recht an das Königreich Cotta ihrem König, Henrich von Portugall, zu überlassen, und also aus seiner Affaire die ihrige zu machen, damit sie mehrers Recht an die Insul zu haben scheinen möchten, als sie mit Gewalt erzwingen konten. Raja Singa mochte sich immerhin mit Drohungen dargegen setzen, und Don Philippo sein Mißvergnügen darüber bezeugen. Allein der Letztere hatte keine Macht, und der Erste war, wegen des Abfalls des, als ein tapfrer Printz bey den Einwohnern beliebten Vimalamantra, der sich zum Kayser von Candy ausruffen lassen, nicht im Stande, sich an den Portugiesen, und die es mit ihnen hielten, zu rächen.

Dann Raja Singa fand an Vimalamantra einen mächtigen Gegner, und machte deswegen mit ihm Frieden, aber nachgehends sich auf eine schändliche Weise von ihm Meister; da er ihn dann lebendig in die Erde eingraben, mit Kegel-Kugeln todt werffen ließ, und dadurch wieder König in Candy wurde. Sein

Digitized by Google

Sohn flüchtete zu den Portugiesen, und genoß ihres Schutzes und Zusage, ihn auf seinen väterlichen Thron zu setzen. Er ward ein Christe, unterm Nahmen: Don Jan de Austria, und war ein wackrer Printz, der die Europäische Sitten gar wohl annahm.

Nunmehro hatten die Portugiesen ihrer Viere unter ihrem Schutz, oder vielmehr unter ihrer Gewalt, welche allesamt, aus besondern Gründen, an die Reiche Candy, Cotta und Oeva, Recht hatten, oder doch vorgaben, und an ihre Forderungen anders nicht, als durch der Portugiesen Beyhülfe, gelangen, auch deswegen, es von jenen zur Lehen anzunehmen, nicht ungeneigt seyn konten.

Inzwischen überwarff sich Raja Singa, durch üble Begegnung gegen diejenige, so einiges Vermögen oder Hoheit besassen, mit seinen Unterthanen, und die von Candy trachteten sich seiner tyrannischen Regierung zu entschlagen. Also überlegten sie diesen Handel mit den Portugiesen zu Columbo, und suchten bey ihnen Hülfe; Weil aber Raja Singa zwischen ihnen im Gebürge lag, vermochten sie denen von Candy nicht bequem zu Hülfe zu kommen.

Um nun ihre Absicht, Ceylon unter einem so schönen Schein sich zu bemächtigen, zu erreichen, bringen sie eine Armee von Soldaten aus dem Lande, unter Commando des Don Jan de Austria, auf die Beine, und versprechen ihm sein väterliches Erb-Reich, wenn er sich dessen bemeistern könte. Don Philippo solte das Königreich Cotta von dem König in Portugall, ihrem Versprechen gemäß, zur Lehen empfangen, und Don Joan Periapandaar sein Nachfolger werden: Jedoch mit dem Beding, daß sie beyde Portugiesische Frauen heuratheten.

Damit sie nun jedem zu seinem vorigen Besitz verhelffen, und dem Raja Singa einen Streich spielen möchten, daß er sein Kriegs-Volck anders wohin führete, und sie eine Oeffnung nach Candy, um solchem beyzuspringen, bekämen, vertheilten sie ihre Armee in zwey Hauffen. Mit dem einen zogen sie nach der Insul Manaar, eroberten das Königreich Jafnapatnam, und brachten den König um den Hals. Sodann stellten sie sich an, als wolten sie mit selbigem Hauffen durch das Land der Wannys nach Candy marchiren, während sie mit der andern Helffte ihrer Armee, unweit Columbo, auf die Bewegungen des Lagers des Raja Singa ein wachsames Auge hielten, und auf Gelegenheit, unverhindert in Candy anzurücken, laureten. Raja Singa, um das erste Vorhaben zu verhindern, und ihrer wahren Absicht unkündig, zog mit seinen Völckern durch die sieben Corles nach Mantotte, und gab also dem bey Columbo stehenden feindlichen Lager einen sichern Durchzug nach Candy, und dabey Gelegenheit, zu den Miß-

ver-

Digitized by Google

vergnügten selbigen Reichs zu stossen. Wie sie es dann mit den Einwohnern auch so wohl zu karten wusten, daß, statt Don Jan de Austria, Don Philippo zum König ausgeruffen wurde, jener hingegen, für die ihm versprochene Krone, mit der blossen Feld-Herrnschafft vorlieb nehmen muste.

Don Jan machte sich durch seine Aufführung gar balde bey seinem Volcke beliebt, und bekam die Soldaten auf seine Seite: Wodurch er sich nicht nur in dem Zustande befand, Don Philippo aus dem Wege zu räumen, sondern sich auch selber, mit seines Vaters, Vimaladarma Soeria Adassyn Nahmen, als Kayser ausruffen zu lassen, und alle Portugiesen, als die ihn vorhin getäuschet hatten, fortzujagen.

Hierdurch fiel die grosse Hoffnung der Portugiesen, welche jetzo an Raja Singa, (der aber zu ihrem grossen Glücke ein Feind des Don Jan war) einen formidablen Feind mehr bekommen hatten, ins Wasser. Raja Singa grif indessen des Don Jan, an Volck weit schwächeres, Lager an, und obgleich seiner Seits um die Crone sehr scharf gefochten wurde, war der Ausgang dennoch für ihn unglücklich. Don Jan blieb Uberwinder, und Raja Singa erboßte sich darüber dermassen, daß er sich, durch eine eigenhändig versetzte Wunde, seinen Tod beschleunigte, und ohne Cron-Erben dahin sturbe. Gleichwohl fand Don Jan einen Feind an einem, Nahmens Xavier Bandaar, dem Obersten des Landes, der den Kayserlichen Schatz in Händen hatte, und für einen Regenten erkannt wurde. Allein dieser fühlte seine Schwäche, ihm den Kopf zu bieten, und rief deswegen die Portugiesen zu Hülffe, denen er den Genuß derer Länder der 4. Dessavenyen von Suffragan, Mature, wie auch die 4. und 7. Corles, so an die Ober-Länder gräntzen, versprach, woselbst er als König, im Nahmen des Königs von Portugal, während sie ihm in allem beystünden, und die Unkosten trügen, die Herrschafft führen wolte.

Beyde Partheyen brachten nunmehro so viele Macht ins Feld, als immer möglich. Allein Don Jan muste, nach einer wackern Gegenwehr, die Flucht in die Wildnissen nehmen. Wodurch die Portugiesen Meister von Candy wurden.

Die Einwohner gelobten ihnen allen Gehorsam an, falls man ihnen Mahabaddia Adassyn, als eines Kaysers Tochter, so noch in ihren Händen, und von ihnen erzogen worden, zur Regentin geben wolte. Dieß willigten die Portugiesen ein, und Xavier Bandaar ließ, aus ihm gemachter Hoffnung, sie dereinst zur Gemahlin zu bekommen, diese Anstalten immerhin auch gerne geschehen. Also kam sie nach Candy, wurde für eine Kayserin erkannt, alles ward ruhig, und die Bunds-Genossen giengen wieder nach Hause, bis auf die Portugiesen,

Digitized by Google

giesen, welche zu Candy blieben. Xavier Bandaar forderte nunmehr die Kayserin zur Belohnung seiner Dienste, allein sie wurde ihm sowohl deswegen, daß er nur ein aufgeworffener König, und ein Heyde, als weil sie aus Kayserlichem Geblüthe, und eine Christin sey, rund abgeschlagen.

Hierüber erbitterte er sich aufs äuserste, und schlug sich deswegen zum Don Jan, die Portugiesen zu vertreiben: Welches ihm so viel leichter schiene, je grösser das Mißvergnügen der Einwohner über die Frechheit der Portugiesen war. Doch diese letztere bekamen Wind davon, und räumten Xavier Bandaar aus dem Wege. Inzwischen hatte Don Jan einen starcken Hauffen Mißvergnügte zusammen gesammelt, welche, nach Xaviers Bandaars Ermordung, noch mehr anwuchsen. Ja das gantze Land fiel ihm zu, und er sahe sich im Stande, die im Lande überall zerstreuete Portugiesen, welche ohnedem, und zwar mit grosser Noth, nur noch die See-Küsten in ihrer Bothmäßigkeit hatten, gäntzlich zu vertilgen. So hatte er auch die Kayserin gefangen, mit deren er sich nachmahls vermählte, und dadurch sein Reich biß an sein Ende friedlich besaß.

Unterdessen hatte die Hofnung, welche die Portugiesen geschöpfft hatten, sich eines Kayserthums zu bemächtigen, den König von Spanien bewogen, eine Flotte dahin auszurüsten; Durch welchen Succurs sie sich nicht allein eines Strichs der Unter-Länder bemeisterten, sondern auch gegen Candy anrückten, und etliche Schantzen, zu besagter Unter-Länder Beschirmung, aufwurffen. Allein sie wurden von Don Jan geschlagen, und biß an die Thore von Columbo verfolget. Sie suchten zwar den Kayser um den Hals zu bringen, aber es schlug ihnen fehl. Wie dann ihre Furcht damahls am allermeisten daher rührete, daß irgends die andere Europäer, welche mit ihren Schiffen auch allmählich nach selbigen Gegenden zu fahren anfiengen, sich, wegen ihrer Austreibung aus der Insul, mit ihnen verstehen möchten.

Es kamen die Holländer damahls würcklich dahin, und wurden Anfangs gut aufgenommen; Nachdem aber einiges Mißverständnis zwischen dem Vice-Admiral, Sebald de *Weert*, und dem Kayser von Candy, welches dem Vice-Admiral das Leben gekostet, entstanden, und Don Jan auch kurtz darauf dieses Zeitliche gesegnet, nahm der Portugiesen, Furcht, auch einiger massen ab.

In dem Reiche selber entstund abermahls eine Trennung durch Zwietracht, indem Cenuwirad Adassyn, und der Printz von Oeva, als des Kaysers Stief-Bruder, die Vormundschafft über den minderjährigen Kayser zu führen begehrten, wobey die Portugiesen das Feuer wacker anschüreten. Sie bemüheten sich, wiewol umsonst, mit der Kayserin ein Bündnis zu schliessen, diese aber behielt die Regierung vor sich, strafftе die Aufrührer ab, und söhnte die mißver-

vergnügte Printzen mit einander aus. Indessen ermordete Cenuwirad Adassyn den Fürsten von Oeva, und begab sich auf die Flucht, die Kayserin aber nahm ihn zum Gemahl, und damit hätte aller Streit ein Ende.

Nachdem der Kayser mit dem Reiche auch zugleich den Krieg mit den Portugiesen überkommen, und die Kayserin, sammt dem Kayserthum, dieser stolzen Nachbarn ohnedem längst müde, erachteten sie im Jahr 1612, als Marcellus Boshouder, als Gesandter an diesem Hof, nach Ceylon kam, fürs beste, mit den Holländern, welche bereits in Ost-Indien furchtbar zu werden anfingen, und ohnedem mit den Portugiesen über den Fuß gespannt waren, ein Vergleich zu treffen. Dieser Gesandte gerieth auch am dem Kayserlichen Hof in sehr grosses Ansehen, Vertrauen und Gewalt, welches vielleicht von keiner übeln Folge gewesen, die Portugiesen aus Ceylon zu vertreiben, wann ihnen der zwölff-jährige Stillstand der Waffen nicht im Wege gestanden.

Unterdessen starb der Printz, welcher des Don Jan Sohn gewesen; Um im Jahr 1613 auch die Kayserin Donna Catharina, mit Hinterlassung zwey Töchter und drey Söhne, und die Portugiesen bekamen Gelegenheit, den König von Batticalo und andere gegen sie aufzusetzen, und unter ihren Schutz zu nehmen. Der Kayser hätte hier und dar bereits unglückliche Fälle gehabt, und Trincoen-Male, nebst Negumbo, verlohren. So hatte er auch seit der Abreise des Herrn Boshouders, im Jahr 1615. vergebens auf Holländischen Succurs gehofft, deswegen machte er 4. Jahre hernach, nemlich Anno 1619. mit den Portugiesen einen Vertrag, Krafft dessen sie die im Osten gelegenen Haven, er aber die vier Dessavenyen abstehen müssen.

Der Fürst von Oeva, auf Cingalesisch, *Correvitti Raalhamie*, genannt, und in seiner Jugend von den Portugiesen unterm Nahmen *Don Antonio Barcka* getaufft, widersetzte sich diesem Frieden, überfiel die Stadt Candy, jagte den Kayser in die Flucht, bekam die Printzeßin gefangen, that den Portugiesen grossen Abbruch, und verheerete ihre Ländereyen. Allein weil die Einwohner dadurch heftigen Schaden litten, und, der Portugiesen auf solche Weise loß zu werden, nicht absehen können, schlugen sie sich zu diesen, kriegten die Oberhand, und den Printzen gefangen, der dann auch mit seinem Gehülffen am Leben gestrafft wurde, mitlerweile die Printzeßinnen wieder in Freyheit gelangten.

Nunmehro war es zwar an allen Orten Friede; Allein die Portugiesen nahmen diejenige, so etwas gegen den Kayser verbrochen, nicht nur in ihren Schutz, sondern versahen sie auch mit Ansehen, grossen Ehren-Stellen und Einkünfften, und gaben dadurch Gelegenheit, sowohl zu einiger Weiterung, als auch selbst betrogen

trogen zu werden. Dann der König jagte nur zum äuſſerlichen Schein diejenige weg, die zu jenen übergiengen, und dennoch mit ihm heimlich wohl ſtunden.

Dieſe riethen dann denen Portugieſen zum Krieg, um ſich des Kayſerthums zu bemeiſtern. Demnach entſchloß ſich der Portugieſiſche Statthalter, dem König von Portugall zu bewegen, die See-Küſten rund umher mit Schantzen zu verſehen, und dadurch dem Kayſer alle Hoffnung zu auswärtigem Succurs abzuſchneiden, auch auf ſolche Art zugleich allen Handel allein in die Hände zu kriegen.

Hierauf wurden an der Oſtlichen Seite der Inſul in aller Eile, ehe der Kayſer es erfahren, noch etliche Fortreſſen angelegt. Ihrem Vorgeben nach geſchahe dieß zwar bloß, um das Kayſerthum für denen Europäern zu ſichern; Allein ihre Aufführung verriethe gar bald, daß es auf die Freyheit der Handlung, auf Erpreſſung ſchwerer Zölle von wem ſie wollten, auf einigmäßige Einſperrung des Kayſers im Gebürge, und endlich auf deſſen gänzliche Bemeiſterung, gemünzet.

Nunmehr beſaſſen ſie in die Runde herum die Fortreſſen und Städte Gale, Caliture, Columbo, Negumbo, Manaar, Jafnapatnam, Trincoenmale, Cottjar, und Batticalo.

Um nun ihre Haupt-Abſicht, nemlich eine ungeſtöhrte und völlig geſicherte Beſitzung dieſer gantzen Inſul zu erwerben, muſte der Fürſt von Candy angegriffen, und ſein Reich unter ihre Bothmäßigkeit gebracht werden. Während ſie durch die mißvergnügte Cingaleſer, die ſich dennoch mit dem Kayſer heimlich verſtunden, darzu angehetzt wurden, hatte er, der Kayſer, ſich bereits bewaffnet, ſeine 3 Söhne ſchon abgerichtet, und einem jeden die Herrſchafft über ein Stück ſeines Landes gegeben. Und ſo herrſchete ſein älteſter Printz Commara Singa, über Oeva, Viſiapulle, über Mature, und der jüngſte, Maha Hattana, über das Königreich Candy.

Der Portugieſiſche Gouverneur, Conſtantin de Soa, brachte demnach eine Armee von Europäiſchen und einheimiſchen Soldaten auf die Beine, zog damit ungehindert durch Mature und Oeva, und äſcherte verſchiedene Dörffer, ſammt der Reſidentz Badu, ein, und bildeten ſich dieſen Weg ſicherer auf ihrem Marſch nach Candy, als ſie vorhin auf deme über Ballane geweſen, auch gantz nicht weiter hinauf gelangen zu können, ein. Allein der Kayſer ſchickte ihnen ſeine Söhne entgegen: Die mißvergnügte Cingaleſiſche vornehme Landſaſſen wurden, durch verſprochene Begnadigung, befriediget: Und die Portugieſen kurtz darauf, da ſie, nach entdeckter Falſchheit derer Cingaleſer, ſich zurück ziehen wollen,

len,

Digitized by Google

len, aber gantz umzingelt gewesen, von den Einwohnern verlassen, und meistens alle niedergesäbelt. Ja die Haupt-Stadt der Statthalterschafft zu Columbo wurde angegriffen, und hätte sich ergeben müssen, wann sie nicht abermal neue Hülffs-Völcker aus Goa überkommen.

Kurtz darauf endigte Cenuwirad Raja Maha, im Jahr 1632 sein Leben, und der jüngste Maha Hattana, setzte sich, mit grossem Verdruß seiner Brüder, auf den Thron. Wiewol dieser Streit nicht eben viel zu bedeuten hatte, noch lange währete, weil Cimmara Singa, Printz von Oeva, starb, und Visiapulle, welcher sich einigermassen mit dem Fürstenthum Oeva befriedigte, und endlich zu den Portugiesen flüchtete, nicht eben der klügste war; Wodurch dann der Jüngste, unter dem Nahmen Raja Singa Maha Adassyn, in guter Ruhe Kayser blieb.

Dieser inzwischen, bey Erblickung, wie die Portugiesen, unter den Mißhelligkeiten in der Kayserlichen Familie so wol, als durch neue Hülfs-Völcker, sich in einen haltbaren Stand von neuem gesetzt, schickte einen Bramin nach Palakata, bey den Holländern um Hülffe gegen die Portugiesen anzuhalten, welche erstere ohnedem schon darauf gedacht, es bey diesem Kayser zu versuchen, ob sie in dem Zimmet-Handel einen Theil an sich ziehen könten. Alſo fertigten sie Gevollmächtigte an den Kayser ab, und versprachen Succurs, jedoch auf seine Unkosten, und daß man ihnen, als Freunden, begegnen solte. Wobey die Abrede, den Anfang zu Austreibung der Portugiesen durch Wegnehmung der Vestung Batticalo, zu machen.

Doch ehe man damit anfieng, hatten die Portugiesen von diesem Vorhaben Wind bekommen, und schmiedeten einen Anschlag, während der Kayser nach den Südlichen Gegenden der Insul marchiret wäre, auf Candy. Allein als der Kayser, samt den Seinigen, Nachricht davon eingezogen, fiel er ihnen mit seinem Heere, und denen bereits geflüchteten Einwohnern, auf den Leib, und tödtete sie sich insgesamt.

Hiernächst ließ sich der Admiral Westerwold, im Jahr 1638, mit 5. Schiffen auf der Rheede von Batticalo sehen, eroberte diese Vestung mit Accord, und schloß nachgehends mit dem Kayser, Raja Singa, einen Vertrag, unter dessen Puncten auch unter andern dieser war: daß man, auf Sr. Majestät Unkosten, die Portugesen vertreiben, die Vestungen mit Holländern und seinen einheimischen Soldaten besetzen, zur Vergütung gedachter, schon angewandter, oder noch anzuwendender, Unkosten, sie mit Zimmet, Pfeffer, Cardemum und Wachs bezahlen, jährlich wenigstens 2. Schiffs-Ladungen davon liefern, und keiner seiner Einwohner den geringsten Handel mit irgend einem Ausländer treiben solte.

Dem zu Folge nahmen die Holländer Anno 1639. auch Trincoenmale, und des Jahres hernach, ſtürmender Hand, auch Gale und Negumbo, welches letztere doch nachgehends wieder verlohren gieng, ein. Man machte zwar der im Jahr 1642. zwiſchen Ihro Hochmögenden und dem König von Portugal geſchloſſene Waffen-Stillſtand der Fehde in Europa ein Ende, aber auf Ceylon wolte man ſich daran nicht ſo genau kehren, ſondern noch vieles gegen einander einzuwenden haben. Die Portugieſen wuſten bisweilen den Holländern auch durch Raja Singa, bey dem ſie eine Eyferſucht erweckten, zu ſchaden; wozu die Unvorſichtigkeit einiger Holländer das Ihrige beytrug, daß er, jenen, den Portugieſen, zum Vortheil, zu einem Friedens-Bruch und Schändung der vorigen Verträgen, ſich bewegen ließ. Doch erklährte ſich der Kayſer auf die letzte, mit denen Holländern, gegen die Portugieſen, und man nahm, nach angegangenem Kriege, jenen im Jahr 1655. Caleture, das Jahr hernach Columbo, nach einer harten Belagerung, worin der General Hulſt todt blieb, und dann, Anno 1658. Manaar und Jafnapatnam, ein. Wodurch dann alſo der Portugieſen ihre Herrſchafft auf Ceylon aus war, und nachgehends daſſelbe zwiſchen dem Kayſer und der Holländiſch-Oſt-Indiſchen Compagnie, welche alle vorhin von den Portugieſen ingehabte Länder mit vollkommener Gewalt regieret, vertheilet worden.

Ehe die Portugieſen annoch, Ceylon zu verlaſſen, gezwungen waren, oder, einiger Bericht nach, nicht lange hernach, fieng dem Raja Singa, entweder auf Anhetzung der Portugieſen, oder aber durch Unvorſichtigkeit der dahin geſetzten Holländiſchen Gouverneurs, derer Holländer Macht ſo bedencklich zu fallen, daß er ihrer eben ſo gerne, als der Portugieſen, loß zu ſeyn, gewünſchet. Zu dem Ende verlangte er alle von ihnen beſetzte Veſtungen, erſetzte aber die darauf gegange Unkoſten nicht, ſondern gab dadurch Gelegenheit, daß die Holländer ſeine Forderungen, und zwar mit Recht, nicht eingiengen. Deßwegen war er auf etwas anders bedacht: Fiel verſchiedene mahl in die Zimmet-Wälder ein; kam perſönlich mit ſeiner Armee nach Columbo, und denen Zimmet-Rinde-Schehlern, welche man, durch geſchwind aufgeworffene Schantzen, Redouten und Block-Häuſer zu beſchirmen, bedacht war, auf den Halß. Mitler weile trachtete man ihn durch abgeſchickte Briefe, Geſchencke und Geſandten, welche er ſonſten manchmahlen, gegen das Völcker Recht, wie mit den Franzöſiſchen und Engländiſchen geſchehen, gefangen genommen, und bey ſich behalten, zu begütigen; Welches dann endlich ſo gut geglücket, daß man, nach Raja Singa Abſcheiden, durch mäßige Verehrungen, auch Vorſicht und Höflichkeit, ſeinen Sohn, Vimala Darma Soeria Maharaja, und deſſen

Nach-

Nachfolger und Sohn, Wira Praccamam Narenda Sinda, bey gutem Laun und Frieden zu erhalten gewust. Daß also die Ost-Indische Compagnie gegenwärtig, die oben beschriebene Theile und Gegenden von Ceylon, ruhig besitzt, und man ihre Gesandten nicht mehr gefangen nimmt. Gestalten sichs auch würcklich äussert, daß der Friede die stärckste Vestung für ihre eroberte Plätze sey.

Übrigens, weil Herr Knox, von dem man bereits so vieles entlehnet, über 20. Jahre lang allda gefangen gesessen, und nach überstandenen fast unglaublichen Schwierigkeiten endlich davon weggekommen, bin ich versichert, daß ein wahrhafftiger, jedoch kurtzer Bericht, von dessen Gefangen-Nehmung, und auf dieser Insul geführten Lebens-Art, den Geneigten Leser nicht unangenehm fallen werde, dazumahlen sich die Art des Landes, nebst denen Sitten und Gebräuchen derer Einwohner, daraus desto besser abnehmen lässet.

Es seegelte nemlich offt erwehnter Capitain, Robert Knox, in der Englisch-Ost-Indischen Handels-Compagnie Diensten, auf der Anna-Galey, im Hornung des Jahres 1659. aus den Downs, nach der Küste von Coromandel, allwo ihn, nachdem er in dortigen See-Häven seine Kauffmannschafft getrieben, den 28. November 1659. auf der Rheede von Mululipatam, ein Sturm überfiel, welcher das Schiff dermassen zurichtete, daß er nach der Bay von Cottjar oder Tricoenmale, auf der Ceylonschen Küste wider seinen Willen, hinüber lauffen muste. Bey ihrer Ankunfft in der Bay, nahmen sie sich anfangs, als sie ans Land stiegen, aus Furcht für den Einwohnern, sehr in acht. Doch da sie ungefähr 3. Wochen lang frey ab- und zugegangen, ohne daß ihnen von dasigen Leuten die geringste Ueberlast geschehen, vielmehr ums Geld täglich Lebens-Mittel zugeführet, und dabey, wie daß sie dasigen Landes von Hertzen willkommen, bedeutet wurde, meinten sie unter ihnen gantz sicher zu leben.

Wie der König Zeitung erhalten, daß ein Engländisches Schiff in der Bay draussen läge, schickte er einen seiner Dessavas, oder Ober-Amt-Leute, an den Capitain mit einem Geschencke ab, und ließ ihm so viel Proviant, als er benöthigt, antragen. Doch als er den Capitain, samt seinem Sohn, und noch 15. bis 16. Matrosen, ans Land gelocket, wurden sie alle zu Gefangenen gemacht, und dem Capitain zugemuthet, zu befehlen, daß das Schiff auf den Strohm gebracht würde. Allein dieser, als man ihm zwey Mann an Boord zu senden erlaubte, gab den Ober-Steuer-Mann Befehl, wohl auf seiner Huth zu seyn, für das Schiff zu sorgen, und auf seine eigne Beschützung zu dencken, zu dem Dessava hingegen sagte er, das Schiffs-Volck wolle ihm nicht gehorchen. Hierauf bath der Dessava, er möchte doch seinen Sohn, als den Verfasser dieses Be-

nichts, hinschicken. Welches der Capitain auch that, jedoch mit Befehl, daß der Ober-Steuermann das Commando über sich nehmen, und nach der Küste von Coromandel kehren, sie aber für sich selber sorgen lassen solte. Dabey aber bath er seinen Sohn, wieder zu ihm zu kommen, und ihn in seinem schweren Unglücks-Fall nicht zu verlassen. Dann der getreue Sohn kam auch gehorsamte, unerachtet er sich aufs allerbeste nichts anders, als eine elende Gefangenschafft, in einem unbekannten Lande, einbilden konte. Ein jeglicher Ehr-liebender Leser wird gerne gestehen, daß diese Geschicht eines Aufzeichnens würdig. Dann wo wollen wir einen so braven und getreuen Diener auf der Welt finden, als der Capitain sich gegen seine Herren, nemlich gegen die Englische Ost-Indische Compagnie, erwiesen? Und wo ist wol ein so treuhertziger Sohn, der lieber ein Gefangener werden, als seinen Vater in der Noth stecken lassen will?

Nach einigem Zeit-Verlauff wurde der Capitain mit seinen Matrosen nach denen Gebürgen von Conde Uda hinauf geführet, und jeder in ein besonderes Dorff verleget: Ausser dem Capitain, und seinem Sohn, welche man beysammen ließ. Die Leute selbigen Orts brachten ihnen gekochten Reiß und Kräuter, nebst einer Schüssel Fleisch, Fisch und Eyer, jedoch von der letztern Kost nur wenig, weil sie das übrige Essen nur schmackhafft damit machen wolten. Es stunde zwar bey ihnen die Wahl, ein oder anders Haus im Dorff, welche doch durchgehends niedrig und dunckel waren, für sich auszulesen: allein der Capitain erwählte eine Art einer Reise-Herberge, oder Caravansera, durch welches die Lufft schön durchstriche. In selbiges gaben sie ihm eine Ruh-Bauck, nebst einer Schiff-Matte, darauf zu schlaffen, und zwar zur besondern Ehr-Bezeugung; während sein Sohn, wie der gemeine Mann daselbst gewohnt, auf einer Matte auf den blossen Boden liegen muste. Die Stadt, wo man sie eingelagert hatte, war sehr ungesund, massen die Leute durchgehends mit kalt- und hitzigen Fiebern behafftet, so gar, daß kaum jemand zu finden, der den Gefangenen ihr Essen anschaffte. Endlich wurde der Capitain sowol, als sein Sohn, an eben denen Zufällen Bett-lägerig, und obgleich der alte Mann sein hitziges Fieber bald abschaffte, fiel er doch in eine grosse Schwermuth, starb, aus lauter Gramm, irgends innerhalb Jahres-Frist, und ward von seinem Sohn, nachdem er ihn in seine eigne Kleider und die Schlaff-Decke eingewickelt, gegen dem Walde zu, unweit dem Dorffe Bonder-coos-wat, in der Provintz Hotcourly, ungefähr in der Mitte der Insul, begraben.

Als der Kayser des Schiffs-Capitains Tod vernommen, ließ er sich um die Ursache dessen erkundigen, und weil er meynte, es sey irgends der Mangel

des

des Unterhalts daran Schuld geweſen, ertheilte er ſcharffen Befehl, deſto gröſſere Sorge für den Sohn zu tragen. Wie ihm dann auch ſeine vorhin gehabte Portion um viel verbeſſert wurde.

Die übrige Schiffs-Leute, ſo in verſchiedene Dörffer einquartiret geweſen, ſpeiſeten Wechſels-weiſe in jedem Hauſe, wohin ſie beſchieden waren. Wo ſie des Mittags aſſen, da hatten ſie ihre Abend-Koſt und Nacht-Lager auf einer Schilff-Matte, wie das andere Haus-Geſinde, und giengen, wie es gemeiniglich geſchicht, wann der Kayſer einen Gefangenen einem Dorffe anbefiehlt, des andern Morgens wieder nach einer andern Herberge. Nach Verflieſſung einiger Friſt, erhielten ſie gröſſere Freyheiten. Man ließ ſie von einem Dorffe ins andere ſpatzieren, und ohne Geleite ihre Cameraden beſuchen. Dann ſie waren von der See-Küſte ſo weit ab, und die Wege durch die Wälder ſo ſtarck beſetzt, daß das Flüchten gantz und gar unmüglich. Allein, als ſie merckten, daß die Einwohner Befehl bekommen, ſie mit guter Koſt zu verſorgen, bis ſie zu dem Kayſer nach Hofe entbothen würden, fiengen ſie an, ſich über ihre Wirthe zu erheben, fuhren ihnen übers Maul, ja warffen ihnen, wann das Eſſen nicht nach ihrem Geſchmack, die Schüſſeln nach dem Kopffe. Weil auch ihre Kleidung allmählig zerriß, zwangen ſie die Leute, den Reiß ungekocht zu laſſen, und ihnen noch einmal ſo viel zu geben, als ſie nöthig hatten, und verkaufften den Uberſchuß, um ſich neue Kleider anzuſchaffen. Auf ſolche Art lebten ſie ein Jahr nach dem andern, bis ſie Mützen-Stricken lernten, wovon ſie etwas baar Geld erübrigten. Weil ſie auch wuſten, daß ſie unter Kayſerlichem Schutz ſtünden, brachten ſie die ihnen zugefügte Beſchwehrden bey der Obrigkeit an, und bekamen allemal Hülffe. Endlich wurde jeglichem vergönnt, ſein eigen Haus zu haben, worinn ſie Schweine, Ziegen und zahmes Geflügel um ſich hatten. Einige trieben Krähmerey, oder diſtillirten Arack; Andere hingegen legten ſich auf den Acker-Bau, bis ſie zuletzt nach Hofe entbothen wurden, woſelbſt ſie noch verſchiedene ihrer Lands-Leute vorfanden.

Zwey Jahre zuvor, ehe Capitain Knox und ſeine Geſellſchafft gefangen wurden, waren noch dreyßig Engländer von dem Schiff, der Perſianiſche Kauffmann, auf dieſer Inſul ans Land geſetzt. Dieſe muſten alleſammt nach der Reſidentz Candy wandern, allwo ſie der Kayſer etliche Jahre aufhielte, und ihnen Eſſen und Kleider gab. Gedachter Fürſt hatte an zween jungen Burſchen, Hugo Smart und Henrich Man, ſo groſſes Belieben, daß er ihnen am Hofe anſehnliche Bedienungen ſchnckte, und manchmahlen gantz vertraulich mit ihnen von den Sitten und Gebräuchen der Engländer, und der Gröſſe ſelbigen Königreichs, redete. Dieß war gerade

rade zur Zeit der Revolution; und er hörte nichts liebers, als wann die Engländer die Holländer auf der See geschlagen. Weil aber Smart, dem Vermuthen nach, mit dem Holländischen Gesandten irgends sich unterredet haben möchte, wurde der Kayser darüber so eyfersüchtig und mißtrauisch, daß er ihn in ein Dorff im Gebürge verwieß, woselbst er auch seinen Geist aufgegeben. Der andere, Henrich Man, wurde, weil er von den Portugiesen einen Brief bekommen, und ihn dem Kayser nicht gezeiget, sammt dem Schreiber, von den Elephanten zu Tode getreten. So gar überaus mißtrauisch war dieser Printz; Und damit sein Land und Kriegs-Macht denen Ausländern nicht verrathen werden möchte, wurde alle Correspondentz durch Briefe, oder sonsten, bey den allerschwersten Straffen verbothen.

Im Jahr 1664 schickte der Gouverneur des Forts, St. George, Herr Eduard Winter, an den Kayser einen Brief, welches eine Supplique war, daß Se. Majestät die gefangene Engländer erlassen möchte. Das dann auch versprochen, aber niemahls gehalten wurde. Kayserlicher Seits war man ohnedem schon gewohnt, allerley Mittel anzuwenden, um sie in seinem eigenen Dienste zu behalten; Allein das traurige und recht greßliche Beyspiel ihrer Lands-Leute, nemlich Hugo Smarts, und Henrich Mans, benahm ihnen alle Lust, sich zu diesem Vorschlag überreden zu lassen.

Mittlerweile ereugnete sich in Candy ein Aufstand. Des Kaysers Pallast wurde berennt, und er selber, sich ins Gebürge zu flüchten, genöthiget. Hierdurch verlohren die Engländer ihren gewöhnlichen Unterhalt, und litten 3 bis 4 Monathe grosse Hungers-Noth, bis der Kayser die Rebellen bezwungen, und wieder auf seinen Thron gelangt. Da er sie dann allesammt wieder in ihre Quartiere nach den Dörffern sandte, und sie hingegen ihr voriges Gewerbe und Land-Wesen anfiengen. Die meisten unter ihnen traten in die Ehe, und zeugten Kinder. Bloß Herr Knox, nebst noch einem, blieben in einem Hause beysammen, und ledigen Standes, biß sie einige Gelegenheit zur Flucht absehen möchten. Gedachter Capitain Knox kaufte ein Stück Landes, welches mit Obst-Bäumen recht wohl angebauet war, für 5 Reichsthaler, worzu noch etwas Acker-Feld gehörte, worauf er Korn säen konte. Da er dann ein weit bequemers Haus, als er vorher gehabt, aufrichtete. Nunmehr stunden die Leute des Landes in der Einbildung, sie hätten sich allbereits so feste niedergelassen, daß kein Verdacht eines Ausreissens mehr auf sie zu werffen; Liessen sie also, eignen Gefallens, wohin sie wolten, lauffen. Wiewohl Herr Knox berichtet, daß, weil der Mangel einer Frauen, welche zum Land-Bau vornehmlich gebraucht würden, ihn zum Säen und Erndten nutzuglich machten, er sich auf den Wucher gelegt, und wie ohnedem des

Landes

Landes üblich, Koen zu 50 pro Cento ausgethan. Wobey er aber auch nicht vergißt, anzumercken, daß derjenige, so solchen Handel treibt, vieler Gefahr, um sein Geld zu kommen, unterworffen, oder es doch manchmahlen lange Zeit ausstehen lassen müsse. Dann wann er bey Einheimsung des Korns seines Schuldeners nicht persönlich zugegen, kämen andere, die diesem gleichfalls etwas vorgestrecket hätten, und nähmens ihm vor dem Munde weg, ohne daß der, so Geld von ihm darauf geborget, ihm etwas davon nach Hause brächte. Wiewohl der, so einem Geld auf sein Korn vorgeschossen, und nachgehends doch das Nachsehen haben müste, das Jahr hernach das Capital doppelt empfienge. Nur mit dem Unterscheid, daß der Zinß, wann einer auch 7 Jahre nach einander zu kurtz käme, dennoch nie höher als 100 auf 100 stiege. Hiernächst richteten Knox und sein Camerade eine gewisse Art einer Handelschafft an, indem sie an einem Ort des Landes ein Guth ein- und an einem andern wieder verkaufften. Durch dieses Mittel hofften sie, mit der Zeit den Weg nach der See-Küste zu entdecken, und also zu entfliehen. Allein es brauchte noch etliche Jahre, bis sie ihren Entzweck erhalten können. Nach mancherley Erfahrung befanden sie, daß die Pässe nach dem Norden am schlechtsten bewachet wären, und versahen sich dahero mit solchen Waaren, die sie wusten, selbiger Enden den besten Abgang zu haben; Nemlich mit Toback, Pfeffer, Knoblauch, Kämmen, Schwerd-Feger-Arbeit, und dergleichen. Weil aber keine Heer-Strassen dahin gingen, sondern sie lauter kleine krumme Fuß-Steige durchs Gehöltze vor sich fanden, trafen sie nicht geringe Schwürigkeiten an. Endlich geriethen sie gleichwohl an die äuserste Gräntzen des Kayserthums, musten aber, weil sie ihre Waaren verkaufft, und keine Ausrede mehr für ihr Herumschwärmen, hatten, nunmehro zu ihrer Gesellschafft zurück kehren. Sie versuchtens mit dergleichen Gewerbe nachgehends noch 9 bis 10 mahl, konten aber keine Gelegenheit finden, durchzukommen, und wurden, weil wenig süß Wasser dortiger Gegend zu finden, und das, was man noch antraff, sehr schlecht war, nach der Rückkunfft gemeiniglich gantz kranck. Auf die letzte lehrte man sie, das Bang-Laub, so einen dumm macht, und bey den Indianern viel im Gebrauch ist, aufgetrücknet, mit Jaggory oder grobem Zucker, im Wasser zu genieſſen. Wodurch dann alle üble Würckungen eben so gehemmet wurden, als ob sie Brandtwein oder andern Spiritum darauf gegossen hätten. Drey bis vier Jahre konnten sie wegen der Dürre nicht zum Land hinaus, weil selbige einen solchen Mangel unter den Leuten, in Ansehung der Speisen, verursachte, daß kein Reisender sich für baares Geld, oder andere sonst sehr begierig gekauffte Waaren, sättigen konnte.

Digitized by Google

Nach ſo manchen vergeblich-vorgenommenen Anſtalten, um wieder in ihr Vaterland zu gelangen, glückte es ihnen doch endlich, indem ſie ihren Weg nach Annurodgburro, einer am weiteſten in des Kayſers Herrſchafften gelegenen, und am nächſten an das, von Malabaren bewohnte Land der Wannys, ſtoſſenden, Stadt nahmen. Bey ermeldtem Annurodgburro traffen ſie einen Fluß an, an welchem ſie ihren Weg hin zu nehmen ſich entſchloſſen. Weil er nun etlicher Orten feuchte, wieſe ihnen dieſes gleichſam einen Pfad. Zu gutem Glücke wars der Fluß Molwat, ſo im Nord-Weſten von Ceylon, unweit dem Eyland und Hafen Manaar, denen Holländern zuſtändig, läufft. Als ſie einſtens des Nachts reiſeten, erblickten ſie einen auf ſie zukommenden wilden Elephanten. Hierauf machten ſie Halte und Feuer, ſaſſen bis frühen Morgens dabey, und das Ungeheuer begehrte gar nicht auf ſie zu eilen, oder ihnen einigen Schaden zu thun. Daher zu glauben, daß ſie niemand beleidigen, als der ſie vorher erzürnet. Geſtalten Herr Knox erzehlet, daß in denjengen Ländern, die er durchgereiſet, deren eine groſſe Menge an den abgebrochenen Zweigen und umgekehrten Bäumen, zu ihrem Futter, deutlich genug zu erkennen geweſen. Sie begegneten auch Bären, wilden Schweinen, und Büffel-Ochſen, welche aber bey ihrem erſten Anblicke, gleich davon lieſſen. Dahero dann, wann ſolche Raub-Thiere nach Menſchen-Fleiſch ſo begierig, als manche Reiſe-Beſchreiber melden, die Reiſen durch daſige Länder gantz unmüglich wären. Ein Tieger hat ihnen einſt ein Stück Fleiſch weggeraubet, ohne ihnen anders zu ſchaden. Ob wol der äuſerſte Hunger ſie manchmal zum Menſchen Raub gleichwol veranlaſſen mag. So mögen wir auch anmercken, daß man daſelbſt ſo viel Gefahr wegen der Schlangen und Scorpionen nicht ausſtehe, als insgemein befürchtet wird. Maſſen in den 20 Jahren, da Herr Knox dieſes Eiland durchwandert, er niemal einiger Gefahr wegen ihres Biſſes oder Stiches Meldung thut. Die, ſeiner Rede nach, in obigem Fluß häufig vorhandene Crocodille thaten ihnen auch nicht das geringſte Leyd. Was aber unſere Reiſende anbelangt, kamen ſie, auf die Letzte nach den Holländern zuſtändigen Veſtung AREPPO, von dar ſie nach dem Eiland Manaar geſandt, allda freundlich aufgenommen, und ihnen nachgehends die freye Fahrt nach Columbo bewilliget worden. Daſiger Holländiſcher Gouverneur befragte ſie ſehr genau um die Macht und Regierung des Kayſerthums Candy, und nachdem ſie ihm in allem völliges Genügen geleiſtet, ſchickte er ſie nach BATAVIA, woſelbſt Herr Knox und ſein Camerade eine nach England ſeegelfertige Flotte antraffen, ſich auf eines derer Schiffe begaben, und ſo behalten in ihr Vaterland zurück kamen.

Das

Digitized by Google

Das fünffte Capitel.

Beschreibung des Kayserlichen Hofes, seiner Macht und Einkünffte, Gesetze und Straffen, Müntze, Gewicht und Maasse.

DEs Kayſers auf Ceylon, in dem entlegenſten und unzugängbarſten Gebürge, unfern der Stadt *Digligyneur* gelegener Pallaſt, iſt mehr zu ſeiner Sicherheit, als nach äuſſerlichen Pracht, gebauet. Die Gebäude davon ſtehen ſelber nicht an einander, ſondern es ſind etliche hier und dar beſonders vertheilte Häuſer, oder ſo eingerichtete Zimmer, daß man niemahls eigentlich wiſſen kan, in welchem er ſchlaffe. Seine Ober-Officiere und Generale bewachen die innere Hof-Plätze ſelber, haben jegliche Nacht ihren angewieſenen Poſten, worinn ſie bleiben müſſen, und ihre Soldaten liegen vor der Mauer drauſſen. Seine Leib-Wacht beſteht aus Negroes oder Caffers, zu welchen Mohren er mehr Vertrauen, als zu ſeinen eignen Leuten, trägt; Geſtalten er eben deswegen ſie zu ungewiſſen Zeiten auf die Ronde ausſchickt, um zu ſehen, ob die drauſſen Wacht-haltende Officier auch fleißig auf ihrer Huth ſeyen.

Er läßt ſich vornehmlich von hübſchen jungen Burſchen aufwarten, welche ſeine Deſſavàs, oder Statthalter, jeglicher in ſeinem Gebiethe, fleißig aufſangen, und nach Hofe ſenden; Gleich ſie auch mit wohl-geſtalten Mädgen thun, die ihm als Kebs-Weiber zur Hand gehen, oder doch das Eſſen für ſeine Tafel zu rechte machen müſſen. Ja Herr Knox berichtet uns, was maſſen, bey ſeiner erſten Ankunfft in ſelbiges Reich, der Kayſer alle ſchöne, ſo wohl verheyrathete als ledige, Portugieſinnen, ohne Unterſcheid, wie und wo man ſie nur finden und bekommen können, auffſuchen laſſen; Da er dann, nachdem er die ihm anſtändige ausgeſucht, die übrige zurück geſandt, oder in gewiſſe Dörffer verlegt, um daſelbſt ſo lange, bis er ſie zu ſich entböthe, in Verwahrung zu bleiben.

Wenn er ausgeht, iſt ſeine Leib-Wacht ſehr Zahl-reich. Unter andern hat er eine Compagnie Portugieſen, und noch eine von lauter Holländern, unter Officierern von eben ſolchen Nationen. Vor ihm her gehen Trommeln, Trompeten, und andre blaſende Inſtrumenten, mit ſingenden Weibs-Perſonen vornen an. So dann folgen auch ſeine Elephanten, Hand-Pferde, Jäger mit

Digitized by Google

ihren Falcken, und dergleichen mehr. Dieſer gantze Aufzug erſcheint zum öftern, auf Sr. Majeſtät Befehl, vor der Einfahrt ſeines Pallaſtes zur Aufwartung, ob er irgends ſich heraus begeben möchte: Da er doch manchmals nichts weniger als dieß im Sinne hat. Und ſolches rühret bloß aus der ungemeinen, ja überflüßigen Sorgfalt dieſer Printzen, für ihre Perſon, her.

Bey der Tafel ſitzt er gantz allein auf einem Stuhl, vor welchem ein kleiner, mit weiſſem Cattun bedeckter Tiſch, ſtehet. Man trägt ihm 20. biß 30. Gerichte ins Zimmer, wobey die Träger ein Tuch vor dem Mund haben, und der Kayſer, welcher eine tieffe güldne Schaale, in deren ein Blat von breitem Weegerich liegt, vor ſich hat, fordert diejenige Speiſe, zu deren er am meiſten Luſt bekommt, welche ihm dann von einer Perſon, die, gleich den vorigen, um keinen Athem darein zu laſſen, mit einer Decke über Naſe und Mund verſehen, hingelangt wird.

Seine Unterthanen fallen, wenn ſie die Gnade haben vor ihn zu kommen, dreymal auf ihr Antlitz, ſtehen hernach auch nicht auf, ſondern hocken auf ihren Ferſen, und brauchen gegen ihn ſolche ehrerbietige Worte, als ſie faſt nicht höher bey ihrem Gottesdienſt im Munde führen. Eine ihrer gewöhnlichen Redens-Arten iſt: Eure Majeſtät könte wol Gott ſeyn! Sich hingegen nennen ſie ein Stück von einem Hund, oder von ſonſt einem verachteten Thiere, das ſie nicht wehrt ſeyen, ſich ihm zu nähern: Und wann ſie ſich wieder abführen, kriechen ſie ſo lange zurücke, bis ſie ihm aus den Augen kommen.

Wann ſeine Hof-Bediente die Aufwartung bey ihm haben, iſts ihnen nicht vergönnet ihre Eheweiber, oder andre Frauens-Perſonen, zu berühren. Ja er will nicht einmal geſtatten, daß ihre Frauen, während der Aufwartung bey Hofe, in der Stadt bleiben, und wer ſich innerhalb ſolcher Friſt bey einem Frauenzimmer betreten läßt, hat ſeinen Hals verwürckt.

Dieſer groſſe Herr richtet ſeine meiſte Reichs-Angelegenheiten durch zweene öberſte Staats-Bediente, Adigars genannt, aus, an welche die Unterthanen, wann ihnen in niedern Gerichten zu nahe geſchieht, zu appelliren befugt. Nach ſolchen Adigars folgen, in Anſehung der Authorität, ſeine Deſſavas, oder Statthalter, auf welchen die Bürgerliche ſowol als Militair-Gewalt beruhet. Sie müſſen ſich beſtändig bey Hofe aufhalten, und ihre Aemter durch Unter-Gouverneurs, Carlividani genannt, welche wieder geringere Befehlhaber unter ſich haben, verſehen laſſen. Doch giebts in jeder Landſchafft einige Dörffer und Städte, welche der Gewalt des Gouverneurs eben ſo wenig, als des Kayſers Kron-Güter, und der Prieſter-Theile, unterworffen.

Der

Digitized by Google

Der Kayser kan, weil er an kein Gesetz noch Herkommen gebunden, alles thun, was er will. Die Ländereyen giebt er auf eine oder andere Weise zu Lehen, da dann einige seiner Vasallen ihm zu Kriege dienen, andre mit ihrer Arbeit zur Hand gehen, und die übrige ihre Gebühr an Vieh, Korn, Obst, oder eigen aus Holtz verfertigten Sachen abtragen müssen. Es giebt gewisse Dörffer, darin sich der Kayser alles, was nur auf selbigem Boden wächst, zueignet, wobey der Land-Mann nichts als die blosse Kost für sich behalten darf. Und diese verschencket er manchmal an seine Hof-Leute oder Beamten, welche, so lange sie ihre Posten bekleiden, den Nutzen davon ziehen. Die übrige Länder sind erblich, fallen vom Vater auf den Sohn, und tragen keine andre Last, als was die Vorfahren davon geliefert haben.

Das Volck bringt seine Schatzung des Jahrs dreymal nach Hofe, und ein jeglicher, welcher einiges Amt oder Bedienung bey dem Regiment hat, giebt seinem Souverain Geschencke an Gold, an Edelgesteinen, an Silber-Geschirr, an Gewehr, oder an Baum-wollenen Tüchern. Einige verehren auch Silber-Müntze, dessen aber da zu Lande wenig vorhanden. Die Grossen sind darauf bedacht, ein Edelgestein von grossem Wehrt, oder irgend etwas anders curiöses, als den sichersten Weg zur höhern Beförderung, oder doch ihres Amts Vergewisserung, anzuschaffen. Ohne die jährliche Einkünfften und gedachte Verehrungen, läßt der Kayser alles, was ihm anstehet, seinen Unterthanen abfördern, und wann es seinen Amt-Leuten einfällt, alle Früchte, und was nur das Erdreich trägt, zu des Kaysers Gebrauch zu verlangen, darf der Eigenthümer selbige mit keinem Finger berühren; Also daß er würcklich über alle Einkünffte und Gewächse aller, unter seiner Bothmäßigkeit gelegenen Länder, eine vollkommene Gewalt hat, selbige, wann die Bedürffnis seiner Regierung irgends deren benöthiget, denen Eingesessenen wegzunehmen.

Seine Kriegs-Macht betreffend, hält er, ausser seiner Leib-Wacht derer Caffers, und einer mäßigen Anzahl Europäer, keine Soldaten auf den Beinen. Die Land-Militz, welche, wegen ihr zum Lehen ausgethanen Ländereyen, zu Kriegs-Diensten verpflichtet, zeucht nach der Reyhe auf die Wache, und ist, der Grösse der Insul nach, zu rechnen, wol so starck, als sonst ein Fürst bey uns an Land-Ausschuß ordentlicher Weise unterhält. Die Dessavas und Generale liegen allezeit zu Felde, oder im Pallast auf ihren Posten. Diese Land-Trouppen sind in Regimenter, jedes von ungefähr 1000. Köpffen, eingetheilet, und stehen unterm Commando eines Metteralls oder Obristen. Sie dienen insgesamt zu Fuß, weil auf der gantzen Insul keine andere Pferde, als die man von ausserher hinein bringt, zu finden. Der Kayser vertraut einem

Digitized by Google

General selten das gantze Heer, aber sie nehmen manchmal, für ihren eignen Kopf, mit ihren Detachementern, Sachen vor, worüber die Holländer offt veranlasst werden ihnen Schaden zu thun. Allein es bleibt doch bey dieser Weise, als einem geringern Ubel, weil er sonst, wofern er einem das völlige Commando übergäbe, noch grössern Unheyls sich befürchtet.

Der Soldaten ihre Gewehre sind breite Schwerdter, Piquen, Musqueten, oder Bogen und Pfeile. Daneben haben sie auch eine Art Canonen, etwas wie unsere Feld-Stücke, die aber so klein und leicht, daß 3. oder 4. Männer sie auf den Schultern wegtragen können: Ihre Zelten sind von Tallipot-Blättern, so sie mit Stangen, wie unsre gemeine Soldaten pflegen, aufschlagen. Bagage- oder Rüst-Wagen haben sie nicht, sondern jeglicher trägt seinen eignen Bündel, und wann nichts mehr darinnen, läßt man sie heim gehen, und mehr holen. Also daß, nach dem ersten Monath, da sie zu Felde gelegen, die Armee gemeiniglich durch das gantze Land, um sich mit neuem Proviant zu versehen, zerstreuet ist. Wiewol, dem Vernehmen nach, die viele Holländer, Portugiesen, und andre, in Kayserlichen Diensten stehende, Europäer, sie unlängst eine bessre Kriegs-Disciplin gelehret.

Es gehet schwer her, sie zu einer allgemeinen Schlacht zu bringen; sondern sie ziehen sich, wann ihnen die Holländer ein Stück Landes wegnehmen wollen, zurücke, bis daß sie dieselbe auf Abwege und in beschwerliche Pässe im Gebürge gelockt, worin sie die Portugiesen und Holländer manchmal, wann diese sich keines Feindes in der Nähe vermutheten, überfallen, und von ihren Leuten abgeschnitten haben. Wann ihr erster Angriff vorüber, halten sie fürs Beste, nach den Felsen und Bergen zu lauffen, und eine frische Gelegenheit abzuwarten, ihrem, im Gehöltze verirrten Feind, von neuem auf den Leib zu gehen. Auf solche Weise führeten sie mit den Holländern vor 40. oder 50. Jahren ihre Kriege. Sie kamen herab, und überfielen ihre Leute, während sie mit dem Zimmet-Schehlen beschäfftigt waren, und lieffen hernach wieder nach den Bergen zu, woselbst die Holländer, ihnen nachzujagen, selten ihre Rechnung fanden. Hingegen beraubten diese auch, nachdem sie sich aller See-Häven bemeistert, die Einwohner dieses gantzen Caneel-Handels.

Sie haben keine andere als von der Natur gemachte Vestungen; man möchte dann ihre Thore, so sie auf allen Wegen und Pässen nach ihrem Lande zu haben, dafür rechnen wollen. Diese Thore bestehen aus einem Schlag-Baum, dessen Aeste mit Fingers-dicken und fast Eisen-harten Dornen besetzt. Ihr Absehen ist damit nicht, sie, wie bey uns, zuzuschliessen, sondern als ein Schutz-Gatter aufzuziehen, und wann man auf den Fersen hinter ihnen drein ist,

schnelle

schnelle niederfallen zu lassen. Hier hinter sollen sie Stand halten, und da so wol, als aus dem dicken Gebüsche, Rechts- und Lincker-Hands, Feuer geben, so, daß die Kugeln und Pfeile manchmal so dick, als Hagel, fallen, unerachtet nirgends kein Feind zu sehen. Dergleichen Scharmützel haben die Europäer zuweilen auch mit den Indianern auf dem festen Lande.

Die Provintz Conde Uda zu Candy gehörig, ist von Natur so beschützet, daß sie keiner Befestigung bedarff. Denn auf welcher Seite man auch zu selbiger kommt ist doch nicht anders hinein zu kommen, als durch hohes Gebürge und dickes Gebüsche, welches nur enge Fußpfade, welche an bequeme Orten mit dicken Dornhecken besetzt, mit vorbesagten Schlag-Bäumen geschlossen, und Tag und Nacht mit Wächtern versehen sind. Bey den Weddas hat jedes Gebiete derselben auf seinen Gräntzen eine Wacht, welche alle Reisende anhält, und wenn sie bey ihres Districts Aeltesten oder Obern angemeldet und passirt werden, biß zum nächsten Gebiet, durch die Wälder begleitet. Ihr Gewehr sind Pfeile mit eisernen Spitzen, und Bogen von 9 biß 10 Schuh lang, welche an einem Ende gleichfalls eine eiserne Spitze haben, die sie zwischen ihren Zähnen in die Erde stecken, wenn sie schiessen, und die ihnen im Handgemenge auch statt eines Spiesses dienen können.

Gesetze des Landes, haben sie keine andre als ihres Ober-Herrn Willkühr. Doch leidet er nicht, daß seine Statthalter einen Missethäter am Leben straffen, sondern behält dieses für sich selber, und fordert die Delinquenten kurtz und gut, ohne weitläufftigen Proceß, vors Gerichte. Diejenige, so in seinen Gedancken Unrecht haben, werden gestrafft, wann die Beweißthümer gegen sie auch noch so schlecht. Bey ihm brauchts, um einen um Gut und Leben zu bringen, weiter nichts, als daß er, wie gemeldet, denckt, es habe einer was verbrochen. Seine Elephanten sind die meiste Zeit seine Büttel, welche dem Verurtheilten die Glieder entzwey brechen, und ihn, je nachdem es ihnen befohlen wird, gantz zu Tode treten. Andere werden gespiesset, und die er Hoch-Verraths verdächtig hält erstlich gepeiniget, und ihnen hernach das Fleisch mit glüenden Zangen vom Leibe gerissen. Und zwar bleibts bey dem Missethäter allein nicht, sondern auch sein Vater und gantzes Geschlechte muß sein Verbrechen mit dem Tode, oder doch Verweisung ins Elend, mit büssen. Um geringer Ursachen willen werden öfters seine gröste Bediente in Fessel und Bande geschlagen, und doch nachgehends wieder in ihre vorige Aemter eingesetzt. Es ist auch keinem eine Schande, solche Züchtigung auszustehen. Die gewöhnlichste Art aber, diejenige, so man wieder begnadigen will, abzustraffen, ist ihre Verweisung nach einem oder andern Dorffe, um daselbst bewacht zu werden, biß sie ihren Fehler merklich bereuet.

Digitized by Google

reuet. Bißweilen wird ihrer auch gar vergeſſen, und ſo bleiben ſie all ihr Lebetag gefangen.

Was die Kron-Folge betrifft, iſt ſelbige erblich, daß der Kayſer deßfalls nichts veranſtaltet. Doch hat er, dem Anſehen nach, Macht, dieſen oder jenen ſeiner Söhne von der Nachfolge auszuſchlieſſen, oder ſeine Länder unter ſie zu vertheilen. Wie auf dieſer Inſul mehr als einmahl geſchehen.

Der Weddas ihr Land iſt unter ihre Geſchlechter vertheilet, und die Ober-Häupter der Stämme ſind allzeit zugleich Gouverneurs, aber alle aneinander ſo verbunden, daß ſie eine Art der Ariſtocratiſchen Regierung ausmachen, und bisher ihre Freyheit wieder den König von Candy behauptet haben. Ihre Obern ſind auch ihre Geſetzgeber und Richter, doch haben ſie auch einige Unter-Obrigkeiten unter ſich, ſonderlich nach denen Caſten oder Geſchlechtern unter welche ſie ebenwol wie die Cingaleſen und Malabaren vertheilet ſind. Wiederfährt einen Unrecht ſo ſetzt er ſich mit einem grünen Zweige vor die Thüre eines ſolchen Beammten, biß ſeine Sache unterſucht wird, erhält er innerhalb 7 Tagen kein Recht, ſo ſteckt er den Zweig daſelbſt in die Erde, und rächet ſich ſelbſt, oder verläſſt ſein Geſchlecht. Gegen die Holländer würden ſie ſich nicht wie gegen den König von Candy beſchützet haben, wann ihr Land ſo angenehme Wahre ausliefern könte, als die Weſt-Küſte. Nun es aber nichts anziehendes hat, laſſen ſie es auch ſein ſelbſt ſeyn und bleiben.

Seit die Holländer auf Ceylon ihre Gouverneur und Statthalter gehabt, haben ſie durch dieſelbe, und ihre Räthe oder Beamte, das Regiment eben ſo geführet, als ſie in andern ihren eroberten Plätzen ſowol in Bürgerlichen als Staats-Sachen zu verfahren gewohnt. Sie haben auch die Einwohner mit eben derſelben Authorität, als vormahls ihre eigne Landes-Herren, regieret und beſchirmet, und eben dieſelbige Vor-Rechte genoſſen. Imgleichen haben ſie die Eingeſeſſene bey dem eingeführten Rang und Ordnung, unter der Ober-Aufſicht des Gouverneurs, verbleiben laſſen. Die Ländereyen und Dörffer ſind mit eben denen Beſchwehrungen an die beſondere Caſtas oder Geſchlechter vergeben oder verkaufft, und die Holländer genieſſen an Hof-Dienſten, oder aber an Kopf-Geldern, eben die Vortheile davon, als ihre einheimiſche Printzen genoſſen, oder zum wenigſten ſo viel, als man von den Einwohnern friedlich bekommen kan, als welche ſich ohnedem nicht leichtlich eine Laſt, die ſie vorhin nicht getragen, auflegen laſſen. Wie ſie dann über ihren alten Gewohnheiten und Gerechtſamen gar ſehr halten.

Des geprägten Geldes iſt, obangeführter maſſen, bey ihnen nur wenig. Insgemein tauſchen ſie eine Waare für die andere ein. Die Portugieſen

Digitized by Google

münzten, nachdem sie sich hier niedergelassen hatten, einiges Silber, welches die Cingaleser *Tangum Massa* nennen, und etwa 9. Stüver wehrt ist. Noch giebts eine Art Geldes, so der gemeine Mann selber in Gestalt eines Fisch-Angels verfertiget, und welches noch feiner, als das Silber an den Reichsthalern. Samt einer dritten Gattung, die der Kayser schlagen läst, und kleine dünne Pleche sind, deren 75. auf ein Stück von Achten oder Spanischen Thaler gehen. Diese darf niemand bey Lebens-Straffe nachmachen.

Ihr kleinstes Gewicht ist ein Collonda, wovon 6. einen Spanischen Thaler wägen. 20. Collondas machen ein Pollam, welches etwa fünff viertel Pfund ist. Das gewöhnliche Maaß von Tuch und Leinwand ist eine Elle, das geringste Korn-Maaß aber die Potta, oder so viel, als ein Mensch in seiner Hand aufgehäufft halten kan. 4. Pottas sind ein Maaß Bonder Nellia, oder das Kayserliche Maaß genannt. 4. solcher Maassen machen 1. Courney, und 10. Cournies 1. Paal, so aus 40. Maassen bestehet. 6. Paale sind 1. Ommunas, nach welchem sie gemeiniglich ihren Vorrath an Korn rechnen. Der Rede nach straffen sie die Leute nicht, daß sie die Maassen zu klein, sondern zu groß machen. Dann weil Korn offt so gut, als baar Geld, machen die Wucherer ihr Maaß so groß als sie können, damit sie von ihren Schuldnern, bey der Bezahlung, desto mehr empfangen.

Das sechste Capitel.

Von ihrer Religion oder Gottesdienst, Tempeln, Götzen und öffentlichen Fest-Tägen.

Die Cingaleser verehren einen obersten GOtt, Schöpffer Himmels und der Erden. Sie fallen aber darneben auch vor den Bildnissen ihrer Heiligen oder alten Helden, von denen sie glauben, daß sie auf der Welt gewesen, und nun zu Engeln oder dienstbaren Geistern des grossen Schöpfers worden, nieder. Doch ist der Vornehmste unter diesen geringern Gottheiten ihr Abgott Buddu, wovon sie ebenfalls glauben, daß er vom Himmel herab gekommen, der Menschen ewige Seeligkeit zu befördern, und von dem Gipfel desjenigen Berges, welchen die Portugiesen Pico d'Adam, oder den Adams-Berg nennen, und worauf er einen Fußstapffen in dem Felsen, wobey sie jetzo ihren Gottesdienst verrichten, hinterlassen haben solle, wiederum hin-

auf gen Himmel gefahren ſey. Sie verehren auch die Sonne und den Mond, ſamt andern Planeten, in der Meinung, als ob darinn eine groſſe Krafft zu ihrer zeitlichen Glückſeeligkeit ſtecke. Jeder Stadt und Ort eignen ſie einen Schutz-Geiſt, deſſen Macht ſich allein über die darin befindliche Einwohner erſtrecke, zu. Uberdieß hat meiſtens ein jeglicher Menſch ſeine eigne Haus-Götzen, denen zu Ehren ſie kleine Capellen, einer Elle groß auf einem Pfahle, in ihren Gärten und Höfen aufrichten, Lampen anzünden, Bluhmen ſtreuen, und Reiß nebſt andern Eß-Waaren opffern, wobey ſie dieſelbe alle Morgen anbeten, in der Einbildung, daß die, bey ihnen für einen Mittler und Fürſprecher geltende Perſon, die ſolches Bild vorſtellt, am Hofe des Himmels ein Groſſes vermöge. Jeder erwählt denjenigen, zu dem er das meiſte Vertrauen heget, oder welchen er am hefftigſten fürchtet. Dann ſie halten dafür, es gebe böſe Geiſter, welchen GOtt zulaſſe, die Menſchen mit Kranckheiten und anderm Unglück zu plagen, deren Zorn ſie dann alſo durch ihr Gebet und Opfer abzuwenden trachten.

So viel man weiß, ſind dem Höchſten GOtt keine Prieſter noch Tempel, ſondern nur ihren dreyerley Unter-Gottheiten geweyhet; Die erſte Claſſe ſind die Tirinanxes oder Ober-Prieſter des Gottes Buddu, welche in ſeinen Vehars oder Tempeln wohnen, und denen groſſe Einkünfften in den Ländereyen angewieſen ſind. Dieſe werden allezeit aus dem vornehmſten Caſt oder Stamm erwählet, und haben über alle andere Prieſter die Ober-Hand. Die Unter-Prieſter ihres obgedachten Abgotts Buddu, heiſſen Gonni, deren Kleidereyen ſo als derer Tirinanxes, nemlich ein gelber Rock, welcher, gleich einem Camiſol, nach unten zu gefaltet, und ein Stück von eben dem Tuch, über die Schulter hangend. Kopf und Arme ſind bloß, und der Schedel glatt abgeſchohren, der Bart aber iſt deſto länger. Sie wickeln auch eine breite gelbe Binde um ihre Lenden, und tragen einen runden, an einem Stock befeſtigten Schirm ſich für der Sonnen-Hitze zu ſchützen, in den Händen.

Der Pöbel bücket ſich vor ihnen zur Erde eben ſo als vor den Bildniſſen ihrer Götzen, oder vor ihrem Landes-Herrn, und wo ſie nur irgends in einem Hauſe einkehren, da wird alſobald eine weiſſe Leinwand auf einem Stuhl, um darauf zu ſitzen, hingeleget, welches eine Ehre, die nur dem Kayſerlichen Geblüthe erwieſen wird; Und dabey ſind ſie von aller Ausgabe von ihren Ländereyen befreyet.

Ihr Stand verbeut ihnen alle und jede weltliche Bedienungen, maſſen ſie bloß des Gottesdienſtes zu warten verpflichtet. Sie dürffen keine Weiber

ber nehmen, noch mit Frauenzimmer umgehen. Wein zu trincken, und mehr als einmal des Tags zu essen, ist ihnen auch nicht erlaubet: Und ob sie gleich Fleisch geniessen mögen, ausser Rind- und einig anderem verbothenen Fleische, werden sie doch bey Schlachtung irgend eines Viehes die Hand nie mit anlegen, ja nicht einmal es ausdrücklich bewilligen, geschweige befehlen. Sie können, ihres Gefallens, ihren geistlichen Orden wieder verlassen; Gleich auch von einigen geschiehet, um die Freyheit zu haben, sich zu verehlichen. Dieses gehet ohne alle weitere Ceremonien an, als daß sie die gelbe Kleidung ablegen, selbige in den Strohm werffen, sich vom Haupt zum Füssen waschen, und also volkommene Layen werden. Manchmal tituliret man diese Priester auch Söhne des Gottes Buddu, und verehret sie als Heilige; Und kein König solte sie nach ihrem Darfürhalten, um irgend eines Verbrechens willen zur Straffe ziehen: Gleichwol hat einer einmal etliche die wider ihn bewaffnet befunden worden, hinrichten lassen.

Der zweyte Orden bestehet aus denjenigen Priestern, welche des Altars bey andern Heiligen und Helden warten. Dieser ihre Tempel werden Dewals genannt, worzu auch gewisse Stücke Landes vermacht sind. Gemeldte Priester werden auch aus den Hondrews, als dem höchsten Stamme, genommen, welchen ich aber nur dem Nahmen nach verändert, und mit dem Braminen-Cast, auf dem festen Lande, für eines halte. Diese sind an ihrer Kleidung von den Weltlichen oder Layen nicht zu unterscheiden, ausser daß sie dieselbe reinlich halten, und sich, so offt sie den Gottes-Dienst verrichten, allezeit vorher waschen. Sie dörffen allerhand Gewerbe und Geschäffte treiben, weil ihre Einkünffte weit geringer als der Buddu-Pfaffen, so daß sie ohne Neben-Arbeit vor sich nicht zu leben hätten. Dem ungeachtet pflegen sie ihres Amtes in den Tempeln Morgen und Abends, ja noch öffters, wann sie genug einzunehmen haben: Da dann das Volck gekochten Reiß und Früchte für die Thüre des Tempels bringt, so der Pfaffe aufhebt, und dem Götzen darbeut. Wann es dann eine Weile da gestanden, trägt ers wieder hinaus, und die Spiel-Leute und Sing-Weiber, deren Amt es ist, vor ihren Abgöttern zu singen und zu spielen, wie auch die andre Bediente des Tempels, essens sodann, nebst den armen Leuten, auf. Doch wird diesen Götzen niemals Fleisch geopffert.

Der dritte Priester-Orden heisst Jaddeles, und ihre Tempels Covels, denen keine Einkünffte vermacht; Sondern jedweder, wems beliebt, stifftet einen Tempel, und ist ohne einige Wahl oder Einweyhung, selber Priester darinne. Diese scheinen Priester ihres bösen Geistes zu seyn, und deswegen schicken sie,

wann einer kranck wird, nach einem solchen Jaddese, und geloben dem Satan, den sie für den Urheber ihres Unfalls achten, einen Hahn, doch bleibt dieser so lange in der Eigenthümer ihrer Gewalt, bis der Pfaffe dienlich findet, ihn zu opffern. Zu diesen Geistern wendet sich das Volck auch als zu einem Orackel, und wann der Priester anfängt zu rasen, meinen sie, er habe Göttliche Eingebung, tragen alsdann ihre Fragen vor, und nehmen seine Antwort für unfehlbar an.

Sie mögen opffern was sie wollen, essen sie doch davon niemals einen Bissen, sondern es wird insgemein unter die Armen ausgetheilet, und solle etwas gewöhnliches unter ihnen seyn, ihre Frucht-Bäume einem oder andern Geist zu weyhen, damit sie nicht gestohlen werden. Massen ihre Nachbarn sodann keine Hand daran legen, in der Einbildung, daß sonst der Geist, dem sie zugeeignet worden, ihnen hernach übel begegnen möchte. So dürffen sie auch solche geweyhete Früchte keinem, der sie verlangt, geben, und ehe sie selber davon genieſſen, muß etwas davon in dem Tempel geliefert werden.

Ehe sie eine besondere Arbeit anfangen, als Säen, Erndten, Dreschen verrichten sie allezeit vorher ihre Andacht, eine jede Familie vor sich: Zusammen kömmt man da des Gottes-Dienstes halben, niemals als an Fest-Tagen, sondern jeder läufft nach dem Tempel, wann ihn seine eigene Noth treibet. Doch wählen sie insgemein den Mittwochen und Sonnabend, ihre Gottheiten zu verehren, in der Einbildung, daß ihr Gebeth an solchen Tagen von ihnen am ersten erhöret werde.

Jedes Jahr auf den Neu-Mond, entweder im Brach- oder Heu-Monat, ist ein rechter Feyer-Tag, so man Perakar nennt, und bis zum Voll-Mond währet. Alsdenn bringt ein jeder der es vermag den Priestern ein Opfer. Hernach werden in den vornehmsten Städten vierzig bis funfzig aufgeputzte, und mit kupfernen Glocken behängte Elephanten, welche um die Stadt herum und durch deren Haupt-Strassen marschiren müssen. Hinter diesen gehet das Volck, als Riesen gekleidet, zum Gedächtniß einer gewissen Art Menschen, welche, ihrer Sage nach, von alten Zeiten auf dem Erd-Boden gewohnet. Hernach kommen Trommeln, Trompeten und andre blasende Instrumente, Tänzer und Tänzerinnen, welche im Tempel aufwarten, in verschiedenen Hauffen, und hinter diesen ein paar Pfaffen auf einem Elephanten, welcher mit weisser Leinwand und köstlichem Zeuge bedeckt ist. Einer dieser Priester hat einen gemahlten, und mit seidenen Fähnlein und Blumen-Bändern gezierten Stock auf der Achsel, und stellt den Allout neur Dio, d. i. den GOtt Himmels

und

Digitized by Google

und der Erden, vor, während der andre Pfaffe, so hinter ihm sitzt, ihm einen Sonnen-Schirm über dem Kopf hält. Noch ein paar Elephanten, jeder von 2 Priestern, von geringern Göttern, geritten, kommen ein wenig hinter ihnen auf der rechten und lincken Hand, und hinter diesen folgen die Knechte oder Aufwärter derer Priester in ihrem besten Schmuck. Sodann erscheinen etliche hundert derer vornehmsten Frauens-Personen, je drey und drey in der Reyhe, und die hohe Staats-Bediente, nebst denen Kriegs-Obristen mit ihren Soldaten, beschliessen den Zug, welcher zweymal, nemlich einmal bey Tage und einmal bey Nacht, durch die gantze Stadt herum gehet, während die Gassen überall mit Fahnen und Wimpeln, Aesten von Cocos-Nuß-Bäumen, und brennenden Lampen, so Tags als Nachts behänget und aufgeputzt sind. Dieß geschieht alle Tage vom Neu-Mond an bis zum Voll-Mond. Mittlerzeit thut man nichts, als singen, tantzen, und Kurtzweil, so sich zu grossen Freuden-Festen schickt.

Noch feyren sie ein jährliches Fest beym Voll-Mond im November. Da sie vor ihren Tempeln, eben so als vor des Kayſers Pallaſt, sehr lange Stangen in die Erde stecken, und sie voll Lichter hängen; diese Feyer dauret nur eine Nacht.

Im Neu- und Voll-Mond opffern sie ihrem Abgott Buddu Reiß und Früchte, und auf ihren Neu-Jahrs-Tag, im Mertzen, stellen sie ihm zu Ehren ein Fest an, doch nicht in seinem Tempel, sondern auf dem Berge Hammalella, oder anderwerts unter einem gewissen grossen Baum, und das gantze Land hält sich für schuldig, mit Weib- und Kindern entweder dort- oder dahin zu gehen, ausser wann sie durch Kranckheit oder andre Zufälle darum verhindert werden.

Dieser Berg, oder Pico d' Adam, dessen oben gedacht worden, und welcher der höchste auf der gantzen Insul ist, liegt der Landschafft Hammalella gegen Mittag. Auf selbigem ist, ihrer Meinung und Vorgeben nach des Buddu Fußstapfen, wie er gen Himmel gefahren, eingedruckt. Deswegen sie eben diesem Fußstapfen göttliche Ehre zu beweisen, rund um ihn her brennende Lampen setzen, und ihre Opffer auf den Gipfel des Felsen bringen, woselbst derselbe, als auf einem Altar, zu sehen. Die dargebrachte Opffer werden unter die Mahometanische Faquirs, oder Mohrische Bettler, welche, bloß in der Hoffnung derselben, um solche Zeit von festen Lande herüber kommen, gestellen ihnen diese Freyheit vor Alters von einem derer Kayſer von Condi Udu soll eingeräumet worden seyn, ausgetheilet.

Der obberührte Heilige Baum stehet im Mitternächtlichen Theile der Kayserlichen Landschafften von Annarodgborow. Mit diesem Baum scheinet es eben so hergegangen zu seyn, als mit der Capelle zu Loretto. Er ist nemlich übers Meer von einem Land ins andere gereiset, und hat sich endlich zu Annarodgborow selber verpflantzt. Unter seinen Aesten pflag der Abgott Buddu auszuruhen, und man findet selbiger Gegend die Ueberbleibsel einiger mit unglaublicher Arbeit aus dem Felsen herausgehauenen Tempeln, welche die heutige Einwohner eben deswegen für ein, bloß den Riesenähnlichen Leuten möglich gewesenes Werck, ansehen, und ihrer eben darum annoch jährlich gedencken.

Man hält's für eine gantz besondere Andacht und Frömmigkeit, den Bau der dem Götzen Buddu gewiedmeten Tempeln, zu befördern, und ihme Opfer zu bringen. So gar auch das vornehmste Frauenzimmer schickt seine Bediente aus, bey dem gemeinen Mann eine Gabe zum Opffer zu erbetteln. Andere tragen sein gemahltes Bildnis zu dem Ende herum, und bekommen von dem Volcke, das ohnedem sehr guthertzig, eine reiche Bey-Steuer. Erhalten sie nun etwas, so lautet der Danck gemeiniglich also: Der Seegen der Göttern und des Buddu begleite euch überall! Euer Korn werde reiff! Euer Vieh gedeyhe! Euer Leben wäre lang! u. s. w.

Andere lassen einen Tempel bauen, oder Götzen machen, und erbetteln hernach das Geld, den Meister damit zu bezahlen. Man schreibt denen Götzen-Bildern keine Heiligkeit zu, biß erst die Augen daran fertig, sondern sie gelten in des Künstlers seiner Werckstatt mehr nichts, als ein anderes Stück Metall. Stehen aber die Augen drinnen, so ist der Götze gantz vollkommen, und kömmt aus des Meisters Hause nach der Capelle oder Pagode, woselbst ihm unter singen, tantzen und opffern, seine Stelle angewiesen wird.

Sie haben hier eben so, als auf dem festen Lande, Götzen-Bilder von unterschiedlicher Gestalt, so aus Silber, Kupffer und anderm Metall, ja manchmahlen auch aus blossen Leinen, verfertiget werden. Allein in des Buddu Tempeln sehen sie Menschen gleich, mit übereinander geschrenckten Beinen, in gelben Kleidern wie ihre Pfaffen, und stellen gewisse Heilige vor, welche, laut ihrer Aufsätze und Legenden, die Leute zur Tugend angewiesen, oder sonst dem menschlichen Geschlechte Gutes gethan.

Es ist eine ungeheure Menge Götzen-Tempel, von allerhand Gattung durchs gantze Land verstreuet. Worunter etliche von gehauenen Steinen und vortreflicher Bildhauer-Arbeit, viele Jahr-Hunderte müssen gestanden haben, weil das heutige Geschlecht solcher Bau-Kunst gantz unkündig, daß sie so gar nicht einmal, wenn etwas

was daran zerfällt, dasselbe wieder auszubessern wissen. In Vintane, zum Exempel, stehet einer, welcher im Umfang 130 Schuh, und ungemein hoch ist. An der Erde ist er Ey-rund, nach dem Gipfel zu spitzig, und oben gantz vergüldet. Das Bau-Wesen dieser Tempel scheinet einerley mit den heydnischen Pagoden derer Indianer auf dem festen Lande, und man glaubt, gleich jenen, daß sie von einer Art Riesen aus harten Felsen gehauen worden. Man möchte aber füglicher darfür halten, sie seyen unter der Regierung gewisser mächtiger Monarchen in selbigem gantzen Welt-Theil aufgerichtet worden, welche eben so wol ihr Gedächtnis durch Erbauung solcher erstaunenden Wercke, zu der ewigen, als die Ehre derjenigen Götter, so sie verehret, zu befördern gesucht. Diese Meinung wird durch eine allgemeine Tradition in gantz Indien unterstützet, daß nemlich einstens eine Zeit gewesen, da alles unter dem Chinesischen Kayserthum gewesen. Was diesen Satz noch mehr bestärcken möchte, ist die Aufrichtung der ungeheuren Mauer gegen die Tartarn, welche bey 300. Meilen lang, und noch immer gantz bleibt. Diejenigen Käyser, welche solche Wunderwercke ausführen können, vermögen ja auch wol die kostbarste Pagoden, als wir in Indien finden, aufzurichten: Und zwar ohne Hülfe der Riesen, oder einige Hexerey, welchen der gemeine Mann dergleichen Dinge, nebst allem, was ihre Macht und Kunst übersteigt, zuzuschreiben pflegt. Doch dem seye wie ihm wolle, so ists gewiß, daß die Künste und Reichthum in diesen Ländern vor alten Zeiten mehr geblühet, als jetzo.

Sie sind ungemein abergläubig und achten viel auf Zeichen. Erblicken sie des Morgens beym Ausgehen einen Weissen oder eine schwangere Frau, so bedeut es ihnen gut Glücke in ihren Geschäfften. Wenn sie hingegen bey ihrer Arbeit Niesen, oder das Geschrey eines gewissen Ungeziefers hören, so einer Eydexe gleicht, hören, fahren sie eine geraume Zeit nicht fort damit. Sie haben auch eine Wahl glück- und unglücklicher Tage oder Stunden. Der Christliche Gottesdienst wird in dem Gebiet der Holländer von ihnen selbst geübet, und auch den Heyden gelehret. Sie haben auch, ohne die Kirchen und Prediger in den vornehmsten Städten der Ost-Indischen Compagnie, an verschiedenen Oertern des Landes, Kirchen und Schulen, die Einwohner und ihre Kinder darin zu lehren, und in der Christlichen Religion zu unterrichten. Uber diese haben sie gewisse Aufseher und Beamte bestellen müssen, welche sie, samt den Predigern und Schulmeistern, zu gewissen Zeiten besuchen, sich des Zustandes derselben erkundigen, den Wachsthum der neuen Christen genau erforschen, und was zu deren Nutzen und Aufnahme dienlich, veranstalten.

Das

Das siebende Capitel.

Von ihren Heurathen, Zustande der Ehe-Weiber und Kinder: Und endlich von ihren Begräbnissen.

Die Heurathen werden hier eben so, wie in allen andern heydnischen Ländern, gemeiniglich von den Eltern gestifftet, wann die Kinder noch gantz jung, als welche darum gar nicht befraget werden. Nur tragen sie, wie auch in andern Theilen von Indien, Sorge, daß das Ehe-Paar aus eben dem Cast, Stamm oder Geschlechte seye. Wann alle Dinge richtig, und man es Zeit erachtet, sie zusammen zu lassen, bringt der Jung-Geselle oder schickt seiner künfftigen Frau ein Stück Baumwollen-Zeug, 6 oder 7 Ellen lang, und ein geblühmtes leinwandenes Futter-Hembd. Trägt es selber hin, so schlaffen sie schon selbige Nacht bey einander, und nehmen die Abrede, wann die Hochzeit vor sich gehen, oder der Mann sein Weib in sein Haus abholen solle. Tags vorhero, ehe er sie von ihren Eltern wegnimmt, stellt er sich, nebst seinen Verwandten, des Abends bey ihnen ein, bringt Confect und andern Vorraht mit sich, da dann eine Abend-Mahlzeit, je nach ihrem Vermögen, angerichtet wird, Braut und Bräutigam mit einander isst, und hernach in einerley Zimmer schläfft. Folgenden Tags wird auch ein Gastmahl des Mittags angerichtet, und wenn dieses vorbey, geht die Procession aus der Braut väterlichem Hause nach des Bräutigams seinem, da dann die junge Ehe-Frau allzeit vor dem Manne her tritt. Die Freunde und Verwandten statten etliche Tage hernach ihren Besuch bey ihnen ab, bringen ihr Essen mit, und machen sich bey dieser Gelegenheit noch einmal zusammen lustig. Doch kan ich nirgends finden, daß die Pfaffen zur Einsegnung der Eheleute gebethen werden. Die Ursache davon möchte wol diese seyn, daß man auf Ceylon diese Verbindungen für so unzertrennbar nicht ansiehet, als in unserm Welt-Theile. Dann wann es ihnen, nachdem sie ihre Art und Naturel probiret, nicht länger anstehet, haben sie die Freyheit, sich von einander zu scheiden, und sich was neues zuzulegen. Dieß thun sie manchmal zwey bis dreymal nach einander, ehe sie jemand recht nach ihrem Sinn antreffen. Weil sie aber ihren Töchtern einen Antheil an Viehe, Sclaven, Geld u. s. w. zur Aussteuer mitgeben, muß solches ihnen so, oder doch dem Wehrt nach, beym Abzug hinwiederum ausgekehret werden, und die männliche Erben fallen dem Manne, die weibliche aber der Frau anheim. Obgleich

ein

ein Mann nur eine Frau haben darff, soll es doch gar gemein unter ihnen seyn, daß ein Weib zween Männer, ja so gar zween Brüder zur Ehe habe, welche mit einander haußhalten, und die Kinder erkennen beyde für ihren Vater. Wann die Töchter groß werden, machen sie sich gantz nichts daraus, junge Buben bey ihnen schlaffen zu lassen, biß sie Gelegenheit finden zu heyrathen.

Die Männer sind nach getroffener Ehe auch so höflich, daß wann ein guter Freund sie besucht, sie, neben anderer guten Bewirthung, ihm ihre Frau oder Töchter zum Beyschlaff anbieten, absonderlich wann er von vornehmer oder aus einem höhern Stamme. Hingegen wäre es ein nicht zu verzeyhendes Verbrechen, dieselbe einem Mann von geringerm Herkommen, Preiß zu geben. Falls aber bey aller dieser Freyheit einer bey des andern Weib, ohne des Mannes Erlaubnis, läge, wird es für ein so abscheuliches Laster gerechnet, daß er den Ehebrecher samt der Ehebrecherin, wann er sie beysammen antrifft, ohngeahndet todt schlagen darff.

Die Frauen machen sich hieselbst kein Gewissen, Kinder abzutreiben, und wissen damit treflich umzugehen. Sie haben bey ihrer Niederkunfft keine rechte Hebammen, sondern die guthertzige Nachbarinnen reichen ihnen desfalls hülfliche Hand. Kaum ist das Kind auf der Welt, so fragt man Stern-Deuter und Wahrsager, ob es unter einem glücklichen oder unglücklichen Gestirn, imgleichen ob es zur guten oder bösen Stunde, gebohren? Ist das letzte, so lassen sies Hungers sterben, oder werffens weg oder in einem Fluß, oder schenckens jemand anders. Dann wann das Kind gleich den Eltern zum Schaden gereichen könte, dürfte es doch, ihrer Meinung nach, einem Frembden Glück bringen.

Die Cingaleser geben zwar ihren Kindern, nach Belieben, Namen, um sie dadurch in der Jugend zu unterscheiden, wann sie aber erwachsen, ruffen sie ihnen dabey niemals, sondern mit dem Namen ihres Stammes, oder des Orts, wo sie hingehören, oder des Amts und Arbeit, so sie versehen.

Wann jemand Vornehmes stirbt, so wird der Leichnam ausgezogen und gewaschen, und so bald er mit einem leinwandenen Tuch bedeckt, auf einer Baare an einen hohen Ort getragen und verbrannt. Ists aber ein Bedienter beym Hofe, wird der Cörper nicht eher eingeäschert, bis desfalls Kayserlicher Befehl eingelauffen, welches manchmalen eine ziemliche Weile ansteht. In solchem Fall hölen seine Verwandten den Stamm eines Baumes aus, und legen die Leiche, welche sie vorher ausgeweidet und eingebalsamiret, hinein, schütten die leeren Stellen voll gantzen Pfeffer, vermachen diesen Sarg nachher so dicht als möglich, und begraben ihn so lange in ein Zimmer seiner Wohnung,

hung, bis des Kayſers Ordre zu ſeiner Verbrennung angelangt. Sodann wird der Cörper erſt auf einem Scheiter-Hauffen, 3 Schuh hoch von der Erde, und noch mehr Holtz oben darauf gelegt, und, wann es eine Perſon von Anſehen, ein mit Fahnen und groß und kleinen Wimpeln geſchmückter Bogen oben drüber gemacht, und alles mit einander verbrannt. Nachhero legen ſie die Aſche zuſammen, umzäunen den Ort, und richten eine Art einer Sommer-Laube darüber auf. Geringere Leute wickeln ſie gemeiniglich nur in die Schilf-Matten, worauf ſie ſonſt ſchlaffen, und begraben ſie, im Gefolge ein Paar Freunde, in das Gehöltze, ohne einige weitere Ceremonie, als daß ſie dieſelbe, wie bey uns Chriſten geſchieht, vom Morgen gegen Abend legen: Von beſonders Grabſtätten aber weiß man unter ihnen nichts.

Etliche Tage hernach laſſen ſie einen Pfaffen in das Trauer-Haus holen, welcher etliche geiſtliche Lieder ſingt, und für des Verſtorbenen Seele bittet. Das anweſende Frauenzimmer läſſt die Haare fliegen, wringt die Hände, führt die herzbrechendſte Worte über den Verluſt ihres Freundes, erzehlt alle ſeine löbliche Thaten, und bedauert den Zuſtand, künftig ſeiner miſſen zu müſſen. Dieß wiederholen ſie Morgens und Abends, etliche Tage nach einander, während die Manns-Perſonen die gantze Zeit über ſtehend, eben wie die Quäcker bey ihrem ſtillen Gottesdienſt, ächzen und klägliche Geberden machen. Allein, ſo betrübt ſie ſich auch dabey anſtellen, heiſſt es dennoch, es ſeyen lauter Verſtellungen, und des Weibes, die ihren Mann verlohren, erſte Sorge, einen andern wieder zu bekommen; Maſſen ſie unter keinen ſo ſtrengen Geſetzen leben, als die Indianerinnen auf dem feſten Lande. Vielmehr iſt die Ceyloniſche Regierung gegen die Wittwen ſo gnädig, daß ſie, dem Bericht nach, gar keine Schatzung erlegen dörffen.

Anhang

Anhang
von den
MALDIVIschen Eylanden.

Ungefehr 600 Englische Meilen Süd-Westlich von Ceylon und dem Cap. Camoryn ab, liegen die Maldivische Eylande, welche von dem vornehmsten darunter, auf welchem der Regent seine Residentz hat, nemlich Mala, also genannt werden. Sie erstrecken sich vom 2 Grad mittäglicher Breite, bis an den 7 Grad Norder Breite, Nord-West- und Süd-Ostlich. Ihre Anzahl ist sehr ungewiß, indem einige sie auf 1000, andere aber gar auf 1200, rechnen. Es sind aber viele darunter nichts anders, als kleine Klippen oder Flecken Sandes, welche eben über das Wasser heraus ragen, und kaum den Namen eines Eylandes verdienen, daher sie auch von manchem See-Fahrenden nicht darzu gezehlet werden, das dann vermuhtlich zu dem so grossen Unterschied der Anzahl unter denen Reise-Beschreibern Anlaß gegeben haben mag. Sie sind meistentheils mit Felsen und Sand-Bäncken rings herum umgeben, und lassen sich zu Schiffe nur an 3 oder 4 Oertern ankommen. Überhaupt ists flaches niedriges Land.

Die Monsons oder Passat-Winde, wie auch die Ströme im Meere, sind meist eben, so als auf der Küste von Malabar, beschaffen, und mit den Jahrs-Zeiten hält sichs eben so.

Vermuhtlich sind sie aus Arabien bevölckert worden, weil die Einwohner selbiger Nation am ähnlichsten sehen, und ihre Religion Türckisch ist, da ihre Nachbarn auf Ceylon und der Malabarischen Küste Heyden, und von Farbe weit bräuner sind. Allesammt stehen sie unter einem Herrn, und werden von den Erd-Beschreibern in 13 Provintzen eingetheilet. Die Canäle oder Durchfahrten zwischen vielen dieser Eylande lassen sich durchwaden, und sind nicht 1 Steinwurf breit, auch viele darunter öde und unbewohnt, wie ich dann auch nirgends lese, daß einiges Reis oder Korn darauf wachse. Am beträchtlichsten sind sie wegen ihrer Cocos-Nuß-Bäume, welche ihnen zum Essen und Trincken, Seilen, Bau-Holtz, und be-

Digitized by Google

kaunter massen zu noch vielen andern Sachen dienen. So werden hier auch die kleine See-Muschelgen, bey uns Cories oder Mohren-Zähne genannt, in ungeheurer Menge gesammlet, welche statt des Geldes, um kleine Sachen, fast durch gantz Indien gangbar. Uberdieß haben sie einen Uberfluß an guten Fischen, welche, nebst ihren Wurtzeln und Cocos-Nüssen, ihr bestes Essen. Vom Fleisch finde ich auch nicht, daß sie dessen mehr als Korn-haben, aber, dem Vernehmen nach, bekommen sie Reiß aus Bengalen für ihre Meermuscheln. Zuweilen wird Ambra zwischen diesen Eylanden angetroffen, gewiß aber ist, daß man noch nicht erfahren, ob sie etwas hervor brächten, das irgend eine Nation in Europa anlocken könte, sich auf ihnen nieder zu lassen.

E N D E.

Digitized by Google

gestochen von J.C. Pingeling, in Hamburg. 1747.

Digitized by Google